II 32 M 5

4 A(4) 147 (1)

Uiber die

Bestimmung

des

Menschen.

Für

das gebildete Publikum

von

Dr. J. G. Gruber.

Erster Theil.

Zürich und Leipzig, 1800,
bei J. B. Schiegg, g. F.

Yd(b)110-1

086224611

Staatl. Bibliothek Passau

Seiner Majestät

Friedrich Willhelm

dem Dritten

Könige der Preußen

allerunterthänigst gewidmet.

Groß ist die Würde des Menschen, erhaben seine Bestimmung.

Sie aus des Menschen Natur, der Entwicklung seiner Fähigkeiten und Kräfte kennen zu lehren, ist das Geschäft des Denkers. Eine herrliche Beschäftigung!

Menschen so zu leiten, nur solche Anstalten zu treffen, daß sie hienieden das Ziel erreichen können, auf welches sie ihr Schöpfer hinwies, ist des denkenden und ädeln Fürsten Geschäft. Warlich die mühsamste Beschäftigung!

Aber auch dreidoppelt rühmlich und belohnend! Einen solchen Fürsten lohnt sein Bewußtsein, die Aussicht auf die Ewigkeit, der Dank der Mitwelt, das Lob der Nachwelt.

Der Schriftsteller weist jeden Fürsten auf ihn, als Muster.

Heil der Preußen ädelm Könige!

Vorrede.

Daß ich nach Spaldings treflichem Werke über denselben Gegenstand noch neuerdings zu schreiben unternahm, dürfte leicht manchen an eine Ilias post Homerum erinnern. Der ehrwürdige Greis hat in dem Raume von wenigen Bogen des Menschen Bestimmung so wahr, und dabei so hinreißend schön, so eindringend herzlich dargestellt, als ich dies vielleicht nie könnte. Ursache genug für mich, mein Werk dem Publikum nicht ohne Besorgniß in die Hände zu geben, allein dennoch nicht, es gänzlich zurück zu halten.

Wie vieles hat man nicht seit Erscheinung jenes Spaldingischen Werkes über den Menschen, seine Natur und Bestimmung einerseits gedacht, und andererseits gefabelt, geträumt, und radotirt. Wenn dieser den Menschen zu einem Gotte zu erheben suchte, so würdigte ihn jener zu einem Pavian herab; wenn dieser ihn deshalb glücklich pries, weil er im Fortschritt der Kultur zum Philosophen und Künstler sich aufzuschwingen fähig gewesen, so behauptete der andere, dies sei nur Fluch für ihn, und nur in kindlicher Unbefangenheit und Einfalt gedeihe die zarte Pflanze seines Glückes; wenn nach diesem der Mensch in einem Staate nur Heil und Segen fand, so zeigte gleich ein anderer, daß nur die Staaten der pestilenzialische Sumpf seien, aus dem alles Elend über die Menschheit sich ergieße; wenn dieser die Menschen als

Engel schilderte, so malte sie jener als Teufel ab; wenn der eine darzuthun sich bemühte, der Mensch sei zur Tugend und Unsterblichkeit geboren, so lehrte bald ein anderer, nur zum frohen Genusse des Lebens sei er da; wenn dieser die Tugend als das höchste Gut der Menschheit pries, so pries jener die Glückseligkeit dafür, und ein noch anderer Glückseligkeit und Tugend im Verein; und wenn dies Letzte bald allen am meisten einleuchtete, so blieben sie auch in diesem Punkt nicht völlig einig, indem des einen Meinung dahin gieng, daß Glückseligkeit der Lohn der Tugend sei, und auf sie folge, indeß der andere behauptete, Glückseligkeit sei dem Menschen hienieden nicht bestimmt, sondern er sei nur deshalb da, um ihrer durch Tugend sich würdig zu machen. Genug, des Streites war fast kein Ende, die Partheien zertheilten sich immer

mehr, und wenn dies manchen nicht gar zum schädlichsten Indifferentismus führte; so mußte er doch wohl, da er von jenen Meinungen allen so vieles sprechen gehört, auch nach Lesung jenes schönen Spaldingischen Werkes bei sich selbst die Frage aufwerfen: „ist wohl dieses alles auch gegründet, und irr' ich nicht, wenn ich es für Wahrheit nehme?“

Deshalb schien es mir sehr gerathen, des Menschen Bestimmung aus dem Ganzen seiner Natur zu entwickeln, und so gleichsam die Gründe aufzuzeichnen, aus denen der würdige Spalding seine Resultate zog, denn sobald diese richtig dargestellt waren, konnte durchaus kein Zweifel übrig bleiben, ob es so sein müsse, oder auch anders sein könne.

Dieses aber war in der That bei der jetzigen Krisis der Philosophie kein ganz leichtes Unternehmen, und man ist hier keinen Augenblick sicher, nicht von der einen Parthei als Formelnbeter, und von der andern als Popularphilosoph, und mithin von irgend einer als Schwachkopf ausgeschrieen zu werden, denn Unhöflichkeit fängt nachgerade an unter den philosophischen Schriftstellern Ton zu werden. Doch dies wäre am Ende wohl noch zu übersehen, wenn man nur für seine Person dabei immer gewiß bleibt, nicht aus Anhänglichkeit an ein System, in das man sich mit Anstrengung hineinstudirt hat, der Wahrheit zu nahe getreten zu sein. Ich hoffe dies nicht gethan zu haben, denn mein eifrigstes Bestreben war, alles, was nur entfernt einer Hypothese ähnlich sah, erstlich für nichts weiter, als für eine solche zu ge-

ben, aber zweitens und hauptsächlich ganz und gar bei Seite zu lassen, und mich lediglich an Thatsachen zu halten, die nicht nur von uneingenommenen Menschen, sondern auch sogar von jeder Sekte zugestanden werden mußten.

Dieses Benehmen war ich der Wichtigkeit des Gegenstandes schuldig. Was mich selbst betrifft, so bin ich mir bewußt, nichts als das, was ich nach dem ernstesten anhaltendsten Studium, für Wahrheit anerkannt, niedergeschrieben zu haben, und ich versichre jeden zukünftigen Beurtheiler dieses Werks, daß kein einziger Satz in ihm vorkommt, den ich nicht genau überlegt hätte. Wollen diese Beurtheiler gerecht sein, so werden sie auch gestehen müssen, daß sie auf manche neue Ansicht darin gekommen sind, und Spuren des Selbstdenkens nie

vermißt haben. Ich sage dieses nicht aus Prahlerei, sondern bloß aus dem Grunde, damit, wenn hin und wieder ein Satz vorkommt, der nicht eben in einem Compendium steht, man nicht glaube, er sei dem Verfasser aus Uibereilung und Unbedachtsamkeit entschlüpft. Selbstdenken ist jedes Menschen Schuldigkeit, und gewiß ist es ein heiliges, unverletzbares Privilegium des Schriftstellers, alles, was er bei seinem Selbstdenken, und nach angestellter Prüfung als Wahrheit anerkannte, auch als solche aufzustellen. Einem Schriftsteller aber, der dies gethan zu haben sich bewußt ist, ist man wohl auch die Achtung schuldig, seine Sätze ebenfalls erst zu prüfen, bevor man sie verwirft, und sie nur aus hinlänglichen Gründen zu verwerfen. Sich auf den Dreifuß hinsetzen, und herabrufen, „das ist nicht,“ oder wohl gar alles zu

Scherz verdrehen, ist aber allerdings leichter, als gründliche Widerlegung, auf die es doch hier ganz allein ankommen kann.

Genug aber von der Materie des Werkes. Jetzt nur einige Worte noch über seine Form.

Meiner Absicht nach sollte dieses Werk nicht für einige wenige, die in die neuere oder neueste Philosophie und ihre Mysterien eingeweiht sind, sondern für ein größeres gemischteres Publikum, für jeden nämlich, der überhaupt nachzudenken fähig ist, und über die drei wichtigsten Gegenstände alles Wissens, Menschenleben, Natur, und Gottheit, schon nachgedacht hat, — für ein gebildetes Publikum also bestimmt sein. Deshalb schrieb ich mir einerseits Klarheit, Deutlichkeit und möglichste Bestimmtheit im Vortrage vor, glaubte aber auch anderer-

seits diesem Vortrage durch einigen Schmuck, Abwechselungen, u. s. w. ein höheres Interesse geben zu dürfen, ja zu müssen, ohne jedoch das größere Interesse der Gründlichkeit jenem aufzuopfern. Nur glaube man nicht, daß manches in dem ersten Theile, z. B. die Einleitung, die Scene im Walde, die Einführung des jungen Grafen — z — g, bloß zum Schmucke dienen solle, denn man wird nach Durchlesung des ganzen Werkes bald finden, daß ich noch ganz etwas anderes damit beabsichtigt haben möge, so wie überhaupt der Eingang gleich sich dann selbst rechtfertigen wird. Dies muß ich hier deshalb sagen, damit unsre litterarischen Inquisitoren in — — u. s. w., und noch sonst mancher feine Kopf sich nicht beikommen lassen, gleich in den ersten Zeilen den Jakobiner in mir gewittert zu haben.

Was den Gang der Darstellung anbelangt, so ist auch dieser gewählt. Der regste und zuerst in dem Menschen erwachende Trieb ist doch sonder allen Zweifel der nach Glückseligkeit. Daß er wesentlich in unserer Natur gegründet sei, muß selbst der größte Sophist zugeben, was man aber unter Glückseligkeit zu verstehen habe, wie und wodurch man sie erlange, und ob man sie überhaupt hienieden erlangen könne, darüber sind selbst die redlichsten Wahrheitsforscher nicht einig mit einander. Ich glaube einen Moment aufgefunden zu haben, durch den die Partheien einander näher gebracht werden, und wodurch der Streit über den Evdämonismus und kategorischen Imperativ sich gütlich schlichten läßt. Man wird mich darüber einen Mediocristen schelten, allein das darf mich nicht abhalten, das Meinige redlich zu thun, und — wie Göthe

sagt — Schröpfköpfe nur dort anzusetzen, wo sie ziehen. Darum also geht meine Darstellung von einem — aber sehr gewöhnlichen — Vorurtheile aus, darum faßt sie den gangbaren Begriff von Glückseligkeit, als sinnlich-angenehmen Lebensgenuß auf, darum schildert sie das hierauf begründete System sogar mit blendenden Farben, darum bietet sie allen Witz zu seiner Vertheidigung auf, darum kommt sie auf alle Grillen Rousseaus, auf alle Neckereien Voltaire's — nur um die Wahrheit am Ende desto sicherer zu fassen, desto lieber zu halten. So lange der Irrthum nicht gänzlich gestürzt ist, kann man der Wahrheit keinen Tempel bauen.

Dies das Wesentliche meines Plans. Es ist möglich, daß ich in der Ausführung bisweilen nicht vollkommen geleistet habe, was

ich sollte und wollte, und ich selbst weiß es, daß manche Nachlässigkeit im Style Tadel verdiene, und um so mehr, da ich selbst bekenne, es für Pflicht des Schriftstellers zu halten, das Wahre, wo möglich, stets mit dem Schönen zu vermählen. Die etwas verwickelten Verhältnisse des Verfassers, unter denen er dieses Werk ausarbeitete, und die ganz eignen Schicksale, welche dieses Werk selbst vor seiner Herausgabe schon erfuhr, können mir in dieser Hinsicht vielleicht zur Entschuldigung dienen.

Es war schon zur Ostermesse 1799, daß der (unrichtige) Titel dieses Buchs im Meßkataloge stand. Herr Fichte hatte damals noch nicht angekündigt, daß er ein Werk über denselben Gegenstand herausgeben werde, und ich erfuhr dies erst nachher von einem meiner Freunde in Jena, der mir zugleich

meldete, daß Herr Fichte sein Werk nach Prinzipien der Wissenschaftslehre bearbeite. Desto unerwarteter war mir die Ankündigung dieses Philosophen: „Was außer der Schule brauchbar ist von der neueren Philosophie, sollte den Inhalt dieser Schrift ausmachen; vorgetragen in derjenigen Ordnung, in der es sich dem kunstlosen Nachdenken entwickeln muß," und ich gestehe, daß mir dadurch für das Schicksal meines Werkes bange zu werden anfieng, denn mit einem Fichte mich messen zu wollen, bin ich in der That nicht eigenliebig genug. Ich erwartete etwas seinen Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten ähnliches, und sah mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, wo ich dies Fichtesche Werk erhalten würde. Als ich bis zum letzten Briefe in meinem ersten Theile gekommen war, erhielt ich es, und fand es, zwar

vortreflich, und in jeder Ansicht neu, wie es sich von einem so scharfsinnigen Denker erwarten ließ, aber dennoch nicht ganz so, als ich es erwartet hatte. Dies richtete meinen Muth wieder auf, denn ich habe mir wirklich ein ganz anderes Publikum gedacht, als wahrscheinlich Herr Fichte.

Möge mein Werk in geräuschloser Stille manches Gute stiften, hie und da die verlorne Ruhe einer schönen Seele, Frieden und süße Hofnung einem gedrückten Herzen wieder geben, — dies ist alles, was ich von ihm wünsche, und — hoffe!

Leipzig, am 26sten Februar 1800.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Uiber die Wichtigkeit der Kenntniß seiner Bestimmung S. 12

Uiber der Nutzen dieser Kenntniß 13

Uiber die Art und Weise, zu dieser Kenntniß zu gelangen 14

Ist der Mensch wohl zum Elend bestimmt? 29

Vorfall, welcher dies zu beglaubigen scheint 30

Und woraus geschlossen wird, daß die Thiere glücklicher seien, als der Mensch 35

Gründe für diese Meinung 39

Gründe gegen diese Meinung 44

Beweis in einem Beispiele, daß man hierüber nichts entscheiden könne, ohne vorher gehörig untersucht zu haben, was der Mensch denn wohl eigentlich sei, weil sich nur hieraus ergiebt, was er könne und solle S. 46

Der Mensch ist ein empfindendes Wesen 60

Untersuchung der Frage, was ein empfindendes Wesen sei? 65

Empfindung findet nur beim Leben statt 69

Worin besteht aber eigentlich das Leben? 74

Empfindung und Leben bestimmen einander wechselsweise 78

Haben ihren Grund in einem Reize 80

Der zwar bisweilen schmerzhaft, aber wohlthätig ist 81

Denn das lebende Wesen wird dadurch gemahnt, seine Bedürfnisse zu befriedigen 83

Und es entstehen ihm daraus Triebe und Neigungen 84

Welches sind aber die Bedürfnisse eines solchen Wesens? S. 86

Durch die Befriedigung dieser Bedürfnisse werden diese Wesen erfreut und beglückt, mithin ist Glück und Freude der Zweck der Empfindung 94

Und hiezu ist auch der Mensch bestimmt 97

Dies bestätigt auch die Erscheinung der Liebe 98

Und das Sterben der Geschöpfe widerstreitet ihm nicht 108

Nähere Prüfung dieser Sätze und Zweifel dagegen 128

Kurze Uibersicht derselben 134

Bei welcher man findet, daß die benannte Glückseligkeit der empfindenden Wesen von diesen zwei Punkten abhängig ist, daß sie einmal alle zur Befriedigung dieser Bedürfnisse erforderlichen Organe haben, und dann diese auch zu gebrauchen verstehen 137

Untersuchung, ob sich dieses überall finde S. 140

Beweis durch Induktion, daß es sich finde 145

Zweckmäßigkeit der Organisation in Hinsicht auf Bewegbarkeit 147

auf die zur Ernährung der Geschöpfe nothwendigen Organe 154

Schöne Einrichtung der Natur in Vertheilung der für so verschiedene Geschöpfe nothwendigen Nahrungsmittel 172

Vorsorge der Natur für die Geschöpfe in Ansehung ihres Bedürfnisses einer Bedeckung 184

und einer Wohnung 192

Zweckmäßigkeit der Organisationen in Hinsicht derer zu ihrer Sicherheit nothwendigen Mittel 213

Vorsorge der Natur für die Geschöpfe in Hinsicht auf ihr Bedürfniß der Liebe 214

Einige besondere Merkwürdigkeiten der Geschöpfe 216

Beweis durch Induktion, daß jedes Geschöpf der ihm zu Befriedigung seiner Be-

dürfnisse verliehenen Mittel sich sehr geschickt zu bedienen wisse S. 219

Resultate aus diesen Untersuchungen 241

Untersuchung der Frage, ob diese Vorsorge der Natur auch bei dem Menschen statt finde 256

Punkte, auf welche es bei dieser Untersuchung ankommt 262

Uiber das, was der Mensch mit den Thieren gemein hat 265

Wodurch er sich von allen unterscheidet 266

a) durch aufrechte Stellung 267

b) durch seine zwei Hände 268

c) durch die eigenthümliche Stellung seiner Zähne 269

d) durch seine Fähigkeit, alle Arten Nahrungsmittel zu verzehren 271

e) durch seine Verbreitsamkeit 272

f) durch seine Nacktheit und Waffenlosigkeit 274

g) durch sein langsames Wachsthum und spätes Lebensende S. 274

h) durch Ungebundenheit in Ansehung der Geschlechtsverrichtungen 275

i) durch seinen Mangel alles thierischen Instinktes 286

k) und durch seine Vernunft 288

Was ist aber Vernunft, und wie äußert sie sich? 289

Analyse des menschlichen Erkenntniß- und Denkvermögens 290

Der Mensch ist dabei entweder bloß leidend oder selbstthätig 292

Wahrnehmung, Empfindung 295

Bemerken, Aufmerksamkeit, Beobachtung 295

Erkenntniß 296

Vorstellung 297

Bewußtsein und Selbstbewußtsein 299

Urtheilsvermögen 305

Absonderungsvermögen 306

Begriff S. 307

Verstand und Denken 310

Gebrauch der Verstandesbegriffe 314

Reflexion 315

Allgemeinbegriffe 318

Allgemeinste Begriffe 321

Vernunft 323

Schluß, und Vermögen zu schließen 327

Erinnerungsvermögen 328

Gedächtniß 329

Einbildungskraft 330

Dichtungsvermögen 333

Über die Kraft, welcher diese Vermögen als inhärirend gedacht werden, die Seele 335

Bedingungen, durch welche die Seele in Wirksamkeit gesetzt wird 338

Über die Einrichtung der menschlichen Organisation zum Denken 340

Vorzug, welchen der Mensch dadurch vor den Thieren hat S. 364

Der Mensch ist aber nicht allein ein denkendes, sondern ein Sprachefähiges Wesen 366

Unterschied der Stimme von der Sprache 366

Aus diesen Untersuchungen allen wird das Resultat gezogen, daß der Mensch von der Natur nicht zum Elend, sondern eben so zur Glückseligkeit bestimmt sei, als jedes andere lebende und empfindende Geschöpf 380

Einleitung.

Als Frankreich, müde eines Joches, welches gleich lastend als schimpflich ist, die Ketten zerbrach, worein Fürsten, die ihrer Bestimmung nicht achteten, Eitelkeit von feilen Weibern, Habsucht von Staatsbedienten und eine Schwelgerei ohne Gleichen, die nicht selten den Schweiß von Millionen in Einer Lustbarkeit vergeudete, das unglückliche Land geschlagen hatten; als jeder Unterdrückte den Staat mit lauter Stimme

mahnte, daß, auch er vom Schöpfer berufen sei, an den Freuden dieser Erde Theil zu nehmen, und in diesem Augenblicke jeden für seinen Feind hielt, der vorher glänzender oder bequemer, als er, gelebt, und diesen auch als Feind behandelte; als Mirabeau, vom Adel dieses Lands verworfen, die andern Stände leicht beredete, daß alles Weh allein durch ihn entstanden sei, und der aufgereizte Pöbel nun mit Wuth über die Menschen dieser Klasse herfiel: war einer der ersten, der seiner Vorzüge entsagte, und alle Dokumente darüber vernichten ließ, der Marquis Levignard.

Mancher Edelmann that dasselbe, aus Furcht, daß seine Unterthanen, die er bisher kaum seinen Hunden gleich gehalten, die er nicht würdig geachtet hatte, nur mit ihnen zu sprechen, ihm jetzo nach Verdienst vergelten möchten, weil er zur Flucht keine Mittel, und nur in dieser Entsagung noch Rettung für sich sahe; allein dies war nicht Levignard's Bewegungsgrund. Ihn liebten seine Unterthanen als ihren Vater, denn

er hatte sie stets als Kinder geliebt. Kein Unglücklicher war je ohne Hülfe, kein Trauriger je ohne Trost von ihm gegangen, und jeder Bessere von ihnen hatte stets Theil an seinen Freuden genommen. Ihn hatte nur Achtung für die Stimme der Nation bestimmt, die er nicht gänzlich Lügen strafen konnnte. Leichter konnte aber auch niemand des geschenkten Adels entbehren, denn wenige besitzen so vielen eignen Adel, den kein Schicksal entreißen kann. Der ädle Levignard brauchte nicht zu bedauern, daß er nicht mehr adlich war.

Rings in der Provinz umher wüthete der Aufruhr. Wohin man sein Auge wandte, erblickte man Trümmer von zerstörten Schlössern, und andre, aus denen die Flamme blutroth gen Himmel schlug. Gräßliches Fluchen der wüthenden Verfolger, Wimmern von Sterbenden, Angstgeheul der Verfolgten erscholl von allen Seiten. Aus allen Herzen war die sanfte Freude gewichen, man sah nur zitternde Gestalten, wo die bange Thräne aus holem Auge über todtenbleiche Wangen rann.

Leviguard selbst war damals in Paris, seine Gattin war allein mit ihrem vierzehnjährigen Sohne, der einzigen Frucht ihrer glücklichen Verbindung, auf dem Landguth ihres Gatten zurückgeblieben. Manche Thräne weinte die Unglückliche in dieser Einsamkeit, und oft umklammerte sie angstvoll ihr geliebtes Kind, wenn irgend ein lautes Geräusch sie im Gebete für ihn und seinen Vater störte. Eine beständige Furcht vor Gefahr ist schlimmer als die Gefahr selbst, und nichts zernagt so sicher die zarten Fäden, wodurch der ewige Geist in uns mit dieser seiner vergänglichen Wohnung zusammenhängt, als der beständige Gedanke: hier — nein, dort lauert sie auf dich, — da wird sie kommen, — nun ist sie da — noch war sie's nicht, — aber sie kömmt sicher! Tod selbst ist für den Missethäter keine Pein, denn zwischen Hier- und Woanderssevn liegt nur ein Sekundenlanger Raum, und der ist bald vorüber; was ihn weit fürchterlicher peinigt, ist seine Todesangst, die fürchterliche Vorstellung, daß näher und immer näher die Minute rückt, wo der letzte Seigerschlag in seine Ohren tönen,

und der Richter das Schwert über ihn schwingen wird. Mir schauert es eiskalt den Rücken hinab, wenn ich mir dieses nur lebhaft denke, wie mußte es also dir seyn, unglückliches beweinenswerthes Weib, die du in einer solchen Lage lebtest! Zwar weiß ich wohl, daß dein Herz rein, und deine Seele schuldlos ist, und daß dich also die nahe Gegenwart des letzten Augenblicks hienieden nicht schrecken kann, aber für wen du zitterst, ist ein geliebter Gatte, ein geliebter Sohn, Gegenstände, die einer schönen weiblichen Seele die theuersten sind, und dies macht deine Lage nur noch peinigender.

Eben saß sie an der Abendtafel, und benetzte die wenigen Bissen, die sie mehr aus Gewohnheit, als zur Stärkung genoß, mit ihren Thränen, als sich Schritte ihrer Thüre näherten. O, ich kann mir es denken, wie sie da zum Himmel aufblickte, wie da ihr Herz wieder den ersten freudigen Schlag that, wie da ihre Brust zum ersten Male freier athmete, — als jetzt mit heiterm Angesicht ihr Gatte, begleitet von einem Fremden, hereintrat.

Als der erste freudige Empfang vorüber war, trat er, mit einem Lächeln im Gesichte, das ich beschreiben möchte und nicht kann, in ihre Mitte, umfaßte seine Louise mit dem einen, seinen Emil mit dem andern Arme, und sagte: „Seht mich nun auch recht an, ihr Lieben! denn wißt, es ist nicht der Marquis Levignard, der hier unter euch steht, der euch umfaßt, der ist in Paris geblieben."

„Wie so? Wie verstehen wir das?"

„Frankreichs Bürger umfaßt die Bürgerin. Die Wälle, welche Menschen von Menschen trennten, sind eingestürzt, der Geringste meiner Bauern gilt nun so viel, als ich, und jeder Bauernknabe mehr als du, mein Sohn, wenn er ein besserer Mensch wird. Alles, mein Kind, ist hin, was uns bisher Vorzüge lieh, nur jene bleiben uns, die wir erwarben. — Seht, meine Lieben, das Vaterland verlangte von mir ein Opfer, ich war es der Ruhe meines Vaterlands schuldig, und mein Adelsbrief loderte in

den Flammen auf. Daß ihr doch auch den Jubel gesehen hättet, in dem die Menge jauchzte, wenn so die alten Pergamente qualmten. Meines Herzens lautes Klopfen sagte Gott: „o gieb doch, Vater, daß dieses Opfer sie so glücklich mache, als sie wünschen und glauben!" — Nun, Louise, nun werd' ich ein Landmann seyn! Candide hatte die ganze Erde durchzogen, und nirgends Ruhe gefunden. In einem einsamen Winkel, unbemerkt von der Welt, nur sich, seinem Herzen und Wenigen lebend, als er ausrief: „laßt uns unsern Acker bauen!" da nur fühlt' er sich glücklich. — Ich gab nur Glanz, ein eingebildetes Etwas, für Ruhe, ein wahres Gut, hin, — war diese Wahl nicht leicht? Wir werden einfach leben, in unserm kleinen Kreiße manches stille Gute thun, nach wie vor des Armen Stütze, des Elenden Trost seyn — denn seht, dies Vorrecht haben sie uns nicht mit dem Adelsbriefe verbrannt, nein, das soll in unsrer Familie erblich bleiben! — Kinder, das ist doch ein herrliches Erbgut! Kein Kapital von der Welt ist so sicher, und so — unbeneidet! — denkt einmal, und un=

beneidet sollen wir glücklich seyn! Darüber geht doch nichts! Dessen können sich wenige rühmen! — Von Verlust kann also hier gar keine Rede seyn. Nicht wahr, Emil, dir war ja Belisar, auch in Bettlerskleidern, noch schätzbar? Oder, wo ich mich nicht irre, war dir der blinde, von Ort zu Ort mühsam sich schleppende Bettler Belisar, gar noch werther, als der Belisar, der vor seinem Heere siegreich hinzog? — — Du hattest auch ganz recht, lieber Emil, denn die Tugend gebietet auch in Bettlerslumpen Ehrfurcht, und wer kein verworfner entarteter Mensch ist, zollt sie ihr auch. Nun denke dir einmal, lieber Knabe, wie schön das seyn wird, wenn du künftig deinen Werth nicht nach Ahnen, sondern nach Tugenden berechnest, wie entzückend, wenn dir jemand Achtung beweist, zu wissen, daß sie wirklich dir, und nicht einem seidnen Bande in deinem Knopfloche bewiesen wird! Es ist sehr demüthigend, wenn jemand sich vor einem bückt, und dabei nach dem Bißchen Bande zweifelnd schielt! Ich wenigstens hätte da allemal roth werden müssen. — Höre, Emil, es ist mir wahrhaftig um deinet-

willen recht lieb, daß das alte Pergament aus dem Hause ist. Es that mir immer weh, wenn du es ansahst, denn mir war immer als flüsterte mir etwas ins Ohr „wenn dies nur nicht deinen Emil verdirbt!“ — Gottlob, es ist fort, und nun wird Emil nicht mehr gelten, als er wirklich werth ist! Nun erst kann ich mich auf meinen Sohn so recht von Herzen freuen. Ist es nicht wahr, Mutter?“

„Werde wie dein Vater!“ war alles, was die gerührte Mutter sagen konnte. Eine Thräne glänzt' in ihrem Auge, das von sanfter Empfindung schimmerte, und mit Zärtlichkeit drückte sie Vater und Sohn an ihre Brust.

„Ja — rief Emil im Tone des Entschloßnen aus — ja, meine theure Mutter, so zu werden, wird mein eifrigstes Bestreben seyn. Sie, mein Vater, Sie werden mich es lehren!“

Es war ein lieber Knabe, dieser Emil, gesund am Körper wie am Geiste, völlig unverdor-

ben, wie ein Kind der Natur. Auf dem Lande, fern von den Thorheiten der Eitelkeit und Mode, unbekannt mit jedem Wahnglück des Luxus, hatte er unter den Augen seiner Aeltern, in süßer kindlicher Unschuld, seine vierzehn Jahre verlebt. Nie fand ihn die Morgensonne schlafend, aber oft fanden ihn die nächtlichen Sterne, wie er den Erzählungen seines Vaters von Gott und den Wundern seiner Natur, von der Beschaffenheit unsrer Erde und allem, was die Menschen jemals auf diesem Schauplatz thaten und litten, zuhörte. Solche Erzählungen waren es, die Geist und Herz ihm bildeten, aus ihnen lernte er Gott lieben, aufmerksam alles beachten, was ihn umgab, und muthig der Gefahr ins Auge blicken, wie Coock. Sein Geist umfaßte alles, was groß und schön war, und seiner Aeltern Beispiel lehrte sein Herz das Gute lieben. Sein von Natur sanftes Herz konnte aber deshalb nicht etwa das Laster hassen, sondern er beweint' es, wo ers fand. Gewiß hat er selbst nie ein Geschöpf beleidigt oder gekränkt, ja selbst zu Muthwillen hat ihn sein Jugendfeuer nicht verleitet, denn

außer jenen Gründen, welche dies begreiflich machen, war er von früher Kindheit an auch zu einer nützlichen Thätigkeit gewöhnt worden, die seinem Herzen und seiner Gesundheit gleich heilsam war. — Mit einem Worte, Emil gab alle Hofnung von sich, daß er dereinst seinen liebenswürdigen Aeltern gleichen, und mit des Vaters überlegter Festigkeit des biedern Charakters, der Mutter sanfte Tugenden verbinden werde. Seiner Wißbegier glich nur sein Fleiß, sein Fleiß wurde nur von seiner Liebe zum Guten übertroffen, und so mußte er ja wohl dereinst, was seine Aeltern einzig wünschten, ein nützliches Mitglied in der menschlichen Gesellschaft werden, und jetzo dieser Aeltern Liebe in jenem ganzen Maaße haben, als die Vernunft es billigt.

Bisher hatte er keinen Lehrer als seinen Vater gehabt, denn dieser wollte eben so wenig die Bildung seines einzigen Kindes Miethlingen anvertrauen, als seine Mutter gewollt hatte, daß er mit der Milch einer Amme den Stoff zu Krankheiten, und vielleicht gar Lastern einsöge.

Auch hatte alles bisher den Wünschen beider Aeltern entsprochen, allein nachgerade mußten sie doch einen andern Weg einschlagen, denn der für die Jugend so wichtige Zeitpunkt, wo er in die Welt treten, und irgend einen Kreis für seine Wirksamkeit wählen mußte, kam immer näher heran.

„Wir müssen doch — oder vielmehr Emil muß sich doch wohl zu irgend etwas bestimmen, Lieber! — sagte seine Mutter an seinem Geburtstage — er ist heute vierzehn Jahre alt.“

„Recht, Luise, — antwortete der Vater — er muß seine große, menschliche Bestimmung immer mehr erfüllen, und wir müssen dazu nun immer mehr beitragen, daß er dies besser lerne, denn dazu hat ihn uns die Vorsehung verliehen. Dies ist es doch, was du meinst? —

„Was soll er aber im Staate seyn?“

„Ein nützlicher Bürger, übrigens mir gleichviel in welchem Wirkungskreiße. Unser Zeitalter,

Luise, geht mit großen Ereignissen schwanger, und ich glaube schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit sagen zu können, daß der Größere nicht auch immer der Glücklichere seyn wird. Dies macht jetzt Aeltern in Ansehung der bürgerlichen Bestimmung ihrer Kinder weit mehr Behutsamkeit nöthig, als je, sagt ihnen immer vernehmlicher, daß sie von der, zwar verzeihlichen, aber doch nichts destoweniger gefährlichen, Sucht, ihre Kinder noch höher steigen zu sehen, als sie selbst gestiegen sind, ablassen sollen. Ein glückliches zufriednes Leben ist es, was wir ihm zu verschaffen verbunden sind. Laß uns nun nicht, bei dem besten Willen dazu, in den Mitteln fehlen, denn auf ihnen beruht der gute oder schlechte Erfolg des Unternehmens. — Ich will Emilen nun auf sein Leben vorbereiten, o! daß ich doch einen Freund hätte, der dieses wichtige Geschäft noch mit mir theilte, damit ich ja darinnen nichts versäume. Wirst du nun wohl zufrieden sein, meine Luise, wenn ich es dahin bringe, daß er, trotz allen Unfällen, die ihm widerfahren können, doch nie des Unterhalts ermangelt;

daß er bei allen Anfechtungen doch der Tugend treu; bei allem Mißgeschicke doch getrost und ruhig bleibt; daß er einst, wenn nun dies Leben mit seinen Freuden und Leiden vorüber ist, und unter seinem Fuße das ruhige Grab sich öfnet, noch heitern Blickes ausruft: „o dies Leben, es war doch werth durchlebt zu werden!“ — wenn ich es dahin bringe, sage, Luise! wirst du dann wohl zufrieden sein?“

„O Gott, wie sollt' ich nicht?“

„Sieh' — versetzt' er dann — und daß ich es dahin bringen werde, dafür bürgt mir die Gottheit selbst. Sie war es, die den Plan zum Menschenleben entwarf, und wie läßt sich es da anders erwarten, als daß Zweck, Mittel und Absicht mit einander in die vollkommenste Harmonie gesetzt wurden? Es muß in den Kräften des Menschen stehen, diesen Plan vollkommen auszuführen, oder es hat keine Gottheit ihn entworfen, sondern irgend ein feindseliges Wesen mit dem armen Menschengeschlechte sein unseliges

Spiel getrieben. — Emil soll diesen Plan kennen lernen, und wer ihn einmal kennt, weicht sicher niemals von ihm ab. Er ist uns aber so deutlich vorgezeichnet, daß es weder eines Eulers noch Newtons bedarf, um sich nicht in ihm zu irren. Es bedarf dazu nichts, als eines schlichten Verstandes, der, uneingenommen von Vorurtheilen, die reine Wahrheit sucht, unbekümmert, von welcher Seite sie ihm die Dinge zeigen, und ob sie dann auch seinem Wunsche oder seiner Einbildung gemäß sein, werde. — Und nun, Liebe, laß mich meinen Plan verfolgen."

Von diesem Tage an gab der Vater Emils Thätigkeit eine neue Richtung. Eine Stunde, die er sonst des Vormittags mit Lesen solcher Schriften verbracht hatte, die für die Jugend bestimmt sind, wurde jetzt der Mathematik, eine andre, die ihm bisher selbst überlassen gewesen war, dem Zeichnen, eine dritte, worin er vorher bloß nachgeschrieben hatte, der Ausarbeitung kleiner eigner Aufsätze u. s. w. gewidmet. Des Nachmittags hatte er bisher, um seine Gesund-

heit dauerhaft zu erhalten, einige Stunden in der Werkstatt eines braven Tischlers gearbeitet, und jetzt wurde der ganze Nachmittag diesem Geschäft gewidmet. Er arbeitete da allerhand, welches der Vater oder der Tischler selbst ihm abkaufte, und über das eingenommene Geld führte er Abends Buch, welches alle Sonntage revidirt wurde. Auf diese Weise war ihm bis zu dem Tage der Rückkunft seines Vaters von Paris, ein halbes Jahr verflossen.

Wir sind nun wieder an diesem Tage, und lenken wieder dahin ein, wo wir, Emils wegen, uns eine Abweichung erlaubten.

Eine solche Scene bloß lesen, und sie selbst sehen, ist ein Himmelweiter Unterschied. Der Fremde hob gerührt sein nasses Auge gen Himmel, als wollte er ihm danken für den Anblick dreier so guter Menschen. Dabei machte er unwillkührlich eine Bewegung, welche Levignard aus dem süßen Taumel weckte, der ihn seiner vergessen gemacht hatte.

„Ach, — hub er an — und bald hätt' ich noch etwas von größter Wichtigkeit vergessen. Kinder, ich bin reich, sehr reich geworden, ich habe einen Schatz gefunden, den kein König mit allem seinem Golde aufwiegt. Als ich über die Place Victoire gieng, fand ich ihn bei Heinrichs Statue, ihn, den Freund meiner Jugend, der mich oft, wenn ich als Jüngling auf der Bahn der Tugend strauchelte, mit starkem Arme aufrecht hielt, ihn — (den Fremden bei der Hand fassend) meinen lieben ädeln Verduc."

„O Herr Verduc — jauchzte Emil — der in Petersburg die drei Unglücklichen aus der Newa rettete, und beinahe selbst ertrunken wäre?"

„Herr Verduc — rief die Mutter aus — der einst auf seine Erbschaft Verzicht that, um seine Mutter zu retten, und selbst Mangel litt?"

„Derselbe — rief Levignard. — Aber seht doch, was für ein Roth ihr auf seine Wangen getrieben habt, er glaubt nichts gethan zu haben."

„Nicht mehr, als die Pflicht von mir heischte" stammelte Verduc.

„Freut euch, meine Lieben, — fiel ihm Levignard ins Wort — er wird bei uns bleiben, uns unsern einsamen Aufenthalt versüßen helfen, und will Dir, Emil, Freund und zweiter Vater sein. (Alle drei umschließend.) Sieh herab, o Vater, auf uns, wie wir dir kindlich danken! Du gabst mir, so viel als unerkünstelte Natur bedarf, ein braves Weib, ein gutes Kind und den Freund meines Herzens — was brauch' ich mehr um hienieden glücklich zu sein! — Die stummen Thränen Dieser sind dir beredter Dank!" —

Ich fürchte nicht, daß ich bei einem meiner Leser Vorwurf erhalten werde, wenn ich hier noch einmal diese Pause benutze, um sie nur kürzlich mit diesem Verduc bekannt zu machen. Mir ist Bekanntschaft mit einem ädeln Manne das Süßeste, was ich kenne.

Verduc ward im Jahre 1755 zu Marseille geboren, wo sein Vater ein Kaufmann war.

Seine Aeltern hatten gerade Vermögen genug, um ihm eine gehörige Erziehung zu geben, und auch Vernunft genug, um einzusehen, daß ihm nichts nützlicher sein könne, als eben diese. Und hatten diese braven Aeltern nicht Recht, daß sie mehr darauf dachten, wie sie sein Herz mit Tugend, seinen Kopf mit nützlichen Kenntnissen erfüllen, als wie sie es anfangen möchten, um ihn dereinst zum Herrn von Tausenden zu machen?

So lebte er bis in sein dreizehntes Jahr seine Tage so ruhig dahin, als dies nur im friedlichen Kindesalter möglich ist. Hier aber fieng der Horizont seines Lebens an, sich mit trüben Wolken zu umziehen, denn die Pflegerin seiner Kinderjahre, seine erste Freundin und Wohlthäterin, — seine gute Mutter wurde ihm in diesem Jahre von dem Tode entrissen. Jetzt weinte er nur noch über das, was sie ihm gewesen war, ohne zu ahnen, daß er auch einst über das, was sie ihm späterhin gewesen sein würde, noch bittrere Thränen vergießen sollte.

Weil er Neigung zu den Wissenschaften äusserte, und beides sein Talent und Fleiß ihn diese

Laufbahn zu betreten berechtigten; so hatte sein Vater nichts dagegen. Der Jüngling ärntete mit rastlosem Eifer jene Summe von Kenntnissen ein, ohne welche es unmöglich ist, daß ein Gelehrter mit sich selbst, oder die Welt mit ihm zufrieden sein könne. Er widmete sich den Rechten, allein dies war für ihn kein Hinderniß, nicht auch jene Wissenschaften in seinem Plane zu befassen, durch welche eigentlich dem Menschen der Charakter der Menschheit erst aufgeprägt wird. Deshalb durchwanderte er das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, und der Philosophie, und Platons „θυε ταις χαρισιν*) nimmer uneingedenk, schenkte er auch manche Stunde dem Studium der sogenannten schönen Wissenschaften. Mit einem Worte, er verabsäumte nichts, was irgend dazu beitragen konnte, daß er dereinst seine ganze Bestimmung erfüllen möchte, wurde aber doch dabei weder mürrisch noch menschenfeindlich, indem er keine erlaubte ädlere Vergnügung sich versagte, insofern sie nicht seinem Hauptzweck entgegen war.

*) Opfre den Grazien.

Lieblich sind die Tage der Jugend, sie gleichen den Tagen des Mais. Erfahrung hat noch den Jüngling nicht niedergeschlagen, die ganze Welt liegt noch wie ein Blumengefild vor seinem Blicke da, und von allen Seiten hüpft die unbefangne Freude ihm entgegen, der er auch willig Herz und Sinne öfnet. Seht da den Grund, warum man in den Jugendjahren die meisten, und oft die dauerhaftesten Freundschaften knüpft, welche die Qvelle von tausend Erdenfreuden ist. Freilich auch nicht selten des Unglücks und zu später Reue Qvelle, wenn der unerfahrne Jüngling einem gleißenden Verführer sein Vertrauen schenkte, der den Keim des Guten in seinem Herzen erstickte. Allein in diesem Falle war Verduc nicht. An ihn, der einfach in seinen Sitten, ädel in seinem Betragen, sich immer gleich blieb, schloß nur der Bessere sich an, der weise genug war, um seinetwillen den Hohn vom Pöbel der Studirenden zu ertragen, und eine Unterhaltung von Geist und Herz ihren Possen und Zoten vorzuziehen. Unter der Anzahl von diesen war auch Levignard, den ich nicht zu schildern brauche,

weil wir ihn schon kennen. An ihnen beiden bewährte sich Sallusts Ausspruch „daß Gleichheit der Gesinnung nur feste Freundschaft gründe“.

Nachbarschaft machte sie zu Bekannten, gleicher Eifer für gleiche Wissenschaften schloß sie näher an einander, und Gleichheit der Gesinnung machte sie zu Freunden. Die Munterkeit und Gesundheit, deren er noch jetzt genießt, schreibt er zum Theil den Spaziergängen zu, welche er alle Morgen mit diesem Lieben, zum Genuß des schönsten Schauspiels, des Sonnenaufgangs, und des Wiedererwachens aller Geschöpfe, in die freie Natur hinaus machte.

Es waren schöne, selige Stunden, die sie da mit einander genossen. Ihre Phantasie flog da der Zeit voraus, das weite wogende Meer, das sich in unabsehbarer Weite vor ihren Blicken dehnte, weckte hohe Endschlüsse in ihrer Seele, sie sahen die Zukunft aus grauer Ferne dämmern, und träumten von all dem Schönen, Grossen und Guten, was sie darin für Welt und

Menschheit mit unbesiegbarem Streben einst thun und wirken, — und, wenn es nöthig wäre, auch für dasselbe leiden wollten. Im Angesicht der steigenden Morgensonne drückten sie einander Brust an Brust, und schwuren dem Ungesehnen, der diese Sonne

„als Stern am Vaterherzen trägt"

den hohen heiligen Schwur, in diesem regen Eifer niemals zu erkalten.

So stand es um Verduc, als er neunzehn Jahre zählte. Um diese Zeit endschloß sich sein Vater, der seine eigne Wirthschaft nicht führen konnte, und mit den Miethlingen unzufrieden war, zu einer zwoten Heirath. Seine Wahl fiel auf ein Frauenzimmer in den Vierzigen, von der er sich Einsicht und Wirthschaftlichkeit um so mehr versprach, je ärmer sie bisher gewesen war. Allein der Arme hatte sich in ihr geirrt. Er war nicht reich, sondern bloß wohlhabend, allein Madam, die noch nie so vieles Geld, als hier, beisammen gesehen hatte, glaubte, ihres Mannes Kasse sei eine unerschöpfliche Fundgrube. Dieser

Irrthum verleitete sie zu größern Ausgaben, als zu bestreiten möglich war, und erzeigte bald die thörichte Einbildung, daß es Schande mache, sich nicht seinem Stande gemäß zu betragen. Dies aber hieß bei ihr so viel, als es den Millionairs gleich thun. Je weniger sie in ihrer Armuth bemerkt worden war, desto mehr wollte sie sich jetzt bemerkt machen, und so dauerte es nicht zwei volle Jahre, als Verduc's Vater mit Thränen sah, daß seine Schwachheit ihn so weit hatte bringen können, daß Luxus und die Parthien ohne Zahl in und außer dem Hauße, sein Vermögen ziemlich aufgeräumt hatten. Er trug dies seiner Gattin vor, allein diese fand es schlechthin unbegreiflich. Weil er vorher schon einige gelinde Vorstellungen gegen den zu großen Aufwand gemacht hatte, wogegen sie aber stets mit einer Menge Einwendungen in Bereitschaft war, so wähnte sie, dieses Geständniß solle nur eine neue Vorstellung von etwas wirksamerer Art sein. Wie es gewesen war, so blieb es. Allein bald wurde sie an ihres Mannes in sich verschloßnem Blicke, an der stummen Trauer, die aus seiner

Miene sprach, und an einem ungestümen Gläubiger gewahr, daß sie wohl wirklich so stehen müßten, als ihr Mann gesagt hatte. Sie war nicht schlecht, und gestand sich ihren Leichtsinn und ihre Eitelkeit, erbot sich auch nun zur Einschränkung von jeder Art. Nur hinderte sie eine falsche Schaam, dies in Marseille selbst zu wollen. Was war zu thun? Verduc's Vater verkaufte alle seine Besitzungen in Marseille, zog nach Montargis, und legte dort einen kleinen Handel an, der ihn nothdürftig nährte. Sein Weib suchte dort nach Kräften gut zu machen, was sie verdorben hatte, war von nun an ihres Mannes treueste Gehilfin, und seine Stütze bis an den Tod.

Unser Verduc aber gerieth dadurch in eine möglichst unangenehme Lage. Mitten in seiner schönen Laufbahn wurde er aufgehalten, und mußte bald mit tausend Bekümmernissen ringen. Er gab nun Unterricht in Sprachen, und erwarb sich so viel, als zu Bestreitung seiner Bedürfnisse hinreichte. Nie ist ihm eine Klage entfahren,

selbst dann nicht, wenn in schlafloser Nacht ihm der Gedanke kam, daß nun sein ganzer Plan für die Zukunft ihm vereitelt sei. „Kann ich auch nicht wirken, was ich wollte, so kann ich doch, wo ich stehe, überall gut handeln“ das war sein Trost.

Sein Vater überlebte seinen Unfall nicht lange, und er erhielt von seiner Mutter die Nachricht seines Todes, und daß er Universal-Erbe sei, gerade als er seine Studien vollendet hatte. Dies wenige Vermögen hätte wenigstens hingereicht, um sich irgendwo damit fest zu setzen, allein in Betrachtung dessen, was seine Mutter seinem Vater in dessen letzten Lebensjahren gewesen war, entsagte er dieser Erbschaft, und wollte lieber selbst der Zukunft ohne Trost entgegen sehen, als die darben lassen, die seines Vaters letzte Stunde erleichtert hatte.

Levignard trug ihm an, mit ihm gemeinschaftlicher Herr auf seinem Gute zu sein, allein er schlug dies Anerbieten aus, und gieng zu

einem Verwandten, Formey, nach Berlin. Hier erwarb er sich seinen Unterhalt eine Zeitlang damit, daß er Unterricht in seiner Muttersprache, dem Zeichnen und der Musik gab, und gieng dann auf einen Vorschlag seines Vetters nach Mitau als Hofmeister.

Hier wurde er einem Grafen — z — g bekannt, und gieng mit ihm als Secretair nach Warschau, dann als Gesandtschaftssecretair nach Petersburg und Stockholm. Von hier gieng er ab, um den Sohn des Grafen durch Italien und sein Vaterland zu begleiten, und nachher mit guten Aussichten für die Zukunft nach Wien zu gehen, an welchen Hof der Graf gehörte. In Venedig aber erhielten sie die Nachricht von seinem Tode, und die Einladung sich nach Wien zu begeben. Dahin brachte er seinen jungen Freund, und von den Begebenheiten in seinem Vaterlande benachrichtigt, eilte er in dasselbe zurück.

Mit Levignard hatte er in einem ununterbrochenen Briefwechsel gestanden, und nur seit

Verduc's Reise nach Italien hatte dieser keine Nachricht von ihm erhalten. Eben war er im Begriff zu seinem Freunde zu reisen, als beide sich unvermuthet zu Paris trafen. Was er aber da für einen Endschluß gefaßt, und daß Levignard durch ihn seines heißen Wunsches, „einen Freund zu haben, der ihm hülfe, seinen Sohn über die Bestimmung seines Lebens aufzuklären," gewährt worden, wissen wir schon.

Was er nun diesen über diesen wichtigsten Gegenstand gelehrt, das will ich meinen Freunden jetzt mittheilen, überzeugt, daß es nicht ohne Nutzen sein werde. Verduc wird sich nicht hinsetzen, und mit trocknen Spitzfündigkeiten ermüden. Er hielt über diese Materie keine Lehrstunden, sondern wie die Umstände in den damals sehr sonderbaren Situationen, Emilen zum Nachdenken über Menschenleben, seinen Zweck, Absicht und Werth, reizten, brachte er nur dessen Gedanken darüber zur Reife. So werde ich auch alles mittheilen.

I.

Was ist der Mensch?

„Nur die Höllenfarth des Selbsterkenntnisses bahnt den Weg zur Vergötterung.“

Kant.

Es war ein schöner Herbsttag, und die liebenswürdige Familie, welche wir kennen gelernt haben, hatte ihn im Freien gefeiert. Eine wehmüthige Feier! Melancholisch säuselte der Wind im falben Laube, und entwehte ein Blatt nach dem andern von dem mütterlichen Aste. Man sprach davon, wie alles so schnell auf diesem

Schauplatz vorübergehe, die Blume die verborgen blühet, die Eiche die gen Himmel rauscht, und der erhabne Mensch, der unter dieser Eiche wandelt. Heute noch wandelt er in Gottes Schöpfung frölich umher — in wenig Wochen fragt ihr, wo ist er hin der fröhliche Wandrer, und eine stumme Thräne sagt euch, daß auch auf seinen Hügel der Winter seine Flocken streut. Nun wird er mit keiner Frühlingsblume sein Haupt mehr kränzen, aus seiner Asche sprießen über seinem dunkeln Hause Blumen auf, und sein Freund, der zurück blieb, drückt sie mit Wehmuth an die Brust, und eine bittre Thräne bebt in ihrem Kelche. — So geht alles dahin, langsamer oder rascher der Vernichtung zu.

Unter solchen Gesprächen rückte der Abend näher heran. Die Sonne warf ihre Strahlen schräg über das Stoppelfeld, und die Nachtluft hauchte kälter. Man beschloß nach Hause zurückzukehren. Der Weg dahin führte an einem Wäldchen vorüber, und jedes gieng still, in einsame Betrachtungen verloren, seinen Weg. Als

sie so vor dem Wäldchen vorübergiengen, hörten sie etwas tiefer im Gebüsch ein sanftes Weinen, und wurden aufmerksam. „Nur ruhig, ruhig, liebes Kind — sprach eine Stimme — ich hülle dich in dieses Röckchen, und du rückst nahe an mich an, so wird dich nicht so frieren, wie in vergangner Nacht. Ich habe auch noch ein Stück Brod für dich! —"

„O gute Mutter, und für dich nicht — o nein, bitte bitte, mag nicht essen, bin gar nicht hungrig, liebe Mutter!" entgegnete die weinende Stimme.

Dies hören, und raschern Schrittes auf die Gegend zugehen, woher die Stimmen tönten, war bei unserer Gesellschaft eins. Im dichtesten Gebüsche fanden sie ein Weib mit einem etwa sechsjährigen Mädchen liegen. Das Weib, welchem der Kummer seine Züge ins Gesicht gegraben hatte, war gut, aber leicht bekleidet, und alles verrieth ein nicht gemeines Weib. Das kleine Mädchen war dicht in einen Rock von ihrer Mutter eingehüllt.

Mit Angstgeschrei umklammerte die Kleine die Füße ihrer Mutter, als Levignard und Verduc zuerst sich ihnen näherten. Aeußerste Bestürzung mahlte sich im Gesicht der Mutter. — „Also auch hier, ihr Barbaren! — rief sie aus — hier, wo wir mit den Thieren des Waldes unser Lager theilen, sind wir vor eurer Wuth nicht sicher? Auch bis hieher verfolgt sie uns? Ist es euch nicht genug, vom Arme des Weibes den Gatten, von diesem Kinde den Vater gerissen zu haben? — Nur diese Lumpen, die uns nicht vor Kälte schützen, nur dieses trockne Stück Brod, das wir erbettelten, ließ eure Habsucht uns, und ihr seid noch nicht zufrieden? — Lechzt, ihr Tiger, denn so sehr nach Menschenblut? — Wohl denn, hier ist das Herz des Weibes, das nichts verbrach, (hier brach sie in einen Strom von Thränen aus) als daß es treu den Gatten liebte! — Hier, durchstoßt es! — aber schont diese Unschuld! Was that euch dieses Kind?"

„Nein, liebe Unglückliche! — redete sie Levignard in sanftem Tone an — ihre Angst macht

Sie uns verkennen. Die Vorsehung führte uns diesen Weg, um uns das schöne Glück genießen zu lassen, einem Unglücklichen mit Rath und Hilfe beizustehen. Wir kamen bloß, um Sie zu bitten, daß Sie für Ihr liebes Kind uns ein beßres Lager möchten bereiten lassen. — Folgen Sie uns in unsre Wohnung, Sie bedürfen der Ruhe, und möchten hier sie schwerlich finden."

„O liebe Mutter — rief die Kleine — sie wollen uns nichts thun! — Komm mit ihnen, liebe Mutter — o mich friert so sehr, — und hungert."

Es war nur ein Blick, den die unglückliche Mutter gen Himmel warf, aber dieser einzige Blick war das beredteste Gebet. — Wer sich dies nicht denken kann, wer du auch seist, ich bitte dich, lege hier mein Buch nieder, denn für dich hab' ich nicht geschrieben.

„Verzeihung —" stammelte sie nach einer Pause, aber Levignard unterbrach sie, indem er

ihr Kind auf die Aerme nahm, und Verduc einen Wink gab vorauszueilen. Emils Mutter faßte die Unglückliche unterm Arme.

„Ach! — seufzte diese still vor sich — möcht' es doch immer sein, daß alles auf diesem Schauplatze so schnell dahin gienge, wenn es nur in dieser kurzen Periode nicht der Leiden mehr als der Freuden gäbe! — Armes Menschengeschlecht!"

Diese Worte hatte nur Emil gehört, und mit Feuer in seiner Seele aufgefangen. Das heutige Gespräch, die jetzige Scene, diese Worte seiner Mutter, und der melancholische Anblick der herbstlichen Natur, wirkten mächtig auf ihn. Ungestört durch Eindrücke von außen zauberte die Phantasie die Gefilde der Zukunft vor seinen geistigen Blick, ach! diese Zukunft lag schwarz vor ihm da! — So viele Wangen bleich — so viele Augen roth, verweint, zerrissen, — so viele Häuser Trauerhäuser — so viele Felder Schlachtfelder — — wer schauderte da nicht zu-

rück? Emil blieb diesen Abend stumm, denn ihm graute vor dieser Zukunft, und auch im Schlummer noch spann seine aufgewiegelte Seele diesen Gedanken fort. Er erwachte wieder mit ihm.

Eins von Emils ersten Geschäften am Morgen war immer, einige Kaninchen zu füttern. Er war noch nie in einer solchen Stimmung, als heute, zu demselben gegangen, und deshalb waren auch heute seine Gedanken dabei, nicht die gewöhnlichen. Gefreut hatte er sich immer, wenn auf seinen Ruf die Thierchen so munter herbeigeeilt kamen, und ihn belagerten, doch heute war seine Freude in Wehmuth verschmolzen.

„Ihr habt nicht gefroren, diese Nacht, ihr lieben Thierchen, — sprach er, ohne zu wissen, daß Verduc hinter ihm stand — habt für kein Futter auf heute gesorgt — ihr schlieft so ungestört und unbekümmert diese Nacht! Kein Uiberfall machte euch Sorge, von Neid und Habsucht unbelauert lagt ihr in eurer Höle, und springt nun wieder munter um mich her! Glückliche, be-

neidenswerthe Geschöpfe, die ihr seid! — Wie mancher Mensch lag unbedeckt in dieser Nacht auf feuchter Erde, der Frost klapperte in seinen Zähnen, der Hunger wüthete in seinen Eingeweiden, und jedes rauschende Blatt schreckte ihn, weil es die Nähe seiner Peiniger ihn fürchten ließ! Kein sanfter Schlaf schloß wohlthätig sein Auge, und der erste Strahl der Morgensonne preßte den letzten Saft der vertrockneten Augen zu einer bittern Thräne zusammen. — O, wie weit glücklicher seid ihr doch, als der Mensch!"

Traurig gieng Emil fort, Verduc ihm nach in das Zimmer seiner Aeltern.

„Was meinen Sie — sprach Verduc, — so eben hört' ich von Emil die Aeußerung, daß der Zustand des Thieres vorzüglicher, als der des Menschen sei?"

Mutter. Ich gerieth schon oft in Versuchung, dasselbe zu behaupten. Sagte doch selbst der Treflichste der Menschen „die Füchse haben

ihre Gruben, die Vögel ihre Nester, nur des Menschen Sohn allein hat keine Stätte, sein Haupt darauf zu legen." — — Denken Sie einmal an die Scene von gestern, sollte das unglückliche Weib nicht dem Thiere seinen Zustand beneidet haben, wenn sie es frölich um sich her spielen sah, indeß der Kummer über ihr Schicksal, größerer über das Schicksal ihres Kindes, ihr Herz zerfleischte? — Ich sollt' es wenigstens meinen.

Verduc. Und dennoch hätte sie sehr unrecht gehabt. — Welche süße Regungen mußten nicht auch in ihrem Herzen vorgehn, als die Menschheit ihr in einer schöneren Gestalt erschien? Was mußte sie nicht empfinden, als Menschen beßrer Art in ihre Wunden Balsam träuften? — Dies konnte sie doch nur als Mensch empfinden.

Levignard. So sehr ich deiner Meinung bin, Verduc, so erlaube doch, daß ich geradezu dir sage, daß diese Einwendung nicht trifft. Es

mag allerdings wahr sein, was du sagtest, allein nichts desto weniger war sie doch bis dahin so elend; daß es ihr gar sehr verzeihlich ist, wenn sie das Thier um seinen glücklicheren Zustand beneidete. Und der Zweifel „ob jenes Wesen, das alle Dinge aus dem Nichts zum Dasein rief, den Menschen nicht zu größerem Elende verdammt habe, als alle jene Wesen um ihn her" war in ihrer Lage wirklich ganz natürlich.

Emil. Ich sollte dieses meinen. Weil doch einmal durch eine Aeußerung von mir dies Gespräch veranlaßt wurde; so erlauben Sie, daß ich Ihnen meine ganze Meinung hierüber eröfne. Ich habe sie schon oft gehabt, wenn mich der Vater mit der Einrichtung der Thierwelt bekannt machte, oder in der natürlichen und bürgerlichen Geschichte des Menschen unterrichtete, allein ihr noch nie so nachgehangen, als seit der Begebenheit von gestern.

Verdue. Wohlan denn, lieber Zweifler, laß hören. Eine Wahrheit wird ja ohnedem nur

dann gehörig erkannt, wenn man sie von allen Seiten beleuchtet.

Emil. Sobald das Thier Leben athmet, hat es auch augenblicklich den ungehinderten Gebrauch seiner Kräfte. Noch die Schaale auf dem Kopfe läuft das Küchelchen seinem Futter zu, welches es kennt. Freiwillig beut die Natur dem Thiere jede Befriedigung seiner Bedürfnisse dar. Und wie wenige nur hat es deren? Unbekannt mit dem Bedürfnisse der Kleidung und Wohnung, sind die seinigen einzig auf die mancherlei Arten des sinnlichen Genusses eingeschränkt, ohne hier hinwiederum an der Befriedigung derselben verhindert zu werden. Wie sanft leitet sie nicht die Natur durch das Leben! Sie selbst hat die Vorsorge für sie übernommen, indem sie ihnen Triebe eingepflanzt, durch deren Vermittelung sie alles Nöthige sich verschaffen, noch ehe sie wissen, daß sie es nöthig haben könnten. Noch ehe er dessen bedarf, baut sich der Vogel sein Nest, noch völlig mit der Qvaal des Hungers unbekannt, trägt sich der Hamster ein, noch ehe der Winter

stürmt, entflieht der Kranich in wärmere Gegenden, verbirgt sich die Schwalbe in den Sumpf, der Dachs in seine Höle, die er im Sommer sich weich ausgepolstert. — Kann sie also wohl das zahlenlose Heer von Sorgen plagen, die den Menschen ängstigen? — Doch, das ist ja noch nicht alles, was die Natur an ihnen gethan hat. Das Thier frißt nimmer von dem Futter, das ihm schädlich ist, und wenn es ja erkranken sollte, so leitet sein Instinkt es zu dem Kraute, das seine Krankheit hebt.

Verduc. So verträumt es selig sein Leben, und ist selbst im Tode noch glücklicher. Uns packt mitten im Rausch der Freude der schreckliche Gedanke der Vernichtung — die Rosen bleichen auf des Mädchens Wangen, — des Jünglings Hand entsinkt der Becher, — Entsetzen wandelt durch die Reihen. Nicht der östliche Himmel im Gold der Morgensonne wallend; nicht der Reigen der Sterne, der aufzieht im Schauer der Nacht; nicht der Frühlingslandschaft reizende Scenen; nicht die glänzende Brücke, die der

Frost über Seen baut, entzücken uns mehr, denn über uns, unter uns, vor, neben und hinter uns lauscht in tausend Gestalten — der Tod! Wir ringen tausendmal in Qvalenvoller Vorstellung den letzten Kampf, worin wir unterliegen müssen, bevor wir ihn in Wirklichkeit zu kämpfen haben. Ihr, o glückliche Thiere, kennt diese Vorstellung nicht, in süßer Unwissenheit genießt ihr froh die Gegenwart, unbesorgt um die Zukunft, worin ihr dem vernichtenden Streiche erliegen werdet.

Emil. O Herr Verduc, was Sie wahrscheinlich nur verspottend sagen, das meine ich sehr ernstlich.

Verduc. Du thust mir unrecht, Emil. Ich folge bloß dem Faden deiner Gedanken, und finde diese Folge sehr natürlich. Laß sehen, wie daraus sich des Menschen Loos ergeben möchte. Nackt und hilflos betritt er den Schauplatz dieser Welt. Schmerzlichen Empfindungen von innen, und tausenderlei Veranlassungen dazu von

außen Preiß gegeben, ohne Kenntniß der Mittel ihnen abzuhelfen, und ohne die Kraft dieses zu können, — was anders als ein banges Weinen kann da seine erste Sprache sein? Es ist ein Erbarmenswürdiges Ding, der Anfang des Menschenlebens! Wenn das Thier schon längst seine Vollkommenheit erreicht hat, hat der Mensch noch bei weitem nicht seine Fähigkeiten nur aus dem Rohesten bearbeitet. Dem Thiere sind alle Geschicklichkeiten, deren Ausübung sein Wohlsein von ihm heischt, angeboren: nicht eine einzige bringt der Mensch mit auf die Welt. Das Thier läuft in den ersten Wochen; der Mensch kann es nach Jahren kaum. Das Thier frißt nur das Futter, das ihm heilsam ist: der Mensch nähme jeden Gift zu sich. Das Thier baut unbelehrt sich seine Wohnung: und wie einfältig stellt sich der Mensch zu den geringfügigsten Verrichtungen an! Armer Mensch, Plage und Noth ist für dich da, wohin du blickst! Dich, dich allein leitet die Natur nicht an dem Gängelbande, woran zu leiten sie jedes Thier so gütig ist. Dir allein und deiner Noth überlassen, hat sie dich in die Welt

hereingeworfen; nur um dir Mühe zu machen, hat sie dich aus dem Nichtsein ins Sein hervorgerufen. Dir sagt kein Instinkt, daß du dich vergraben mögest, wenn der Winter kommt, wie er's dem Dachse sagt, ja nicht einmal einen Pelz gab dir die Natur, den sie doch jedem Bäre gab — du mußt frieren, und willst du nicht selbst für dich sorgen, erfrieren. — Doch, wenn würd' ich fertig werden die ganze Liste der Qualen herzunennen, denen du ausgesetzt worden bist? — —

Sage nun selbst, Emil, ob ich den Gang deiner Untersuchungen, und den Schluß, worauf sie dich geleitet, getroffen habe?

Emil. Genau. Und ich wünschte nun wohl die Widerlegung zu hören, die Sie gegen mich in Bereitschaft haben.

Mutter. Ich selbst bin auf sie um so begieriger, da sie sehr vieles zur Beruhigung des Menschen im Leiden beitragen muß.

Levignard. Ich selbst, mein' ich, könnte dieses einigermaßen schon aus der Erfahrung widerlegen. Mich däucht, ihr habt von beiden Seiten die Farben zu stark aufgetragen. Es sind nicht alle Thiere gleich so fertig im Laufen, als das Küchelchen, denn sonst würde es unnöthig sein, daß die Alten den Jungen Futter zutrügen. Selbst aber das Küchelchen läuft nicht so ganz freiwillig nach dem Futter, sondern meist auf der Mutter Locken erst. Nun aber gar das Fliegen! Ein wenig Beobachtung wird uns zeigen, daß die Alten die Jungen ordentlich dazu anweisen, und allerlei Versuche vor ihnen machen, damit sie Muth bekommen mögen. — Ferner hat zwar der berühmte Linne' recht, daß die Thiere nicht jedes vorgeworfne Futter fressen, sondern eine Auswahl darunter machen; nichts destoweniger aber lehrt uns die beständige Erfahrung, daß sich genug Thiere vergiften. Wozu wohl die Vorsicht der Oekonomen in Wartung, Pflege und Fütterung des Viehes, wenn jenes bestimmt überall wahr wäre? — Daß die Thiere auch nicht von Noth frei sind, lehrt uns deutlich

genug das Wild, welches im Winter vom Hunger oft in verzweifelte Lage gebracht wird. Schleicht sich nicht da oft der Haase, ohne Scheu vor Hund und Feuerrohr, in unsre Gärten, um nur etwas Kohl zu benagen? — — Ohne Furcht vor Uiberfall sind die Thiere auch nicht, denn auch sie führen Krieg unter einander. Wie zittert nicht die Maus vor der Katze! wie ängstlich duckt sich nicht die Henne nieder, wenn über ihr der Geyer schwebt! welche Todesangst peinigt nicht den Hasen, wann ihn der Hund verfolgt! — Ihr seht, daß ich gar von den Verfolgungen nicht rede, die er vom Menschen erleidet, um dadurch nicht etwa zu der oft gemachten Exclamation Veranlassung zu geben: „ihr würdet glücklich sein, ihr Thiere, wenn euer Tirann, der Mensch, nicht wäre!" — — doch, ich will Dir, Verduc, nicht vorgreifen.

Verduc. Bevor ich über diesen Gegenstand etwas sage, will dir einmal etwas erzählen, Emil. Es mag nun Anekdote oder Mährchen sein, das thut nichts zur Sache.

Ein Bauer im Brandenburgischen — ich weiß nicht wo — konnte sich auf der Welt keine größre Glückseligkeit denken, als Faullenzen und gutes Essen. Nun genoß aber nach seiner Meinung kein Mensch dieser Glückseligkeit in einem reichlicheren Maaße, als ein Gelehrter, denn sein Pfarrer, der auch ein Gelehrter war, hielt eine gute Tafel, und gieng den ganzen Nachmittag spazieren. Ob es dem guten Pfarrer nicht etwa gieng, wie meinem Freunde, dem Dichter Blum in Teutschland, von welchem seine Landsleute nicht begreifen konnten, daß man im Gehen, auch etwas anders thun könne, als gehen — z. B. denken, das weiß ich nicht, und brauch' es hier auch nicht zu wissen. Genug daß wir wissen, was unser Jakob dachte.

Jakob aber hatte einen Sohn, und war ein zärtlicher Vater, was war also natürlicher, als daß er diesen auf den höchsten Grad von Glückseligkeit bringen wollte? Hans sollte einmal faullenzen, und gut essen können, und, um dies möglich zu machen, ein Gelehrter werden. Des-

halb gieng er zu dem Pfarrer, und erkundigte sich, wie er es anzufangen habe, um seinen Sohn zum Gelehrten zu machen.

Der Pfarrer erzählte ihm mancherlei von Büchern, Rektoren, Professoren, Collegienheften, Fakultäten, und Geldkosten, woraus aber Jakob nicht recht klug werden konnte. Alles was er sich herausgrübelte, bestand darin, daß die Professoren die Obermeister des Gelehrten-Handwerks wären, und daß diese sich ein gutes Lehrgeld bezahlen ließen.

Am andern Morgen schirrte er seinen Wagen an, pfropfte den Kober voll Lebensmittel, und packte Hansen auf den Wagen. Um ihn her pflanzte er seine Handbibliothek, als welche den Herkules und Herkuliskus, einen Seelenschatz, einen Himmelsweg, oder wie ein Kind in vier und zwanzig Stunden selig werden könne, Till Eulenspiegels lustige Streiche, und einen allezeitfertigen Rinderarzt, enthielt. Um seine Lenden gürtete er den großen Hirschledernen Geldbeu=

tel, und nun gieng es in vollem Galloppe davon.

„Gleich vor die rechte Schmiede" dachte Jakob, und fuhr also ohne Umstände gerade der Stadt zu, wo er gehört hatte, daß Professoren wohnten. Dort fragt er nach einem, und geht zu ihm.

„Herr Professer, da bring' ich meinen Jungen. Er soll ein Gelehrter werden. Geld hab' ich mit, und Bücher liegen auch auf dem Wagen. In einem halben Jahre will ich ihn wieder holen."

Professor. Als Gelehrten schon? — Das dürfte wohl der Fall nicht sein.

Jakob. Hm! das wäre! Ich hab' in meinem Leben manches Pferd zum Zuge eingerichtet, und habe nicht so viel Zeit gebraucht. Mein Junge ist aber wohl gescheidter wie ein Pferd.

Professor. Was ich gern zugestehen will, ohne deswegen mein voriges Wort zurückzuneh-

men. Es ist auch zwischen einem Pferde und einem Gelehrten noch ein kleiner Unterschied. — Indeß, ihr redetet von Büchern, ich bin begierig, diese zu sehen.

Die Bibliothek wurde herbeigebracht, der Professor durchsah sie.

Professor. Und diese Bücher, gesetzt auch daß euer Sohn sie auswendig lernte, würden ihn doch in alle Ewigkeit zu keinem Gelehrten machen. — Uiberhaupt dürfte es aber auch wohl nothwendig sein, zu prüfen, ob der junge Mensch jene Fähigkeiten besitze, welche zu einem Gelehrten erfordert werden, ob er mit diesen den ädlen Trieb nach Vollkommenheit, und jenen regen Eifer verbinde, der sich durch keine Schwierigkeiten Muthlos machen läßt, denn ohne dies — —

Jakob. Ei was Trieb und Eifer, und alle das Zeugs, da ich nichts von verstehe, mein Junge soll einmal gute Tage haben, und deswegen ein Gelehrter werden. Wenn er nur Pastohr

ist, da mag er mir zu Gefallen mit seinem Triebe anfangen, was er will. — Na, machen Sie, ich lasse mich's auch etwas kosten, wenn's nur nicht zu viel ist.

Professor. Dies also eure Absicht? O, so bitt' ich euch so hoch als ich nur kann, laßt euern Jungen ja keinen Gelehrten werden. — Das Ziel, nach dem wir ringen, ist zwar schön, aber es steht hoch auf steilem Gipfel, den zu erklimmen nur der vermag, der keine Mühe und keinen Schweiß, selbst das Blut nicht, das in den Schweiß fließt, achtet, der jede Wonne dieses Lebens, ja dies Leben selber, für gering hält, wenn er nur dies Ziel erreicht. — Er muß entsagen können allem, woran die Menge sich ergötzt, darf seinen Lohn nicht darein setzen, was ihr gute Tage nennt, denn sonst würde es durch Verzweiflung mit ihm enden. Seine guten Tage sind die, von denen er sich bewußt ist, jedes Hinderniß standhaft besiegt, durch Fürstengold, Frauenlächeln, und Zeitungslob sich von dem großen Ziele, bei Verfolgung, Druck und

Verkanntsein, doch nicht haben ablenken zu lassen. Glücklich noch, wenn Spott und Hohn nicht sein Loos ist! Er belehrt die Menschheit — diese schilt ihn einen Thoren; er sucht seine Zeitgenossen vollkommner zu machen — diese werfen ihm die Vollkommenheit ihrer Urgroßväter an den Kopf, die auch keine Narren waren; er setzt seine bessern Pläne durch — man arbeitet ihm entgegen, drückt, hudelt, schimpft und verfolgt von allen Seiten; er — —

„Nee, nee, Hans, du wärst ein wahrer Esel, wenn du ein Gelehrter werden wolltest, da hat's ja unser Hirte besser" rief hier Jakob aus, packte seine Bibliothek zusammen, und rasch wieder seinem Dorfe zu, wo er am Abend bei einem Schweinebraten recht herzlich über alle Gelehrten lachte.

Sage mir nun einmal, Emil, was hältst du von diesem Bauer?

Emil. Daß er ein Thor war.

Verduc. Und aus welchem Grunde urtheilst du dieses?

Emil. Weil er so unüberlegte Mittel wählte, um seinen Sohn zu einem Gelehrten zu machen.

Verduc. Richtig. Wir nennen den einen Thoren, der verkehrte Mittel zu irgend einem Zwecke wählt. Was meinst du aber, würde der Bauer dies auch dann noch gethan haben, wenn er überhaupt gewußt hätte, was und wozu ein Gelehrter eigentlich sei? Denn daß er dieses wirklich nicht gewußt habe, erhellt aus der ganzen Erzählung.

Emil. Ich zweifle.

Verduc. Du meinst also, daß die thörichte Wahl seiner Mittel, und überhaupt sein ganzes verkehrtes Urtheil bloß aus seiner Unwissenheit in Ansehung der Bestimmung des Gelehrten herfließe?

Emil. Auf jeden Fall.

Verduc. Also wohl auch, daß er gar nicht glaubte irrig zu urtheilen oder zu handeln?

Emil. Zuverlässig.

Verduc. Wenn du aber dieses glaubst; so kannst du auch nicht sagen, daß er in der Wahl der Mittel zu seinem Zwecke als Thor zu Werke gegangen sei, denn seine Mittel fließen ganz natürlich aus der Vorstellung her, die er von seinem Zwecke hatte. In seinen Augen waren sie also nichts weniger als verkehrt.

Emil. So waren sie es doch in der That. Was geht es denn uns hier an, was sie in seinen Augen waren.

Verduc. Demnach handelt und urtheilt also wohl jeder als Thor, nicht nur wenn er verkehrte Mittel wählt, um zu seinem Zwecke zu gelangen, sondern auch, und zwar vorzüglich, wenn er auf diesen Zweck hinarbeitet, oder von demselben urtheilt, ohne ihn einmal zu kennen, oder ihn kennen zu lernen sich die Mühe zu geben?

Emil. Nichts natürlicher als das. Und zwar handelt er als doppelter Thor, indem von dieser Kenntniß allererst die Wahl seiner Mittel abhängen muß.

Verduc. Was meinst du demnach, Emil, daß dieser Bauer in seinem Falle hätte thun müssen?

Emil. Sich hübsch erkundigen, was und wozu ein Gelehrter eigentlich da sei —

Verduc. Da würde er nicht gewähnt haben, daß man nur studire, um seinen Leichnam einst bequemer und leckerer abzufüttern. —

Emil. Und nachher würde er, wo nicht selbst eingesehen haben, doch unschwer darüber belehrt worden sein, wie man ein Gelehrter werde.

Verduc. Ganz recht. Dies alles hätte er thun müssen, allein daß er es nicht that, darüber entschuldigt ihn der Umstand, daß er roh von rohen Aeltern erzogen nichts Wünschenswer=

theres als einen sinnlich angenehmen Genuß kennen lernte, auch wohl überhaupt diesen als den letzten Zweck aller Bestrebungen seiner Bekannten, Nachbarn, Gevattern u. s. w. aus Erfahrung kannte. Nimmt man nun noch hinzu, daß er seine Arbeit nicht als Segen, sondern als Fluch betrachtete, und er Gelehrte, nebst allem was sie thun und wirken sollen, in der Nähe zu beobachten, also auch ihre und seine Arbeiten mit einander in Vergleich zu stellen, nie Gelegenheit gehabt hatte, so wird man ihm leicht verzeihen.

Emil. Allein er hätte doch jetzt Gelegenheit dazu gehabt. Wie dumm war aber seine Vergleichung zwischen dem Gelehrtwerden seines Sohnes, und dem Abrichten seines Pferdes.

Verduc. Warum gerade dumm? Er meinte doch, daß sein Sohn klüger sein müsse als ein Pferd, und da er diesem in so kurzer Zeit beigebracht habe, was ihm zu leisten nöthig sei, so werde dies seinem klügereren Sohne unfehlbar in

noch weit kürzerer Zeit müssen beigebracht werden können.

Emil. Aber, mein Himmel! welch ein Unterschied zwischen dem was ein Gelehrter, und dem was ein Pferd zu leisten hat!

Verduc. Du glaubst also wohl, daß seine Vergleichung nichts taugte, weil er dabei auf den mächtigen Unterschied, der zwischen den verglichenen Dingen obwalte, nicht gemerkt habe?

Emil. Allerdings.

Verduc. Dies schiene denn vorauszusetzen, daß zwischen zwei Dingen, die mit einander verglichen werden sollen, eine Aehnlichkeit statt finden müsse?

Emil. Nothwendig.

Verduc. Daß man also zwei wesentlich von einander unterschiedene Dinge, die in Ansehung der vorzustellenden Sache nichts mit einander gemein haben, nicht mit einander vergleichen dürfe?

Emil. Ja.

Verduc. Freilich wohl, Emil, wenn dies der Fall ist, dann wag' ich nicht dein Urtheil zu tadeln. — Aber woher meinst du wohl, möge es kommen, daß unser Bauer hier, ohne diesen Unterschied zu berücksichtigen, so geurtheilt habe?

Emil. Auf jeden Fall wieder daher, weil er von dem Zwecke des Gelehrten keinen richtigen Begrif hatte.

Levignard. Armer Emil! ich fürchte, du hast dir dein eignes Todesurtheil gesprochen. Sieh nur, wie dein schlauer Richter lächelt, daß er, dir unbewußt, dich überall so in deinen eignen Aussagen verwickelt und gefangen hat!

Emil. Das ich nicht wüßte, mein Vater!

Verduc. Doch, doch, lieber Emil. Du befindest dich gerade in dem Falle dieses Bauern. Du sprachst eben so über den Menschen überhaupt ab, wie dieser über den Gelehrten. Du verglichst ihn mit dem Thiere, ohne den mächtigen Unterschied, der zwischen beiden obwaltet, zu

bemerken, und erkanntest, wie er, nur jene Aehnlichkeit, die in der That ziemlich außerwesentlich ist. Wie er, würdest also auch du im vorkommenden Falle verkehrte Mittel zu deinem Zwecke gewählt haben, d. h. du würdest, wenn du einen Menschen hättest bilden sollen, nach deinen Begriffen davon, nie einen wahren Menschen herausgebracht haben.

Emil. Und dies alles hieße mit andern Worten „mein lieber Emil, du hast über den Menschen geurtheilt, ohne zu wissen, was und wozu er ist, und da dies eigentlich nur die Thoren thun; so hast du geurtheilt wie ein — — ei nun, wie ein Thor, weil man die Wahrheit doch einmal nicht verschweigen darf." Allein, mit Ihrer Erlaubniß, lieber Herr Verduc, wird Emil noch hinzusetzen, daß er nicht gern ein Thor ist, oder bleibt. Deshalb frage ich Sie denn jetzo: „was und wozu ist denn der Mensch?" Auf diese Art, mein' ich, käme zwischen mir und Ihrem Bauer doch noch ein Unterschied heraus.

Verduc. Wohl, guter Emil. Du zeigst dich vernünftig, indem du nicht auf dem Irrthum beharren willst. Irren kann jeder Mensch, aber der Narr wird nur auf seinem Irrthume beharren. Indeß wirst du mir zweifelsohne erlauben, daß ich die Beantwortung deiner Frage, einer der wichtigsten, die nur immer der Mensch bei sich aufwerfen kann, dir bis morgen schuldig bleibe.

Am andern Tage las Verduc folgenden Aufsatz vor.

A.

Der Mensch, als empfindendes Wesen.

„L'homme a des organes par le moyen desquels il entre en commerce avec la nature; ces organes ſont les ſens. Nulle idée n'est chez lui antérieure à l'exercice des ſens; c'est là un fait que l'experience démontre. C'est donc dans l'exercice des ſens qu'il faut chercher l'origine de tout ce que nous éprouvons, c'est par leur moyen que l'homme commence à devenir un être ſentant." *)

Recherches ſur la faculté de ſentir et ſur celle de connoître.

Wenn wir umherblicken in dem großen nie ermeßnem Weſenreiche der Schöpfung, und mit

*) Der Menſch hat Werkzeuge, vermittelſt deren er mit der Natur in Gemeinſchaft tritt, —

betrachtendem Blicke auf ihren Gegenständen verweilen; so werden wir gar bald, zwar der Aehnlichkeiten, aber auch der Unterschiede, verschiedenerlei gewahr. Wichtiger aber, auffallender und merkwürdiger, ist von jenen zahlenlosen Unterschieden allen keiner, als der, den wir zwischen der leblosen und lebenden Schöpfung entdecken. Anscheinend todt liegt unsre ganze Erde vor uns da, und nur nach langen, oft wiederholten, mühsamen Versuchen, Erfahrungen und gemachten Entdeckungen, gelingt es dem philosophischem Forscher endlich, einen tiefern Blick in ihre Einrichtung zu thun, und einzusehen, daß sie nicht wirklich todt sei, sondern von innern nimmer erkannten Kräften genöthigt, nach den Gesetzen der

seine Sinnen. Bevor diese nicht bei ihm in Wirksamkeit gesetzt worden, hat er keine Idee, wovon die Erfahrung und die Beweise liefert. In der Wirksamkeit seiner Sinnen muß man also den Ursprung alles dessen aufsuchen, was wir erfahren; vermittelst ihrer beginnt der Mensch ein empfindendes Wesen zu werden.

Bewegung, im ewigen Zirkel eine gewisse vorgeschriebne Bahn durchlaufe, daß sie durch Zug, Druck und Stoß, die ursprünglich in ihr gegründet sind, tausenderlei Veränderungen und Revolutionen durchgehe, daß hier Theile von ihr sich auflösen, dort sich welche mischen, daß sie hier ab=, und was sie hier abgenommen, dort zunehme. Welch ein Regen und Streben, welcher Trieb nach Thätigkeit ist hingegen nicht an den verschiedenartigen Gattungen von Wesen sichtbar, die auf diesem großem Schauplatze leben! Mit Entzücken verweilen wir bei diesem Leben in der Natur, und unser ganzes Wesen löẞt sich in süße Namenlose Wollust auf, wenn in den Schatten eines duftenden Blüthenbaums hingelagert, der Käfer uns umschwirrt, die muntre Heerde um uns blökt, der schnelle Hirsch, dem rieselnden Bache zu, uns vorübereilt, die Nachtigall im dunkeln Busche flötet, die Lerche über uns trillert, und tausend andre Stimmen freudiger Vögel in ihre Triller tönen.

Zu welchen erhabenen Betrachtungen reißt uns nicht in solchen Augenblicken die Bewunde=

rung der Erde hin, die in ihrem mütterlichen Schooße alle diese tausend Wesen hegt und nährt! Wir denken in solchen Augenblicken den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal, und schwingen uns auf den Fittigen unsers Geistes hinaus über Raum und Zeit, fühlen uns näher dem Unsichtbaren, der voll sanfter Vaterhuld dies alles ordnete.

Laßt es sein, daß die Erde dieselbe Bahn durchliefe, dieselben Revolutionen durchgienge, alle ihre schönen Gaben hervorbrächte, was würde sie dennoch anders sein, als ein todter Klumpen, worin vom wüsten ungeformten Chaos unterschieden, wenn nicht Wesen auf ihr vorhanden wären, welche dieser Gaben genießen, und dieses Genusses sich erfreuen könnten? Sie selbst wird alles dessen, was sie thut und leistet, nimmer gewahr, denn sie verhält sich bei allem nur leidend, sie kann also füglich nichts anders sein, als etwa das Postument zu einer Statue. Wer ergötzte sich aber noch je an einem bloßen Postumente? Allenfalls freilich, wenn die Arbeit

des Künstlers daran Bewunderung verdiente — und das würde wohl hier der Fall sein — allein man müßte denn doch immer bedauern, daß der Künstler, dessen Arbeit so viel versprach, sein herrliches Werk unvollendet ließ, oder lassen mußte.

Unsre Erde blieb nicht unvollendet. Um vollendet zu sein, mußte alles, was sie wirkt und thut, nicht vergebens gethan sein, sondern zu irgend einem Zwecke dienen, wie das Postument dazu dienen sollte, eine Statue darauf zu setzen. Alles aber was sie trägt und thut und wirkt, setzt Wesen voraus, die durch Genuß desselben erfreut, beglückt werden können, — — und solche Wesen sehe ich überall um mich her, wohin ich blicke.

Hier laßt uns eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit verweilen.

Nur für Wesen also, die der Empfindung fähig sind, kann dieser große Schauplatz, unsre

Erde, mit allen ihren mannichfaltigen Dekorationen da sein. Nur zu ihrem Besten gehen in ihr alle jene Veränderungen, so viele es deren giebt, vor. Für sie nur blüht und duftet und wächst alles, für sie nur thauen die Wolken ihren Segen herab. In der That, von diesem Standpunkte aus betrachtet, müßt ihr, all' ihr lebenden Wesen um mich her, mir weit größer, wichtiger vorkommen, als noch nie zuvor. Ihr seid so mir um so würdiger, den Gegenstand meiner Betrachtung auszumachen.

Empfindende Wesen? — Ich frage mich selbst, „was heißt empfinden?"

Ich empfinde den Duft einer Blume, den Schmerz eines Stichs, den Wohlgeschmack einer Speise, den sanften Ton einer Flöte. — Was geht hierbei in mir selbst vor? — Alle diese Dinge wirken auf eine gewisse Art in mich ein, daß ich sie gewahr, gewisser Beschaffenheiten von

ihnen mir bewußt werde. Dieses wirkt angenehm, jenes unangenehm, und sonach ist meine Empfindung entweder eine angenehme, oder eine unangenehme. Welche es auch sei; so verspüre ich hiebei gewisse Regungen in mir vorgehen, und gebe durch gewisse Aeußerungen dieselben an den Tag. Waren es angenehme, so werden meine Aeußerungen freudige, im Gegentheile aber traurige sein.

Ein Wesen, an welchem man dieses alles bemerkt, wird also der Klasse der empfindenden zugezählt werden müssen. Alle diejenigen hingegen, an welchen ich dergleichen nichts gewahr werde, schließe ich mit Rechte davon aus.

Woher aber, woher mag eigentlich diese Empfindung kommen? Warum empfindet dieses Wesen, und jenes nicht? — Ich will beide untersuchen, und die Unterschiede an ihnen beobachten, vielleicht daß ich auf diese Art der Wahrheit auf die Spur komme.

Jener Granitblock — dieser Marder!

Schon der Name des erstern zeigt eine bloße Masse an, ohne ausgearbeitete, abgesonderte, auf gewissen Gebrauch hindeutende Theile, deren ich aber an dem zweiten mancherlei erkenne. Drei abgesonderte Haupttheile — Kopf, — Rumpf — und Glieder. An diesen wieder besonders ausgewirkte Nebentheile. Am Kopfe, Stirn, Auge, Nase, Maul u. s. w. — Sollte dies nicht alles zu einem gewissen Behufe da sein? — Richtig, mit den Augen wird das Thier Gegenstände um sich her gewahr — so ebenfalls mit den Ohren — so mit der Nase u. s. w. — Es sieht, hört, riecht — bekommt also Empfindungen dadurch. Dies scheint mich denn zu berechtigen, anzunehmen, daß nur alle diejenigen Wesen Empfindung haben können, welche mit besondern Werkzeugen an ihrem Körper ausgerüstet sind, vermittelst welcher sie Gegenstände außer sich wahrnehmen können. An dem Marder, der dieselben hat, werde ich alles jenes gewahr, was ich gewahr werden muß, um einem Wesen Empfindung zuzusprechen.

Dort aber steht eine Statue, eines großen Meisters berühmtes Werk, von welchem jeder

Kenner sagt, es sei vollkommen, und in der That hab' ich nie in der Natur etwas diesem Werke Gleiches gesehen. Welcher mit Heiterkeit gemischte Ernst schwebt auf dieser Stirn! Wie ausdrucksvoll spricht dieses Auge! Wie ruhig lächelt dieser Mund, woran die feingezognen Lippen mich entzücken! Welcher Ausdruck, welche Haltung in dem Ganzen, und in jedem seiner einzelnen Theile! — — Ihr mangelt nicht nur keines jener Werkzeuge, die zur Gewahrwerdung von Gegenständen außer uns erfordert werden, sondern ich erblicke sie sogar in der größtmöglichen Vollkommenheit an ihr. Dennoch aber erblick' ich nur an der um sie versammelten Menge, keineswegs aber an ihr, eine Spur von Empfindung des duftenden Ambra, oder des schmelzenden Adagio's, womit der Zauberer Haydn unsre Herzen in Wehmuth auflößt, und der Rührung sanfte Thränen in das schimmernde Auge lockt. — Woher dies?

Ich muß nothwendig auf die Vermuthung gerathen, daß jene Werkzeuge, die ich von außen

unterschied, schwerlich allein hinreichen möchten, um Empfindung in einem Wesen zu erregen, und diese Vermuthung ist noch ein Antrieb mehr, in meinen Untersuchungen weiter fort zu gehen.

„Ja — wendet hier mir jemand ein — es ist auch sonderbar, zu glauben, daß ein Mensch aus Stein gehauen, Empfindung von etwas haben werde, so sonderbar, als Empfindung von einem Todten zu erwarten.“

Oft schon haben Einwendungen mich auf den richtigern Weg geleitet, und ich ahne, daß dies auch hier der Fall wieder sei. Der Freund, der diese Einwendung mir machte, will mir dadurch nichts anders sagen, als: daß nur ein lebendes Wesen Empfindung haben und äußern könne. — Die Erfahrung bestätiget mir dieses, und ich will sie jetzt darüber befragen, und untersuchen, welches die Bedingungen des Lebens und der Empfindung sein mögen.

Prüfend nah' ich mich einem lebenden Wesen. Ich sehe Bewegung, Regung an ihm, die

ich an keinem Leblosen verspüre. Wie sich diese Theile an ihm heben und wieder senken! Ich fühle es an, und werde gewahr, daß in seinem Innern irgend etwas fluthet, ich verspüre eine Wärme, die in ihm selbst vorhanden ist. — Aus diesem allem schließ' ich, daß in seinem Innern der Grund seines Lebens verborgen liegen möge. Und um dieses Innere kennen zu lernen, frag' ich die Aerzte um Rath, die zur Beförderung ihrer heilsamen wohlthätigen Kunst dieses Innre untersuchen, seine einzelnen Theile, deren Beschaffenheit und Nutzen kennen lernen mußten.

Diese eröfnen mir eine Welt von Wundern im Geschöpfe, und staunend seh' ich die kunstvolle Zweckmäßigkeit der Organisation im Innern eines lebenden Wesens an. Feste Theile so regelmäßig an einander befestigt, und mit einander verbunden, und flüßige in und durch die festen sich bewegend! Knochen und Bänder als Gerüste, Muskeln als Bedeckung, Herz und Gehirn, Adern und Nerven so millionenfach unter und mit einander verschlungen, und diese alle näher

oder entfernter in Verbindung mit jenen Eingeweiden gesetzt, durch welche sie Nahrung und Geschmeidigkeit erhalten *).

*) Alles, was hier nur kurz angedeutet worden ist, habe ich ausführlich abgehandelt in meinen „Vorbereitungskenntnissen zu einem vernünftigen Nachdenken über Gott, Natur und Menschenleben" und kann mich hier füglich darauf beziehen. Jedoch will ich zum leichtern Verständniß nur diese wenigen Worte sagen, daß der Magen, nach Boerhave's Ausdruck, die Wurzel ist, aus welcher der Nahrungssaft dem ganzen Körper zufließt. Er drängt die Speisen in die Gedärme, wo das Gekröse den besten Saft einsaugt. Durch den Brustmilchadergang geht er in die Lunge und das Herz, und zu Blute geworden, durch die Adern zu allen übrigen Theilen des Körpers, wo er vom Gehirne, den Nerven, Drüsen u. s. w. angesogen, und verschiedentlich, zu verschiedenem Behufe, wiederum verarbeitet und geläutert wird.

Jeder Theil wirkt in dieser kleinen Welt für sich und für das Ganze zugleich, und die zweckmässige innere Wirksamkeit aller dieser Theile und ihrer Kräfte *) zur Selbsterhaltung machen das Leben aus. Jeder dieser innern Theile der Organisation hat aber, wie seine eigenthümliche Kraft, so natürlich auch seine eigne Bestimmung. Das Herz, dieser größte und reizbarste von allen Muskeln, und das Gehirn, diefer Zusammenfluß der ädelsten geistigsten Substanzen in der Rotunda des Schädels scheinen aber unter allen die wichtigste Bestimmung zu haben, denn wenn das erste den Blutstrom mit seiner Lebenswärme durch alle Adern treibt, welcher überall Theile von sich absetzt, und mithin für den Körper das ist, was das Weltmeer für unsre Erde; so dient das Gehirn hingegen dazu, dem Geschöpfe Bewußtsein von der Außenwelt zu

*) Es werden hier unter den Kräften die sogenannten gemeinschaftlichen Lebenskräfte verstanden, als 1) Zusammenziehbarkeit, 2) Irritabilität oder Muskelreizbarkeit, und 3) Sensibilität oder Nervenreizbarkeit.

verschaffen. Aus ihm gehen nämlich in den subtilsten Fäden und Geflechten die Nerven bis zu den entferntesten Theilen des Körpers aus, und diese sind so außerordentlich reizbar, daß sie am äußersten Ende, auch noch so leise, berührt, den Eindruck davon, wie eine Art von Erschütterung, in demselben Momente durch ihr ganzes Gewebe fortpflanzen.

Wo wir irgend etwas außer uns gewahr werden, da geschieht es vermittelst der Nerven, denn nur durch sie haben wir Gefühl. An verschiedenen Theilen des Körpers sind besondre Veranstaltungen getroffen, eigne Werkzeuge gemacht worden, um dadurch auf sie zu wirken, und auf diese Art durch noch mehrere Wege äußere Gegenstände wahrzunehmen. Hieher gehören z. B. das Ohr, das Auge, die Nase, die Zunge, durch welche wir hören, sehen, riechen, schmecken.

Nicht also diese äußern Werkzeuge, welche ich vorher an einem lebenden Wesen unterschied, sind es, welche dieses zu einem empfindenden machen, sondern jene Nerven, womit sein Inneres gleichsam besaitet ist, und welche mit jenen in Verbindung gesetzt worden sind. Die äußern Werkzeuge

sind gleichsam nur Kanäle, durch welche hie und da die Wirkung der äußern Gegenstände auf die Nerven einfließt.

Empfindende Wesen sind demnach diejenigen lebenden Geschöpfe, welche, sonst unabhängig von der Natur um sie her, nur vermittelst ihrer innern Organisation mit ihr verbunden sind, vermöge ihres Nervenbaues dieselbe außer sich gewahr, und auf irgend eine Weise durch die Einwirkungen derselben gerührt, gereizt werden. Worin diese Reizbarkeit der Nerven bestehe, das ist zur Zeit ein noch unaufgelöstes Räthsel, aber wenn ich sie deswegen ableugnen wollte; so könnte ich mit demselben Rechte mein eignes, dieser Erde und jener Sonne Dasein ableugnen.

Also nur lebende Wesen haben Empfindung? — Leben? — Dieses Wort kann, allem Augenschein zu Folge, keinen andern Sinn haben, als den, „selbst, aus eignen Kräften *),

*) D. h. aus Kräften, die nicht die gemeinsamen der ganzen Körperwelt, sondern nur in diesem Wesen gegründet sind, also nicht Kräfte

thätig sein." — Nur dadurch unterscheidet sich das Lebende vom lebenlosen Geschöpfe, sobald ich von dem Grunde ab, mehr auf die Wirkungen sehe, welche er in dem Geschöpfe zur Folge hat.

Diese Selbstthätigkeit des lebenden Geschöpfes schließt Unabhängigkeit von allen jenen Wirkungen in sich, denen die todte Materie, um zu ihrem Ziele zu kommen, unterworfen ist, denn sie ist bloß leidender Theil. Wer würde wohl je in Versuchung gerathen, das rollende Rad am Wa-

des Anziehens und Abstoßens, der Gravitation u. s. w., denn sonst würde alles, was chemischen oder mechanischen Kräften und Gesetzen folgt, leben. Ich weiß zwar wohl, daß der würdige Herr Jakobi in seinem Werke „Alles in der Natur lebt, nichts ist todt" diese Idee annimmt, ja sogar sehr fruchtbare Folgerungen daraus zieht, allein mir hat immer geschienen, als vermenge er sehr heterogene Begriffe mit einander.

gen selbstthätig zu nennen? Es ist freilich wahr, daß es wirkt, allein es wirkt nicht aus eigner Kraft, sondern nur weil es von einer fremden in Bewegung gesetzt wird. Es verrichtet alles, was es soll, aber nur weil und wenn es muß. Es geht nie Bergauf, wenn seine bewegende Kraft Bergab treibt.

Wenn dieses aber der Fall ist — wie er es denn ist — so darf das lebende Wesen nicht mit der todten Natur um sich her zusammenhängen, es muß, losgerissen von ihr, für sich ein abgesondertes Dasein haben, denn wie wäre sonst Selbstthätigkeit für dasselbe möglich? Fortgerissen von dem allgewaltigen Zuge der Materie würde es diesem folgen müssen.

Nicht genug aber, daß es für sich ein abgesondertes Dasein hat, wer sieht nicht ein, daß es ohne die gehörigen Mittel und Werkzeuge keine Thätigkeit üben könnte? Diese muß es also haben, und es hat dieselben. In verschiedne Glieder wurden die Körper der lebenden Geschöpfe

abgetheilt, diese Glieder sind bewegsam, und überall, wo es nöthig ist, mit Mitteln, diese Bewegsamkeit zu erregen, zu gebrauchen und zu üben versehen. — (Glieder, Bänder, Knochen, Muskeln.) —

O wie steigt, wenn ich so die lebenden Wesen betrachte, von Augenblick zu Augenblick meine Bewunderung! Es wird mir immer unmöglicher, nicht mit innigstem Wohlgefallen auf euch zu haften, ihr, die ihr so hoch gestellet wurdet, daß die ganze Erde nur für euch wirken sollte. Ihr seid nicht unterthan dem Gesetze des Zwanges, wie sie, in eigner Thätigkeit übt ihr eure Kraft, gehorcht nur jener sanften, nie zwingenden nur mahnenden, Leitung, die ihr in euerm Innern spürt!

Aber irre ich, oder ahne ich richtig? Stoß ich nicht, indem ich diesem Faden nachgehe, hier auf jenen Endpunkt, wo die Linien des Lebens und der Empfindung in einander laufen, sich durchkreuzen?

Das Leben brachte mich auf die Selbstthätigkeit, auf die unerzwungne Uibung aller der Organe, die wir am Körper des lebenden Wesens unterscheiden, und da frag' ich mich nun: „Wozu denn jene Selbstthätigkeit? Was hat sie für einen Grund? Was für einen Zweck?"

Sagen soll ich also jetzt, worin im organischen lebenden Körper der Grund der Selbstthätigkeit bestehe? Wird mir dieses auch möglich sein? Ich kann freilich überall, wo Dinge nach Gesetzen der Mechanik wirken, mit leichter Mühe angeben, wodurch und wie ihre Wirkung vor sich geht, allein wie himmelweit von der mechanischen Bewegung eines Uhrwerks sind die Regungen des Lebens unterschieden? Jedoch, ich will es versuchen, und meine Erfahrung zu Rathe ziehen.

Alles in mir, bis auf die kleinste Faser, ist in beständiger Regung, alles dürstet gleichsam

nach seinem Antheile von den erquickenden Tropfen aus dem großen Strome, dem das Leben entblüht. Da ist nichts als ein ununterbrochenes Empfangen und Geben. Jede Faser saugt mit voller Begier von den köstlichen Tropfen, strebt und arbeitet sie in sich selbst zu verwandeln, und weiter zu geben. *)

*) „Sieh jene Pflanze, den schönen Bau organischer Fibern! Wie kehrt, wie wendet sie ihre Blätter, den Thau zu trinken, der sie erquicket! Sie senkt und drehet ihre Wurzel, bis sie stehet: jede Staude, jedes Bäumchen beugt sich nach frischer Luft, so viel es kann: die Blume öfnet sich der Ankunft ihres Bräutigams, der Sonne. Wie fliehen manche Wurzeln unter der Erde ihren Feind, wie spähen und suchen sie sich Raum und Nahrung! Wie wunderbar ämsig läutert eine Pflanze fremden Saft zu Theilen ihres feinern Selbst — ein wahres Wunder von der Macht des Lebens und seiner Wirkung in einem organischen Pflanzenkörper.

Frag' ich nun in mir selbst nach Erklärung dieser Erscheinungen an, welche andre weiß ich mir zu geben, als daß ein gewisser Reiz, Antrieb, der in meinem Innern waltet, jede Fiber schwinge, rege, besele? Woher dieser entstehe, wie er wirke — das ist mir verborgen, das war noch allen, selbst den scharfsinnigsten, Philosophen verborgen. Ich muß an dieses mächtige Spiel dunkler Kräfte glauben, ohne den Grund davon einsehen zu können, aber die Erfahrung jedes Augenblicks überzeugt mich Eidschwurgewiß, daß ich an keine Einbildung glaube.

Durchschauten wir den unendlich feinern und verflochtenern Thierkörper, würden wir nicht ebenfalls jede Fiber, jeden Muskel, jeden reizbaren Theil in demselben Amt, und in derselben Kraft finden, sich Saft des Lebens zu suchen nach seiner Weise? Blut und Milchsaft, werden sie nicht von allen Fasern und Drüsen beraubt? jede sucht, was ihr noth thut, gewiß nicht ohne entsprechende innere Befriedigung." Herder vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele.

Dieser innre mit Allgewalt wirkende Reiz verborgner Kraft ist der Bewahrer des Lebens. Wir leben nicht, sinken zurück in die allgemeine Masse todter Materie ohne ihn. Wird er in einem Theile geschwächt, gelähmt, so ist dieser Theil sofort unbrauchbar, denn seine Harmonie mit den Kräften der übrigen Theile ist unterbrochen. Und wie lästig wird uns dann dieser Theil, welche Unannehmlichkeiten, welche Beschwerden verursacht er uns! Wir sind in der That sehr übel mit ihm daran. Wir können uns nur dann wohlbefinden, wenn dieser Reiz ununterbrochen in uns wirkt, wenn seine sanfte Regung in allen Theilen gleich harmonischen Takt hält. Wohlsein aber ist ja das mächtigste, unabtreibliche Verlangen jedes empfindenden Wesens, der Hauptwunsch, um dessen Erfüllung es alles alleinig wirkt und thut. Nach Wohlsein dürstet und lechzt es, und alles in seinem ganzen Wesen strebt hin nach ihm. Wie ämsig, wie rastlos wird unsre Bemühung, um das Uibelbefinden von uns zu entfernen, wie bieten wir alles, selbst das Schwerste, auf, um das verlorne

Gleichgewicht in uns wieder herzustellen, die stockenden Räder wieder in Schwung zu bringen! — Die Triebe nach Leben und nach Wohlsein sind die Grundtriebe unsers Wesens, sie sind es, die uns überall leiten, die uns zu allem vermögen, was wir unternehmen und vollführen. Wie glücklich ist demnach die Organisation der empfindenden Wesen eingerichtet, daß sie die Störung, Hemmung und Nichtbefriedigung ihres innern Reizes schmerzhaft spüren. Dieser Schmerz ist ihnen ein freundschaftlicher Warner, der Gefahr vorzubeugen, gleichsam eine ausgestellte Schildwache, welche anruft, wenn ein Feind auf Überfall und Vernichtung lauert.

Und hier ist es, wo die Linien des Lebens und der Empfindung in einander laufen. Durch ihr harmonisches Wirken vollenden sie das Wohlsein des lebenden Geschöpfes, versichern demselben längere Dauer, und vermögen es dadurch zur — Selbstthätigkeit. *)

*) Man könnte hierauf füglich anwenden, was Pope irgendwo in seinem Versuche über den

Ich will mit meinen Betrachtungen hier eine Zeitlang verweilen, und diesen Gedanken noch mehr auseinandersetzen.

Empfindung also ist die Wächterin für das Leben, sie sorgt für das Wohlsein. Mit lauter vernehmlicher Stimme mahnt sie das lebende Wesen, alles richtig, und genau zur bestimmten Zeit, abzutragen, was beide erhalten und befördern kann, und ja nichts zu verabsäumen, was vermöge seiner Natur dazu nothwendig — Bedürfniß für dasselbe — ist. Um ihrer Mahnung mehr Nachdruck zu geben, und ihren Forderungen desto sicherer Genüge leisten zu sehen, machte sie ihren Reiz dabei immer schmerzhaft, damit das lebende Wesen dadurch gleichsam zum

Menschen sagt: „Man nehme diese Wirkung weg, und der Mensch ist in eine unfruchtbare Ruhe vergraben, er gleicht der im Boden festgewurzelten Pflanze, welche wächst, zeugt, vertrocknet, und stirbt."

Gehorsame getrieben werden, und weil die Hemmung dieses schmerzhaften Reizes mit Annehmlichkeit vergesellschaftet ist, von selbst dazu geneigt sein möchte.

Siehe da Triebe und Neigungen, gegründet auf das Bedürfniß des lebenden Wesens, das aus seinen Grundtrieben nach Leben und Wohlsein *) entspringt, welche hin-

*) Man hat diesen Grundtrieb des lebenden und empfindenden Wesens sonst wohl auch den Grundtrieb der Selbstliebe genannt, ein Ausdruck, den ich, seiner schwankenden Bedeutung halber, nicht wählen mochte. Daß man indeß darunter nichts anders verstanden hat, als ich oben gesagt habe, giebt schon die Erklärung, welche Herr Reimarus, (s. dessen Werk über die Triebe der Thiere S. 60 der 3. Aufl.) hievon giebt, gnüglich zu erkennen: „Es ist — sagt er daselbst — überhaupt allen Thieren, als Thieren, und selbst dem Menschen, ohne oder vor

wiederum aus jenem innigen Reize, den die schaffende Natur in sein Wesen verwebte, hervorgehn! Alles hängt hier wie Glieder Einer Kette genau zusammen.

dem Gebrauch seiner Vernunft, natürlich, daß ein jedes sein und seines Geschlechtes Erhaltung und Wohlfarth zu befördern bemüht ist; und darin müssen alle besondere Triebe, die nach jedes Lebensart und Bedürfnissen sehr verschieden sein können, allgemeinen Grund haben. Man kann diesen allgemeinen Grundtrieb der Thiere eine Selbstliebe heißen." — Ich will statt allem hier noch folgende Stelle aus diesem Werke beifügen (S. 10.) „Da geht eigentlich das Leben an, wo die Empfindung anfängt, wo wir anfangen zu fühlen, und uns wenigstens dunkel und undeutlich bewußt zu werden."

Laßt mich erforschen, welche Bedürfnisse das lebende empfindende Wesen wohl habe, um Leben und Wohlsein sich zu erhalten.

Wenn sich in ihm jede Faser regt und dehnt, um ihre Gier nach jenem Saft zu stillen, der sie in Schwingung erhält, wird da auch genug desselben vorhanden sein, um keiner ihren Antheil versagen zu müssen? wird der Born, dem das Leben entqvillt, und aus dem es den ganzen Körper durchrieselt, auch nicht versiegen, vermindert werden? Bäche, Flüsse und Seen versiegen, wenn die Sonne senkrecht ihre Strahlen auf die Erde wirft, ja selbst das unermeßliche Weltmeer, das die Erde umgürtet, an aller Welttheile Küsten seine mächtigen Wogen wälzt, würde allmählig verdampfen, wenn nicht die ewig gleiche Ordnung der Natur ihm immer wieder zuführte, was Sonnenstrahl und Luft ihm raubten. Sollte denn diese Qvelle nur immerwährend unabgenommen rinnen? O nein, des genauen Beobachters mühsame Versuche zeigen mir das Gegentheil, *) und wenn denn alles nun gehörig

*) Sanctorius machte folgende Berechnung, daß,

von statten gehen soll, so ist kein andres Mittel übrig, als daß es hier wie bei dem Weltmeer gehe, der Verlust durch Ersatz vergütet werde. Woher den Ersatz?

Was wüthet so ergrimmt in meinen Eingeweiden? Was starret jede Faser meiner Zunge peinlich empor? Ist keine Rettung von dieser Qvaal? Keine Linderung für diese Pein? — — Diese Qvaal und diese Pein, o wie setzen sie mich in Bewegung, daß ich ihrer mich zu entledigen eile! — Wie köstlich mich die silbernen Tropfen labten, die ich der Qvelle entschöpfte!

wenn ein Mensch binnen vier und zwanzig Stunden acht Pfund fester und flüssiger Substanzen zu sich nähme, drei davon durch Stuhl und Urin weggiengen, die übrigen fünf aber unmerklichen Ausdünstungen überlassen blieben, wobei die Ausdünstung aus den Lungen ein Sechstheil des Ganzen betrage. Der Engländer Cruikshank hat nachher hierüber noch mehrere Versuche angestellt.

welche Kühlung mir nun durch jede Ader rinnt! Wie wohl mir nun ward, da ich die Frucht verzehrt, die ich dem Gipfel des Baumes raubte! *)

Wie aber? — Da war ja schon die Selbstthätigkeit, zu welcher mich meine Empfindung trieb! Auch wird der Born des Lebens jetzt noch in mir nicht versiegen, denn durch diese befriedigte Forderung des Bedürfnisses erhält er neue Nahrung.

Auf diese Weise hätte der eine von unsern mächtigsten Trieben, der Trieb nach Leben, seine

*) „Hunger und Durst in der ganzen Maschine eines thierischen Körpers — welche mächtige Stacheln und Triebe! und warum sind sie so mächtig, als weil sie ein Aggregat sind alle der dunklen Wünsche, der verlangenden Sehnsucht, mit der jeder kleine Lebensbusch unsres Körpers nach Befriedigung und Erhaltung seiner dürstet.“ Herder a. a. O.

Befriedigung erhalten, das eine Bedürfniß wäre gestillt. Ja auch das Wohlsein, in wie weit es hievon abhängt, ist dabei nicht vergessen worden. Allein es gehören dazu freilich noch mehrere Stücke, bei deren Ermangelung es wohl schwerlich einem empfindenden Wesen wohl sein dürfte.

Ich will hier erst, bevor ich weiter gehe, einen Versuch machen, zu untersuchen, was wohl eigentlich dazu gehöre, um das Wohlsein empfindender Wesen zu vollenden.

Der erste Grad alles Wohlseins ist das, was wir Behäglichkeit nennen, jene Ruhe, jenes Gleichgewicht aller Kräfte in uns, wo jede für die andre, keine der andern zuwider, wirkt. Ihr ist der Zwang entgegen gesetzt, jener unnatürliche Zustand unsers Wesens, worin irgend eine, oder mehrere Kräfte gestört, unterbrochen, in ihrer Wirksamkeit aufgehalten worden sind. So lange wir ununterbrochen uns in dem ersten Zustande befinden, können wir nicht eigentlich sagen, daß er uns unmittelbar Vergnügen, d. h. Ge-

fühl angenehmer Empfindung, gewähre, denn da von Natur unsre ganze Organisation auf ihn eingerichtet ist, so hat die Gewohnheit uns für die Schätzung desselben stumpfer gemacht, und wir finden erst dann Vergnügen an ihm, wenn irgend ein Zwang denselben unterbrach. Jeder Zwang verursacht unangenehmes Gefühl, Schmerz, in uns, dessen wir uns mit aller Macht zu entledigen streben. Deshalb also wird auch alles dasjenige, was uns vom Misbehagen, und vom Schmerze befreit, was auf keine solche Weise in uns einwirkt, daß dadurch unsre Thätigkeit gehemmt wird, sondern was vielmehr dieselbe befördert, ihr eine leichtere Beweglichkeit verschafft, uns Vergnügen, Freude, gewähren, und den Zustand unsers Wohlseins vollenden.

In dem ersten der genannten Zustände haben wir das lebende Wesen bereits gesehen, und die Frage war jetzt nur, zu welcher weiteren Bedürfnisse Befriedigung dasselbe von seiner Empfindung zur Selbstthätigkeit gereizt werde, um in seinem Leben auch sein Wohlsein zu vollenden.

Die kleine eben angestellte Untersuchung, däucht mich, werde hiebei nicht ohne Nutzen sein, denn ich brauche jetzt nur auszumitteln, einmal, was mir unangenehme schmerzhafte Empfindungen verursacht, dann was dieselben hebt, also in dieser Hinsicht Bedürfniß für mich sein wird, und ich bin am Ziele.

Wir nennen denjenigen Zustand, worin in dem organisirten Wesen alles gleichmäßig thätig ist, Gesundheit, deren Gegentheil die Krankheit ist. Unsre Neigung zu der ersten ist so stark, als unsre Abneigung vor der andern, und natürlicher Weise geht auch unser Bestreben immer dahin, die erste zu erhalten, die andre von uns zu entfernen. Auf eine Art haben wir den möglichen Verlust derselben schon gesehen, allein wir können sie noch auf mancherlei andre Art verlieren.

Die lebenden Wesen hängen nämlich, vermöge des feinen Gewebes ihrer reizvollen Nerven, mit der Außenwelt zusammen, welche auf

mancherlei, bald angenehme bald unangenehme Weise auf sie einwirken, und so die harmonische Thätigkeit im Innern entweder befördern oder zerstören können. Der warme Hauch der neubelebenden Frühlingsluft bringt alles in ihnen in sanftere Schwingung — wie erstarrt aber auch jede Faser, wann sich der Winter mit seinen eisigen Stürmen naht! Im Sommer eilt alles, was lebt, sich im warmen Strahle zu sonnen, aber der Sommer eilt vorüber, und wie zittert und bebt jede Nerve im krampfartigen Schauder zurück, wenn des Herbstes schwarzgraue Wolken den kalten Platzregen herunter gießen! Die Erfahrung belehrt uns, daß Einwirkungen von dieser Art, wie die letztgenannten sind, gar oft die Getriebe des Lebens in ihrem Gange aufhalten, wo nicht zerstören. Hiezu kommt noch, daß gewisse Dinge von Natur der Empfindung des lebenden Wesens zuwider sind, daß es sich auf mancherlei Art, durch Verwundung u. s. w., verletzen kann, lauter Umstände, wegen welcher es die Wächterin für seine Erhaltung und sein Wohlsein, die Empfindung, zu neuer Selbstthätigkeit

aufruft, nun auch jenem Bedürfnisse zu genugsamen, welches die Verhütung unangenehmer Gefühle von außen zum Zwecke hat. Das Geschöpf, von seinem innerm schmerzhaftem Reize gespornt, eilt, der Gefahr auf jede Weise auszuweichen, sich Schutz gegen solche Angriffe von außen zu verschaffen, sucht sich Bedeckung, Zufluchtsort für den Augenblick der Noth. (Kleidung. Wohnung.)

Wenn es dies alles besorgt, nun nichts mehr zu befürchten hat, so springt nun auch lauter und rein in ihm der Qvell des Vergnügens, rieselt in allen seinen Adern, zuckt in allen seinen Nerven. Es ist nun gänzlich in dem Besitze des vollendeten Wohlseins, den es durch Selbstthätigkeit sich errungen hat. „Im Wohlsein sagt ein teutscher Philosoph — saugt sein Körper und duftet, empfänget leicht, und wird ihm leicht zu geben: die Natur thut ihm, er der Natur sanfte Gewalt an. In dieser Anziehung und Ausbreitung, Thätigkeit und Ruhe liegt Gesundheit und Glück des Lebens.“

Und so hätt' ich mich denn unvermerkt meinem Ziele genähert, dem Endpunkte, wo ich das sanfte Band erkenne, mit welchem eine unsichtbare Hand alles Leben in der Natur mit der unbelebten Materie um sie her und allen Aeußerungen ihrer mechanischen Wirksamkeit verknüpfte. Ich sehe das lebende Wesen erfreut, beglückt durch den Genuß derselben (S. 64.). Erfreut, denn es ist sich angenehmer Gefühle bewußt, beglückt, denn es ist in dem Zustande, wo es durch Anwendung der gehörigen Mittel sich Alles verschaffte, was diesen angenehmen Gefühlen, diesem seinem Vergnügen Dauer versichern könne. Und was sonst könnte der oft mißverstandne Ausdruck Glück bezeichnen?

So ist's mir denn gelungen, durch einen aufmerksamen Blick auf die Einrichtung der Wesen, den Zweck der Erdenschöpfung gleichsam zu erlauschen! Wie weit mehr entzückst du mich nun, o meine Mutter, Natur! seit ich hinter deinen verbergenden Schleier einen kühnen Blick warf! Nicht Sein — ein Etwas und doch ein Nichts, —

Empfindung, Freude war deiner Schöpfung beglückender Zweck. Sonnen und Welten hättest du nicht geschaffen, wenn du nicht Wesen hättest schaffen wollen, die ihrer sich erfreuten *). Was

*) „Nur gerade den Platz liess der Schöpfer leer, der, wäre er gleichfalls angefüllt, die ganze Schöpfung als ein ungeheures, todtes, unbrauchbares Monument, zwar ihrer eigenen Größe, aber auch zugleich ihrer Unbrauchbarkeit darstellte. Denn wozu dieser erstaunliche Körperreichthum, wenn ihm das Leben, die Seele des Ganzen, die Bewegung fehlte? — — — — Dadurch scheint die Natur ihren entschiedenen Trieb zur Ordnung und Regelmäßigkeit zu behaupten, daß sie, in Vergleich der unregelmäßigen und unorganischen Körper, eine weit grössere Anzahl organisirter hervorbrachte. Leben ist der grosse End-

ist ein Instrument ohne Saiten? Was die todte Materie, wo nirgends sanft gerührt der Empfindung zarte Saite bebt? wo kein Ton hallt? — Jetzt versteh' ich den Dichter, und von seinem Feuer ergriffen stimm' ich mit ihm ein in seine begeisterten Worte:

Freude, Freude heißt die Feder
In der ewigen Natur;
Freude, Freude, treibt die Räder
In der großen Weltenuhr!
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Mir ist jetzt, als gienge aus der alten Schöpfung eine neue schönere hervor, seit ich um

zweck der Schöpfung, sie zeigte im Hervorbringen belebter organischer Wesen, die grenzenloseste Freigebigkeit." Zimmermann geogr. Gesch. d. Menschen. Bd. 3.

alle jene Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten dieses Band der Harmonie sich schlingen sehe. Die Blume, die um mich blüht, duftet Freude, Freude rieselt in dem Bache, umweht mich in dem kühlen Hauche des Abends, umtanzt mich in der thürmenden Welle des rauschenden Oceans. Nimmer gezähltes Leben regt und schwingt sich in dem Kreise der Schöpfung, und was nicht lebt, zollt zu jener Freude doch seinen Beitrag ab. Glückliche, glückliche Geschöpfe, welche die Natur zum Leben rief, deren Bau sie mit den Saiten der Empfindung bezog! Frühlingswürmchen, das neben mir im Grase spielt, Adler, der du dich Sonnenan schwingst, — wie glückliche Geschöpfe seid ihr, wie wohl wollte euch die schaffende Natur! — Und welch ein glückliches Geschöpf bin ich nicht selbst, auch mir weht diese Schöpfung Freude zu! Sonne, die du in majestätischem Pompe deinen Aufzug beginnst, in majestätischen Pompe deine Bahn vollendest, ich bin mehr als du! Funkelnde Sterne, die ihr im lieblichen Glanze in der Bläue des Himmels aufzieht, — ich bin mehr als ihr! Wißt ihr, daß

ihr seid? Empfindet ihr des Daseins hohe Wonne? — Ihr wißt es nicht, aber ich — ich weiß es, weiß es, fühl' es, daß ich bin, freudig schwingt sich jede Fiber in mir auf!

Empfindung, ich bezahle
Dir lauten, heißen Dank,
Daß ich im Blüthenthale
Aus deinem Becher trank!
Daß du auf Blumenhöhen,
Mich an die Brust gedrückt,
Und deines Odems Wehen,
Zum Gotte mich entzückt!

Doch, fast hätt' ich bei Betrachtung der lebenden empfindenden Wesen einen Umstand übergangen, der, wenn ich auch ihn allein nur wüßte, schon zureichen würde, mich sie von der Empfindungslosen Schöpfung trennen zu lassen.

Immer seh' ich die leblose Natur um mich her dieselbe. Noch stehen jene Thonberge, wie sie in meiner Jugend standen, noch breitet sich

jenes Thal so vor mir aus, wie damals, als der Knabe jauchzend darin den Ball in die Luft schwang. Käfer umschwirren mich zwar auch jetzt, auch jetzt noch hüpft die Bachstelz' an dem Ufer, und die Grille im bethauten Grase, aber — es ist nicht der Käfer, nicht die Bachstelze oder Grille von damals. Ich zweifle sogar, ob es noch die vom vorigen Jahre sind. Ich sehe ja immer, wie, gleichsam im ewigen Kreislauf, Geschlechter von ihnen entstehen und vollenden, kommen und gehen. Alle die Wesen, in deren Bau sich der Empfindung zarte Saite schwingt, sind zu keiner beständigen Dauer vorhanden.

Wie geht es nun zu, daß dennoch immer neu entstandene Geschlechter den Untergang der alten ersetzen? daß keins verloren geht? Ist es, daß die nimmerrastende Schöpferin alljährig neue durch ihr Allmachtswort hervorgehen heißt? Oder wodurch sonst wird dieser stete Verlust durch steten Ersatz vergütet?

O, auch hier, Empfindung! erkenn' ich wieder dein rastloses Walten. Du, süße Freuden=

Staatl. Bibliothek Passau

spenderin, die du in mir durch stillen Ruf das Leben erhieltest, und jedem Verluste des Wohlseins zärtlich mahnend zuvorkamst, du bist es, die auch für kommende Geschlechter sorgt, und der erschaffnen lebenden Wesen Untergang verhütet, damit doch neue sich des Daseins freuen, durch dich beglückt werden könnten.

Dich preisen Millionen,
Daß du vom Himmel kamst,
Die goldnen Sternenkronen
Dir aus den Locken nahmst,
Ein Kranz vom Veilchenhügel
Das blonde Haar durchzieht,
Und in des Baches Spiegel
Dein schönes Auge sieht.

Nun strömst du Lebensqvellen
Durch alle Zonen aus,
Und tauchst in ihre Wellen
Der Freude Blumenstrauß,
Daß tränke volle Züge
Der Erdenbürger Schaar,

Und deine Blumen trüge
Der Mädchen Ringelhaar.

Einst wand vom Mutterherzen
Die Liebe dir sich los;
Es trug mit süßen Schmerzen
Das Kind dein Götterschoos,
Bis dich im Myrthenhaine
Der Laube Nacht umfieng,
Und lächelnd dir die Kleine
Am jungen Busen hieng.

Ja, Liebe, sie, der Empfindung zarteste Blume, ist es, deren holder Einfluß den Untergang der Gattungen lebender Wesen verhütet *).

*) Es sei ein Verbrechen, dies zu sagen, der Jugend es zu sagen? Wenigstens hat man es der Leipziger Freischule stark, wo nicht gar hämisch, vorgeworfen. Man vergesse also nicht, daß Emil sich jetzt seiner Reife naht. Haben die Lehrer genannter Lehranstalt dies einem andern Jünglinge gesagt; so mögen sie sich freilich etwas übereilt haben —

Da, wo in der Reihe der Wesen auch nur der kleinste Funke von Leben und Empfindung

indeß vergesse man nur nicht, daß jetzt unsre Jugend weit eher in gewissem Sinne reift, als zu den Zeiten unsrer Großmütter. Ob dies unserm Zeitalter eben zur Ehre gereiche, weiß ich zwar nicht, allein ich weiß doch, daß man sich, um zu wirken, an das halten muß, was ist, nicht an das, was sein sollte. Das Wirken aber ist nun eben nicht jedermanns Sache, es erfordert Mühe, und — Kenntnisse, dahingegen ein Pfeifchen Knaster rauchen, und sein Schulgeld einstreichen, weit bequemer ist. Sonst sind aber wohl auch die Zeiten, wo man alles in mystisches Dunkel, d. h. nicht selten baaren Unsinn einhüllen zu müssen glaubte, ziemlich vorbei, und ich darf schon eher etwas wagen. Wäre aber dieses auch nicht, so würde ich dennoch dem stillen Gange der Wahrheit nachgeben, den die große Erzieherin Natur mich leitet, unbekümmert, ob alle Großmütter und Schulmeister der ganzen Welt mich in den Bann thäten, und der Inqui-

sproßt, fängt die Natur an die Gattungen in Geschlechter (sexus) zu zertheilen. Wir sehen dies an Floras lieblichen Kindern so gut wie an allen jenen Wesen, denen wir eigentlich nur Leben zuschreiben. Sind diese im Zustand der vollendeten Reife, so zittert ein Reiz, weit sanfter und zärtlicher als je einer zuvor, durch alle Fasern der ganzen Organisation, mächtig wacht bei jedem Geschlechte in seinem Innern ein Trieb auf, der Trieb nach Annäherung zu einander, nach Vereinigung mit einander. Der heiße sehnliche Wunsch entsteht, sich ganz einander hingeben, völlig in einander sich gleichsam auflösen zu können.

Kann man irgendwo die Wirksamkeit der leblosen Materie mit den Wirkungen der Empfindung vergleichen, so ist es doch wohl hier. Wie

sition überlieferten. Das Pfeifchen Knaster und das bequeme Geldeinstreichen fällt da freilich weg, indeß — das schadet nichts, meine Wahrheit müßte doch am Ende — wirken.

bei jener alles Aehnliche nach einander strebt und zieht, so wünscht hier Wesen mit Wesen von gleicher Art innigste Vereinigung. Deshalb hat man auch diesen Trieb die Sympathie (Mitgefühl) genannt, weil zwei Wesen gleich mit einander fühlen, von gleichem Wunsche, gleicher Sehnsucht befeuert, zu gleichem Zwecke hinstreben, auf einerlei Ziel zugehen.

Diese genaueste Vereinigung der Geschlechter mit einander — worin die Natur gleichsam wieder zusammenführt, was sie getrennt zu haben schien — ist das Mittel zu dem größten schönsten Zwecke, der in der Schöpfung irgend möglich ist, zu dem Zwecke der Hervorbringung von Wesen derselben Gattung, und also zur Verhütung des Untergangs derselben.

Bevor dieser Trieb erwachte, wirkte alles in der gesammten Organisation des Wesens nur auf die Vervollkommnerung, Vollendung dieser Organisation selbst hin *). Nicht also, wenn es zur

*) Ich wünschte durchaus in jedes Jünglings und Mädchens Händen die unschätzbaren Werke, wovon unser Campe Herausgeber ist.

Reife gediehen, seine eigne Vollendung erhalten hatte, dann also, wann dieser Trieb erwachen konnte. Vorher mußte jeder Tropfen genau aufgespart werden, damit ja alles zur Beförderung des völligen Wachsthums, der gehörigen Reife verwendet würde, allein nun ist sie da, alles wuchert gleichsam, und der üppig herbeiströmende Saft strebt Blüthen und Früchte zu treiben. Er wird auch deshalb in der Organisation nun abgesondert, nicht mehr für diese selbst verwendet. Er selbst aber ist eine Läuterung der ädelsten Säfte unsers Wesens, ein Theil von derselben lebendigen Kraft, die unsre Nerven schwingt, und die feinsten Fibern des großen Sammelplatzes der Lebenskräfte, des Gehirns,

S. F. Oests höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben; eine gekrönte Preisschrift. Wolfenb. 1787. Desselb. Abhandl. über die gefährlichste und verderblichste Jugendseuche, ebend. 1787. stehen auch im 6ten Bde des Revisionswerks.

in Regung bringt, Tropfe des Stroms, dessen zarter Thau uns selbst empfindbar macht. Der Augenblick dieser Absonderung aber ist der Augenblick der Erwachung jenes Triebes, der Augenblick wo die Empfindung anfängt, das lebende Wesen an die Abgabe seiner Schuld, das Depositum für die Zukunft, zu mahnen, der Zeitpunkt, wo sie zu jener Annäherung und Vereinigung der Wesen gleicher Art einleitet.

Auch entstehen aus dieser innigen Vereinigung Blüthe und Frucht. Aus den Körpern zweier Wesen von beiderlei Geschlecht mischt sich bei dem Weibe jener ädle belebende Saft zu Einer Masse, ordnet sich da zu Theilen, saugt Nahrung von dem Stamme der Mutter, wächst, reift, und wird zur Organisation, ähnlich der ihrer Erzeuger. Hat sie denn ihre völlige Reife erlangt, so erscheint sie auf diesem Schauplatze, wo nun ebenfalls ihrer die Freuden der Empfindung warten.

Also nicht jedesmal neu erschaffen sind alle die neuen Geschlechter, die wir unter unsern Au-

gen immer neu entstehen und blühen sehen. Sie waren gegründet in dem Wesen ihrer Gattung, die vor ihnen hier die Wonne an dem Busen der Natur sog, so wie die folgende Generation in dem Wesen der jetzigen gegründet ist.

Wer verkennte nun wohl hier den Einfluß derselben wohlthätigen Kraft, die wir vorher schon bemerkten? Sie, die das lebende Wesen durch innre Reizung zur Selbstthätigkeit treibt, nur um dadurch ihr Leben zu erhalten und Freude zu gewähren, sie bewirkt hier dasselbe, um in der Zukunft ähnliche Wesen erfreuen zu können. — Aber wirkt sie hier bloß für die Zukunft? O nein, eben indem sie etwas ganz Fremdes zu berücksichtigen scheint, eben da erfreut, beseligt sie das jetzt lebende Wesen am meisten, setzt sie ihrem Wohlwollen für dasselbe die Krone auf. Sehe man doch alle die lebenden Wesen an, ob sie je sich glücklicher fühlen, ob je der Freude Qvell sie mehr durchströmen möge, als im Augenblicke ihrer Liebe. Köstlicher prangt und duftet keine Blume, muthiger und frölicher jauchzt

kein Thier, als in diesem Augenblicke, für sie ein Augenblick der Seligkeit. — Es bleibt also dabei, von welcher Seite ich auch das lebende Wesen betrachte, Freude — Freude nur ist seines Daseins Zweck. Von welcher Seite es die Natur zur Selbstthätigkeit führt, da führt sie es auch zur Freude. Die höchste von allen war die Liebe!

Drum blicket sehnsuchtstrübe
Des Mädchens Aug' dich an,
Und Liebe, süße Liebe,
Erfleht von ihr der Mann.
Dich sang mit hohem Feuer
Petrarca's Weihgesang;
Du warst es, der die Leier
Der sanften Griechin klang.

Aber mich überfällt jetzo ein banger Gedanke, ein Gedanke der fähig ist, meiner Freude höchsten Flug zu lähmen, — der Gedanke an nicht mehr sein.

Entstehen — aber auch vollenden; blühen — aber auch welken; kommen, — um wieder zu verschwinden: dies ist der Natur ununterbrochner Kreislauf. Man tritt auf in dem großen Schauspiele des Lebens, nur um rasch dem Schlusse zuzueilen. Jede regende Kraft der lebenden Natur wirkt nur um mit ihrer eignen Zerstörung aufzuhören. Vielleicht bedecken die Blumen, auf denen ich hier ruhe, die Grabstätte von Tausenden; das Sonnenstäubchen, das sich hier vor mir im Strahle der Sonne wiegt, war vielleicht einst Theilchen einer Nerve, die in irgend einem Wesen freudig zuckte! O du ganze schöne Natur um mich her, so bist du nichts als ein immer ofnes, immer verschlingendes Grab, und ich wandle unter deinen Scenen, wie unter einem Felde voll Todtengebeinen, umher?

Ja, es ist wahr, nichts ist auf dieser Erde von Bestand, alles was lebt, vergeht einmal wieder. Und wie wäre dies auch, nach den Stoffen, woraus diese Wesen bestehen, wohl anders möglich? Nach allem, was die genaueste Unter-

suchung der Chemie mich lehrt, bestehen die Körper aller lebenden Wesen aus keinen andern Stoffen, als aus denen, woraus auch die leblose Materie zusammengesetzt ward, denn alle lösen sich einst wieder in dieselben auf. Sind alle die feinern Theilchen, z. B. woraus der leimende Saft bestand, der die Muskelfasern zusammen hielt, der Wärmestoff, Wasser- Zuckerstoff u. a. m als Duft und Dunst aus demselben durch die vorgegangne Gährung (Zersetzung) bei der Fäulniß verdampft, (Gasarten) so ist alles was zurückbleibt — ein wenig Kalkerde mit Säuren vermischt. Der Unterschied zwischen den leblosen und lebenden Wesen besteht bloß in der bei jeder eigenen Zusammensetzung, Verbindung, Mischung, Läuterung dieser Stoffe *).

*) „Die Stoffe welche das Gewebe der Pflanzen ausmachen, unterscheiden sich von den mineralischen Substanzen durch ihre weit mehr verwickelte Zusammensetzung, und dadurch, daß sie alle der Zerlegung (Analysis)

Die Stoffe in der Natur sind also zu allen Ereignissen dieselben, sie steigt nur immer zu

fähig sind, keiner aber sich durch die Zusammensetzung (Synthesis) hervorbringen läßt. Nur der Bau der lebenden Pflanze, nur ihre wirklich vegetirenden Organe, vermögen die Stoffe hervorzubringen, die man aus den Pflanzen zieht, und kein Werkzeug der Kunst ist im Stande, die Zusammensetzungen nachzuahmen, welche in den organisirten Maschinen der Pflanzen vorgehen."

Des Folgenden halber setz' ich hier gleich noch diese Stelle bei:

„Es ist eine unbezweifelte Wahrheit, daß das Dasein der Thiere ohne Hilfe der Vegetabilien nicht bestehen kann; auch hat man schon längst in der Naturgeschichte behauptet, daß sich die Pflanzen aus den Mineralien, und die Thiere aus dem

schöneren Zusammensetzungen, vorzüglicheren Bildungen, ädleren Geschöpfen fort, vom einfachern Mineral zu der lieblichen Gestalt der Pflanze,

Pflanzen bilden. Aber so lange auch diese Wahrheit bekannt sein mag, so hat doch die Art und Weise des Ubergangs dieser Körper in einander, oder ihrer wechselseitigen Verwandlung, bisher noch nicht bestimmt werden können. Inzwischen ist dieses gerade der Punkt, auf welchen die Chemiker ihre Arbeiten vornehmlich richten sollten. Wäre diese Aufgabe einmal aufgelößt, so würden wir dadurch eine genaue Kenntniß von allem dem erhalten, was die thierische Oekonomie angehet. Schon liefern die neuern Entdeckungen einige Resultate, welche bei dieser grosen Untersuchung gebraucht werden können." A. F. Fourcroy chemische Philosophie.

und von dieser zu dem noch ädleren Thiere. Jedes strebt diese Stoffe immer höher empor zu läutern. Die Pflanze verwandelt den rohen Saft der Erde zu ädleren Theilen von sich, das Thier die unädlern Säfte der Pflanze in noch ädlere Thiersäfte.

An und für sich sind diese Stoffe den chemischen, d. h. auflösenden, zerlegenden und neu verbindenden, und dann den mechanischen, d. h. regelmäßig bewegenden Kräften der Natur unterworfen *), die, wiewohl im Stillen, doch im=

*) In Vieths „Lehrbuch der Physik für Bürgerschulen" wird man sich hierüber die deutlichste Belehrung holen können. Ich füge zur Erläuterung hier eine Stelle aus einem andern Werke an. „Jedes Theilchen der Materie besitzt eine eigne Kraft, die es nie verliert, und die unzertrennlich damit verbunden ist. Diese Kraft ist dem Theilchen wesentlich, und sie ist der Grund aller Wirkungen und aller Bewegung in dem Universum. Auch kann der Naturforscher nur einzig und allein durch dieses Mittel die Erscheinungen der Natur erklären.

merwährend in derselben wirken, um Gestaltungen aus denselben zusammenzusetzen. Aber auch

Diese Kraft ist es, vermöge welcher sich die Theilchen der Materie bestreben, sich mit einander zu verbinden. Denn wenn zwei solche ursprüngliche Körperchen, in welchen sich diese ihnen eigne Kraft äußert, und deren Richtungen einander entgegengesetzt sind, sich begegnen, so werden sie sich mit einander verbinden und sich an einander anhängen, und ihre Gestalten werden diese Verbindung mehr oder weniger fest machen. Wenn die Kräfte einander gleich sind, und sich im Mittelpunkte der Massen begegnen, so werden sie sich beide gleich stark äußern, und keine von beiden wird aufgehoben werden; das Ganze wird sonach unbeweglich sein. Wenn die Kräfte einander ungleich sind, so wird das Ganze sich in der Richtung der stärksten Kraft bewegen, u. s. w."
Delametherie Theorie der Erde Bd. I.
Von der ewigen Wirksamkeit der chemischen Kräfte in der Natur brauch' ich doch aber wohl nichts zu erinnern?

diese noch stehen unter dem Einflusse derselben Kräfte, wie uns die tägliche Erfahrung belehren kann. Wäre dies nicht der Fall, wie könnten sich sonst Gänge in den Bergwerken, aus denen man die Erze gegraben hatte, binnen einer Reihe von Jahren wieder anfüllen? Wie könnte ein Metall nach und nach in ein andres übergehen? Wie könnte man mitten in einer Steinmasse ganze Körper von Thieren, Holzblöcke, Blätter, Muscheln, oder doch die Abdrücke davon finden? Und von allem diesem hat man doch unzählige Beispiele *). Doch was such' ich lange nach Erläuterungen über einen Gegenstand, der so klar am Tage liegt, wovon sich zu überzeugen so leicht ist!

Da nun dieses in der Natur der Dinge gegründet ist, und da das empfindende Wesen

*) Werners Theorie von den Gängen. — Emmerlings Mineralogie 3r Bd. — Schmiedel Vorstellung merkwürdiger Versteinerungen.

ebenfalls aus solchen Stoffen besteht, die diesen Gesetzen gehorchen, diesen Kräften unterthan sind, so kann es gar nicht anders, als auch eben denselben Wirkungen ausgesetzt sein. Es muß wie jene, nicht vernichtet, — denn Vernichtung ist ein Wort ohne Sinn, — aber verwandelt werden.

Diese Verwandlung des Körperstoffs lebender Wesen würde und müßte noch weit früher vor sich gehen, wenn nicht eine dem Körper beiwohnende Kraft, welche wir ihrer Wirkung halber, Lebenskraft nennen, diesen andern allgemeinen Kräften der Natur das Gleichgewicht hielte, die Wirkung von diesen auf den Körper unmöglich machte. Kennten wir diese Kraft und ihre Ursache, wüßten wir, worin sie bestünde; so wäre es ein Leichtes, anzugeben, wie es komme, daß ihre Wirksamkeit versiege. Allein wir wissen dies nicht, und müssen uns also deshalb damit begnügen, einzusehen, daß auch hier alles nach den allgemeinen Gesetzen, die einmal in der Natur gegründet sind, vor sich gehe.

Nach Gesetzen? — Regeln also, durch deren Befolgung alleinig Ordnung und Uibereinstimmung in dem Ganzen bewirkt werden kann! — Und allgemeinen? — Solchen also, die durchaus eine Ausnahme weder verstatten können noch dürfen! — — Was wäre hier also zu klagen? Will ich eine Ausnahme machen, also den geordneten Gang des Ganzen stören? Und dennoch heißt, sich beklagen, daß man Umständen unterworfen ist, die in der Einrichtung, der Anordnung des Ganzen ihren Grund haben, nichts anders, als sich beklagen, daß man in einer Ordnung von Dingen stehe. Ich will nicht erwähnen, wie unverständig dieses ist.

Jedoch, hievon hinweggesehen, was folgt hier nach den allgemeinen Gesetzen der Natur?

Daß jedwede Kraft unter den erforderlichen Umständen geschwächt, unwirksam gemacht wird, aufhören muß: daß in jedweder zusammengesetzten Maschine, wo Theile in einander greifen, auf und in einander wirken, eben vermöge die-

ses öftern Aufeinanderwirkens diese Theile abgenutzt, und endlich gar unbrauchbar gemacht werden.

Und dieses, nicht mehr und nicht minder, erfolgt, wenn sich dem lebenden Geschöpfe das, was wir Tod nennen, naht. Er ist Aufhören der wirkenden Lebenskraft, Stillstand der abgenutzten Theile in der Maschine. Und entsteht? — eben aus der Thätigkeit jener Kraft, der Wirkung dieser Theile selbst, welche, so befremdend dies auch klingen dürfte, von ihrem ersten Wirken an, immer, gleichsam als wäre dies ihr Ziel, hierauf hin arbeiten.

Man könnte nämlich die Daseinsperiode eines lebenden Wesens, gleich wie ein Schauspiel, in drei Acte zertheilen, wo in dem ersten die Handlung vorbereitet, und im zweiten rasch fortgeführt wird, um im dritten dem Schlusse, der Entwicklung des Ganzen, zuzueilen. Im ersten Acte des Lebens ist ebenfalls alle Handlung nur Vorbereitung, die Haupthandlung ist dem zwei=

ten vorbehalten. Aber eben dadurch wird der Schluß herbeigeführt. Es ist ja ganz natürlich, daß die Kräfte, welche der Haupthandlung aufgespart wurden, bei dieser zugesetzt werden, und so allmählig abnehmen; natürlich, daß die Räder, welche die ganze Maschine in Schwung brachten, durch ihr öfteres rasches Ineinandergreifen sich abnutzen.

Doch ohne Metapher zu reden. Alles ist im Körper des lebenden Wesens in beständiger Thätigkeit, nie aber mehr als in der Jugend, denn hier muß der Zufluß von Säften am stärksten sein, um alles mehr auszudehnen, auszubreiten, der Reife zu nähern. Eine solche Ausdehnung ins Unendliche fort ist ohne Unsinn nicht denkbar, sie muß folglich ihren Endpunkt haben. Und dieser ist da. Was sonst zur Vollendung der eignen Organisation diente, dient jetzt dazu, Blüthen zu treiben, und Früchte hervorzubringen. Dabei wird viel des Saftes zugesetzt, der Leben und Thätigkeit wirkt, er muß folglich den Theilen der innern Organisation selbst abgehen. Durch

diesen Abgang verlieren die Theile selbst an Geschmeidigkeit, und leichterer Bewegbarkeit *). Sie

*) So schiene denn zu folgen, daß z. B. der Mensch, welcher nie für die Fortpflanzung seines Geschlechts sorgte, nicht sterben würde? Allerdings scheint das so, daß es aber nicht so werde, dafür hat der Schöpfer weislich gesorgt. Das Thier hat seine Zeit, wo es zur Befriedigung seines Triebes fast gedrungen ist, allein der Mensch ist nicht in diesem Falle, bei ihm steht es, diesen Trieb zu befriedigen oder nicht. Dies aber hilft ihm nicht, was er hier glauben könnte, denn, er unter allen lebenden Geschöpfen allein, hat, wie sich Herr Hofrath Blumenbach ausdrückt, den Vorzug nächtlicher Saamenergießungen. Wenn aber der eben genannte berühmte Naturforscher hierin bloß eine solche Anordnung findet „vermöge welcher der Mensch, wenn es ihm nach Verhältniß des Temperaments und der Körperbeschaffenheit zuträglich ist, von einem beschwerlichen und sonst schmerzhaft reizen=

werden fester und immer fester, setzen sich immer näher an einander an. Dennoch aber hört die Thätigkeit derselben nicht auf, und worauf könnten sie nun unter diesen Umständen anders wirken, als — auf sich selbst? Da aber mit jener Abnahme natürlich auch zugleich der innre Reiz geschwächt wird, also auch an Ersatz nicht zu denken ist; so müssen diese Theile immer fester zu-

dem und überflüssigem Saamen befreit wird"; so glaube ich hierin noch eine besondre Weisheit des Schöpfers entdeckt zu haben, daß nämlich der Mensch, er fange es an wie er wolle, doch der Wirkung der Natur nicht entgehen könne. Ob bei den Weibern vielleicht der periodische Blutverlust, der ebenfalls nur bei der Menschengattung angetroffen wird, dasselbe wirkt? — — Es folgt hieraus, daß Tod in der Natur nothwendig sei, davon aber werde ich, meinem Plane gemäß, erst weiter hinten reden, so wie auch davon, daß man durch weise Sparsamkeit des Zeugungssaftes sein Leben verlängre.

sammen treten, die Wirksamkeit der Lebenskraft immer mehr ausschließen. Und die Folge davon ist? — daß die Theile anfangen an ihrer eignen Zerstörung zu arbeiten, daß bei Ausschließung der Lebenskraft, die Natur wieder in ihre Rechte tritt, und alle die Theile, welche sie einst zu der Organisation lieh, wieder ihren eigenen Gesetzen unterwirft.

Es ist nun einmal nicht anders, die Fortdauer der lebenden Wesen liegt in der Generation. Und unser Schauplatz verliert nichts dabei, mich däucht vielmehr, er gewinne durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit. Es ist ein schöner Gedanke, daß die Natur in ihrer unbegrenzten Mannichfaltigkeit doch immer dieselbe ist, zerstörend schaft, und aus dem Tode selbst neues Leben blühen läßt! Es ist ein rührender Gedanke, daß das Sonnenstäubchen, welches sich hier vor mir im Strahle der Sonne wiegt, einst Theilchen einer empfindenden Nerve war! O, diese Nerve war der Freude gespannt, süße Schauer durchzückten sie einst! Mir ist, als ge-

wonne die ganze Natur, selbst die leblose, Leben durch diesen Gedanken. Nicht wie durch ein Feld von Todtengebeinen, wandle ich jetzt durch deine holden Scenen, schöne Natur, sie gleicht mir dem Acker, dem voll Hofnung der Zukunft, der Landmann seinen Samen in den Schoos warf. Blumen, unter denen ich ruhe, ihr bedeckt die Grabstätte von Tausenden? — O wie wird es dann sein, wenn diese niedern Stoffe, einst wieder schöner verwandelt, der süßen Wollust der Empfindung von neuem entgegen zittern werden!

Und Tod — was ist denn so Schreckliches in ihm? — Nur die Schauer, welche wir um dieses Wort hergelagert haben, nur die Schrecknisse, welche unsre Einbildungskraft in ihn hineingedichtet hat, sind fürchterlich, er selbst naht sich so sanft und leise, löst so unbemerkt den Faden des Lebens ab, daß wir sein Nahen und Wirken gar nicht fühlen. Daß der Todte unglücklich sei? — Eine wunderliche Vorstellung, die wir nur dann haben können, wenn wir uns

ihn mit allen Gefühlen und Wünschen des Lebenden d. h. wenn wir uns Widersinn, Unsinn denken. — Ja selbst, wenn er uns in einer schrecklichen Gestalt naht, was ist es weiter? Einige Stunden, Tage, Wochen voll Schmerz — und er beut wohlthätig dem Lebenden die Hand, endet das Leben, und die — Quaal. Ja, sind das nicht Augenblicke, wo wir sein Nahen wünschen? wo sein Erscheinen uns willkommen ist? — Laßt uns von dem Gedanken des Todes nur die Vorstellung von einer scheußlichen Knochengestalt, die furchtbare Hippe, den todten Schein der Fakkeln in der Mitternacht, den schauerlichen Leichenzug, die vermummten langsam dahin schleichenden Gespenstergestalten, laßt uns alle diese düstern Nebenideen davon trennen, und was bleibt uns übrig? — Das letzte Aufflackern des verlöschenden Lichts, wo dem zehrenden Tochte die Nahrung gebricht, wir erhalten — wenn denn ja hier gedichtet, personifizirt sein muß — Griechenlands holden Genius mit der umgekehrten Fackel, den Zwillingsbruder des sanften Schlafs. Es wird jenes wohlthätige Gebild dar-

aus, dem ein Dichter die süßwehmüthigen Worte in den Mund legt:

„Sollst sanft in meinen Armen ruhn!“

Und so bleibt es denn also doch dabei, ungeachtet Zerstörung und Tod in der Natur ist, jenes Wesen, das lebende Geschöpfe auf diesem Schauplatze werden ließ, hat sie nur zur Freude, zum beglückenden Genusse jener Güter, welche die Erde hervorbringt, bestimmt. Empfindung ward ihnen nicht zur Pein gegeben, und weit öfter zittern ihre Nerven dem Vergnügen, als dem Schmerze.

O wohlthätiges Wesen! und auch mich hast du unter die Klasse dieser Wesen versetzt, auch mich hast du zum hohen Genusse deiner Schöpfung berufen, zur Freude geschaffen! Wie kann ich würdig dich dafür preisen, daß ich bin, und daß ichs fühle, daß ich bin, — voll sanfter Freude fühle! Du gabst mir dieses Auge, jener Wiesen bunten Frühlingsschmuck zu schauen, dies

Ohr, um jener Nachtigall sanftklagende Accente zu vernehmen, diese Nase, um den süßen Duft der Rose zu schlürfen. Du gabst mir dies Gefühl, um aus dem lauen Abendlüftchen sanfte Erquickung zu saugen, du legtest jene feinen Nervenästchen auf meine Zunge, damit der goldne Saft der Traube, und der Kirsche zartes Fleisch mich laben könne. Du öfnetest die Kanäle, wodurch das Vergnügen von außen mir zufließt, du ordnetest meinen inneren Bau, damit er für dieses Vergnügen Empfänglichkeit habe. — Daß sich jetzt jede Faser in mir lebendiger regt, daß mein Herz freudiger zuckt, daß das Blut meine Adern schneller und leichter durchhüpft, — das ist dein Werk! Du beriefst mich zu solcher Freude, zu dieser Empfindungen Genusse. — Selbst der kleine schmerzhafte Reiz, den ich bisweilen fühle, und der mich zur Thätigkeit treibt, soll nur, wie diese Thätigkeit selbst, mein Vergnügen noch erhöhen.

O du Wesen, das ich nie sah, das aber mich sieht, mein Dank verstummt hier, denn welche

Worte drückten mein Gefühl aus? Aber da zittert eine stille Thräne aus meinem Auge herab, und du weißt es, was diese Thräne fließen machte — sie sagt dir vielleicht inniger meinen Dank, als meine ausdruckvollsten Worte nicht vermögten.

O wohl mir, daß ich die Wonne aus dem Kelche der Natur noch trinken kann! Einst wird ein Tag sein, da mich nicht mehr der sinkenden Sonne Purpur entzücken wird, wenn ich tief unter den Blumen des Frühlings den letzten Schlummer schlummre, aus dem keiner erwacht. — Aber, wohl mir, ich habe doch diese Wonne geschmeckt! Und du, mein Leib,

Warest du nur gebildeter Staub
So werde denn
Wieder verfliegender Staub!
Oder was sonst der Ewige will!

Hier hörte Verduc zu lesen auf, und, wahrscheinlich des unerwarteten Schlusses halber, vielleicht auch weil jedes in der Gesellschaft jetzt den ganzen Ideengang noch einmal bei sich wiederholte, herrschte eine Zeitlang ein allgemeines Schweigen, das Verduc endlich, indem er sich an Emil wendete, unterbrach.

Nun Emil — sprach er — sage mir doch, was Du von der eben vorgetragenen, der Deinigen gerade entgegengesetzten, Meinung hältst?

Emil. Daß ihr Verfasser Recht und Unrecht hat. Recht, wenn er sagt, daß alle lebenden Geschöpfe zur Freude geschaffen seien, denn es ist unläugbar, daß alles hiezu in ihnen gemäß ein-

gerichtet ist. Unrecht, daß er zu sehr ins Schöne mahlt, wie ich übrigens gern zugestehen will, daß ich gestern zu sehr ins Schwarze gemahlt haben mag: Daß übrigens seine Meinung der meinigen gerade entgegen sei, sehe ich nicht, wenigstens wird die meinige durch diese nicht ausgeschlossen.

Levignard. Emil hat Recht, denn du Verduc hast in deinem vorgelesenen Aufsatze den Hauptpunkt von gestern, von welchem wir doch eigentlich ausgiengen, „daß nämlich der Mensch, dem Anscheine nach, weit übler daran sei, als die gesammte Thierschöpfung," gar nicht berührt.

Verduc. Vielleicht absichtlich. Du weißt ja wohl, daß, wer behutsam geht, nur um so sicherer zu seinem Ziele kömmt. Ich denke wohl, wir werden noch darauf hinkommen.

Emil. Ja, Herr Verduc, Sie haben nicht einmal Wort gehalten, denn eigentlich war doch

Ihr Versprechen, zu zeigen, was der Mensch sei, weil sich hieraus am besten jene Frage entscheiden ließe.

Verduc. Ei ei, ich habe strenge Gegner an euch gefunden. Du aber, Emil, thust mir doch unrecht, denn ich habe wirklich mein Versprechen gehalten. Oder wolltest du läugnen, daß der Mensch ein empfindendes Wesen sei? Nun hab' ich aber nichts mehr gethan, als empfindende Wesen überhaupt, ihre Beschaffenheit, Einrichtung, und die Folgen, welche sich hieraus ergeben, geschildert. Mithin habe ich auch zugleich die Beschaffenheit des Menschen, der zu dieser Klasse von Wesen gehört, dargestellt, und in so fern also meines Versprechens mich wirklich entledigt. — Jedoch, ich sehe wohl, daß ich bei euch so leicht nicht durchkommen werde, und deshalb finde ich es am besten, euch etwas von der Entstehung dieses Aufsatzes zu sagen.

Er schreibt sich von dem jungen Grafen — z — g her, und wurde in Italien von ihm niederge-

schrieben. Ihr dürftet vielleicht sagen, man erkenne auch gleich das System des jungen Mannes, der nie mit Noth zu kämpfen hatte, und merke gar bald den Einfluß von Italiens mildem Himmel, und hin und wieder ist es mir selbst so vorgekommen, als habe beides wohl dazu beitragen können, daß er seinen Pinsel zu tief in die Rosenfarbe getaucht. Er mit seiner glücklichen Organisation, bei dem in allen Adern das Blut leichter hinwallte, der lebhafter empfand, sah aber gewöhnlich alles in der Schöpfung von einem reizenden Zauberlicht umflossen. Ich, wohlwissend, daß diese Stimmung nicht von beständiger Dauer sein könne, und daß man gewöhnlich am Ende, wo die Wirklichkeit unsanft mit ihr zusammenstößt, zu dem andern Extreme überspringe, und nicht selten überall in der Schöpfung nur die Einwirkung feindseliger Kräfte sehe, machte mir es also, um ihn in den richtigen Mittelweg einzulenken, zum Geschäft, gerade die den seinigen entgegengesetzten Meinungen, die so ziemlich den eurigen von gestern ähnlich lauteten, zu behaupten, und mit der größten

mir möglichen Strenge durchzuführen. Natürlich, daß sie ihm nicht einleuchteten. Indeß hatten sie doch Wurzel bei ihm gefaßt, und er beschäftigte sich öfters mit ihrer Betrachtung. Daß er es bloß that, um sie mir zu widerlegen, schadete nichts dabei, denn ich war auf Nachgeben gefaßt, und beabsichtigte nichts, als daß er dies auch von seiner Seite thun sollte. Mit einem Worte, mein Plan war, daß wir von verschiedenen Seiten ausgehen möchten, um im Mittelpunkte wieder zusammen zu treffen.

Einst gegen Abend gieng er allein hinaus in die Natur. Der majestätische fürchterlich schöne Aetna hatte seine Einbildungskraft zuerst in Thätigkeit gesetzt, und er hatte den Wirkungen in der todtscheinenden Materie nachgedacht, als die untergehende Sonne, der liebliche rosenfarbne Duft in welchem der Aetna schwamm, das Schwirren und Summen der Insekten, der Jubel der Vögel, des heimkehrenden Landmanns fröhlicher Gesang, um ihn her, seine Gedanken von jenen Betrachtungen abzogen. Wie er mich

hergewünscht hatte, um durch sein inniges Gefühl mich von der Wahrheit seines Satzes überzeugen zu können! Da dies nicht möglich war, gieng er nun seinen Ideen selbst mehr nach, und da er von seinen Sätzen ausgieng, so mußte sich ja wohl auch die ganze Schöpfung, zumal hier, wo alles so mit ihnen harmonirte, um dieselben drehen. So viel Rundung hatte er selbst in sein System noch nie gebracht; ja es waren wohl überhaupt bis jetzt nur mehr Lieblingsgedanken, als System bei ihm gewesen.

Sicher, mich nun völlig schlagen zu können, hatte er zu Hause gleich alles zu Papiere gebracht, und gab mir nach einigen Tagen den eben verlesenen Aufsatz, diesen getreuen Abdruck seiner innigsten Empfindung. Ich las ihn durch, und konnte nicht umhin, allerdings viel Wahres in ihm zu finden, und wiewohl ich sehr gut bemerkt hatte, daß er in der Hitze, mit welcher er ihn niedergeschrieben haben mochte, hin und wieder manches übergangen hatte, das vielleicht in sein System nicht eben paßte; so war ich doch

vor der Hand nicht gesonnen, mich auf eine vollständige Erörterung einzulassen, sondern wollte eine Gelegenheit abwarten, wo ich ihm seine Eilschlüsse überzeugender vor Augen legen könnte. Weil er aber auf eine Antwort von mir drang, so entgegnete ich ihm nichts, als „Ja, lieber Freund, Siciliens Himmel bedeckt nur nicht alle Gegenden.“ Das Lakonische in meiner Antwort reizte ihn nur noch mehr, meine Einwendungen zu hören, und er ruhte nicht, bis ich sie ihm mitgetheilt hatte. Sie bestanden ungefähr in Folgendem:

Wo ich nicht irre — sagt' ich — läßt sich der Hauptsinn Ihres Aufsatzes in folgende wenige Worte zusammendrängen: „daß sich das lebende Geschöpf hauptsächlich durch Selbstsorge für sich auszeichne, weil dieses allein Bedürfnisse habe. Es würde elend sein, wenn es dieselben nicht befriedigen könnte, und ist glücklich, wenn diese Befriedigung erfolgt, und um so glücklicher, je weniger sie nur auf die mühsamste Anstrengung erfolgt. Dann empfindet es auch seinen

Zustand angenehm, es empfindet Vergnügen. Da es nun, wie auch seine ganze Einrichtung zeigt, hiezu geschaffen ist; so durften ihm auch die Mittel nicht fehlen, durch deren Anwendung es sich alleinig in jenen Zustand versetzen kann. Da aber diese ihm augenscheinlich nicht mangeln; so muß es auch, seiner Bestimmung gemäß, in jenen Zustand unfehlbar kommen." Er gab mir zu, daß ich seinen Sinn richtig getroffen habe.

Ihr Vordersatz — fuhr ich denn fort — ist ohne Bedingung wahr, auch gegen den Mittelsatz wüßt' ich nichts einzuwenden, allein was die aus beiden gezogene Folgerung anbelangt, so fürcht' ich, daß sie — wenigstens nicht ganz richtig sei. Lassen Sie uns auch gänzlich davon absehen, daß der Fall eintreten könnte, wo ungeachtet aller angewendeten Mittel doch die beabsichtigte Wirkung nicht erfolgte, weil diese nichts zu ihrem Zwecke vorfanden, ein Fall, der nicht nur nicht unmöglich, sondern selbst nicht unwahrscheinlich ist, (denn was würden z. B. die Mittel helfen, Speise zu nehmen, wenn keine Speise

da wäre, die man nehmen könnte?) — davon also gänzlich abgesehen; so hab' ich noch ein andres Aber in Bereitschaft, dem man nicht nur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, sondern leider! auch die Wirklichkeit nicht absprechen kann, und das Ihr ganzes System seines Folgerechten (Consequenz) beraubt. Da Sie von den empfindenden Wesen viel zu sehr im Allgemeinen gesprochen haben, diese aber unter einander so äußerst verschieden sind; so konnte es gar nicht fehlen, daß wir nicht bei der Anwendung dieses Allgemeinen auf diese Verschiedenheiten Fälle treffen sollten, die uns zu Ausnahmen von der Regel nöthigten. Der Mensch z. B. macht hievon gleich eine starke Ausnahme. Ich will mich hierüber näher erklären.

Dabei muß ich von Ihrem Vordersatze ausgehen, daß die lebenden Geschöpfe glücklich und froh seien, wenn sie durch gehörigen Gebrauch der ihnen hiezu gegebenen Mittel der vernehmlichen Stimme ihrer Triebe gehorchen, zu

welcher Behauptung viele Erfahrungen, aber keine allgemeine auf Ihrer Seite ist, denn es sind zwei Fälle denkbar, welche, wenn sie einträten, allem eine andre Gestalt geben.

Erstens. Wie wenn es Geschöpfe gäbe, denen jene Triebe oder die Mittel, sie zu befriedigen, die dazu nöthigen Werkzeuge, mangelten?

Und zweitens. Wie wenn es Geschöpfe gäbe, welche ihre hiezu bestimmten Organe entweder nicht gebrauchen könnten, oder sie zu gebrauchen nicht verständen?

Ich gestehe offenherzig, daß bei dem ersten Falle nur eine Möglichkeit zum Grunde liegt, und mir kein Geschöpf bekannt ist, wo er wirklich einträte. Was aber den zweiten anbelangt; so stützt sich dieser auf Erfahrung, und ich führe zum Beweise den Menschen an. Ich sagte nun vieles von dem, was gestern unter uns gesagt

wurde, (S. 39. 40.) und fuhr dann fort, daß ich zwar wohl wisse, er habe das Letzte nicht behauptet, allein, was eben so viel, wo nicht noch mehr, sagen wolle, als ausgemacht vorausgesetzt. Unmöglich könne ich also seiner Meinung beitreten, bis er mir diesen Zweifel nicht gehoben habe.

Dabei wußt' ich nun sicher voraus, daß sein Eifer ihn nicht ruhen lassen werde, bis er mich bekehrt hätte, und ich hatte mich nicht geirrt, denn nach einiger Zeit brachte er mir einen andern Aufsatz, worin er diese Frage erörtert hatte, welchen ich morgen ebenfalls mittheilen will.

Jetzt hab' ich wenigstens durch dieses Bekenntniß den Vorwurf von mir abgelehnt, daß ich den strittigen Punkt aus dem Gesichte gelassen habe, und das könnte mir vor jetzt genug sein. Irre ich aber nicht; so sieht man auch wohl jetzt schon, daß wir sicher zu unserm Ziele hinkommen werden, denn der folgende Aufsatz läßt vermuthen, daß der Unterschied und die

Aehnlichkeit, welche zwischen dem Menschen und den übrigen empfindenden Wesen, anzutreffen sind, darin aufs schärfste werde angegeben werden. Das aber war ja unser vorgestecktes Ziel.

Es haben wirklich alle Geschöpfe die Mittel sich Glück und Vergnügen zu verschaffen. Auch ist für Alle in Ansehung des Gebrauchs derselben gesorgt.

(Zweiter Aufsatz des Grafen von — z — g.)

„L'homme, par cette qualité, n'est pas supérieur à tous les animaux: il est même inférieur à quelques-uns d'entr'eux. Il n'a au-dessus d'eux que l'avantage d'une conformation qui le rend capable d'une perfection à laquelle il est encore bien loin d'atteindre et qu'ils ne posséderont jamais."

„Hors de lui, dans lui-même tout lui dit qu'il existe: mais il est trop inattentif pour l'entendre et peut-être faut-il, qu'il apprenne de la douleur." *)

Levesque L'homme pensant.

So wäre denn, was mich so entzückte, nichts als eine liebliche Täuschung, nichts als ein hol-

*) „Der Mensch steht, in dieser Hinsicht, nicht über den Thieren; ja er steht sogar unter einigen

der Traum gewesen, der je mehr er im Schlummer uns entzückte, uns beim Erwachen die Leere in der Brust nur desto peinlicher fühlen läßt? Also sprächen da wirklich Mißtöne an, wo ich die reinste Harmonie zu hören glaubte? — Wie wehe sollte dieses meinem Herzen thun, wenn es so wäre, aber daß es so sei — glaub' ich noch nicht. Mir ist, als flüsterten mir geheime Stimmen leis' ins Ohr, es könne nicht sein.

Ich will das Gebiet der lebenden Schöpfung prüfend durchwandeln, und sehen, was ich da finden werde. Dabei will ich so logisch kalt zu

von diesen. Alles was er vor ihnen voraus hat, besteht in dem Vortheile einer Bildung, die ihn einer Vollkommenheit fähig macht, welche er noch bei weitem nicht erreicht hat, und welche diese nie besitzen werden."

„Außer und in ihm sagt alles dem Menschen, daß er sei; aber er ist zu unaufmerksam, um diese Stimme zu vernehmen, und vielleicht muß der Schmerz erst ihn dieses lehren."

meinem Ziele schreiten, als wollt' ich nur erforschen, ob, wenn a = b, b = c ist, c = a sei, um meinem geliebten Zweifler auch die Einwendung zu rauben, als hab' ich, von meiner Phantasie verleitet, nur in einer Ideenwelt herumgeschweift — bloß gedichtet.

Ich will, gleich dem Wanderer, mir erst mein Ziel vorsetzen, und dann die Wege wählen, auf welchen ich zu ihm gelangen kann. Auf diesen Wegen will ich fleißig rechts und links um mich her blicken, und alles genau in Augenschein nehmen — wer dies nicht thun, sondern mit verschloßnen Augen durch die Schöpfung gehn wollte, that eben so gut, in seiner Klause eingesperrt zu bleiben, — und endlich am erreichten Ziele will ich die Bilder aller vorübergegangenen Erscheinungen zusammen stellen, und sehen — — was ich durch sie gelehrt worden bin.

Welches also ist mein Ziel? — Die Wahrheit jenes Satzes aufzufinden, daß wirklich jedes Geschöpf nur zum Genusse des

Glücks und der Freude, zum Wohlsein, geschaffen sei.

Dies ist nur unter der Bedingung möglich, daß die Hauptbedürfnisse desselben — der Nahrung, Kleidung, Wohnung, und der Fortpflanzung des Geschlechts — in dem gehörigen Maaße befriedigt werden. Damit sie befriedigt werden könnten, hat der Schöpfer Reize, Triebe, in sie gelegt, durch welche sie hiezu aufgefordert werden, und sie so organisirt, daß sie durch eigne Thätigkeit dieser Aufforderung Genüge leisten können.

Zum Unglücke hat man hier den Einwurf gemacht, daß es Geschöpfe geben könne, welchen die Mittel, die Werkzeuge hiezu fehlen könnten, oder welche ihre Organe nicht zu gebrauchen verstünden, und hat mir auch namentlich den Menschen angeführt. Ist dieser Einwurf gegründet; so ist jener Satz erschlichen, ist eine Lüge. Ich möchte aber, auch um eine noch so schöne Lüge, nicht gern die Wahrheit hingeben. —

Was hab' ich nun zu thun, um zu finden, ob jener Satz Wahrheit oder Lüge enthalte?

Ich muß meine Bahn noch einmal achtsam durchgehen, und dabei immer folgende zwei Punkte mir zum Augenmerk machen:

1) Hat wirklich jedes lebende Geschöpf die Mittel, durch welche es seine Bedürfnisse befriedigen kann? Und

2) Versteht auch jedes, wenn es sie wirklich hat, dieselben zu gebrauchen?

Diese beiden Untersuchungen sind die Wege, auf welchen ich zu meinem Ziele gelangen muß, und ich will diese Wege gehen. Die gefundene Wahrheit wird der schöne Preiß meiner Bemühung sein, und welche wäre um diesen wohl zu schwer?

I.

Jedes lebende Geschöpf ist mit den Mitteln versehen worden, vermöge welcher es seine Bedürfnisse befriedigen kann.

Um so behutsam, als möglich, zu Werke zu gehen, will ich vor allen Dingen hier festsetzen, daß diese Mittel von zweierlei Art sind, entweder in dem Thiere selbst gegründet, oder außerhalb demselben befindlich. Die in ihm selbst zu diesem Behufe gegründeten Mittel, sind die Organe, deren es zur Erlangung der äußern Mittel bedarf, worunter ich alles dasjenige

verstehe, was nothwendig ist, um die Anforderung des Bedürfnisses zu befriedigen.

Der wäre wohl der unverschämteste Zweifler, wer die Stirn hätte, zu läugnen, daß keinem Geschöpfe dieselben mangeln.

Vors Erste, von den innern Mitteln. Die ganze Einrichtung des Thieres muß so zu seiner Lebensweise passen, daß sich die eine genau aus der andern angeben läßt *); alle Organe, der ganze Bau muß also gerade so und nicht anders geordnet sein, wenn gerade dieses und kein anderes Thier ent-

*) Deshalb konnte Herr Hofrath Blumenbach wohl auch der Naturgeschichte keinen wesentlichern Dienst erzeigen, als daß er, mit Hintansetzung jedes künstlichen Systems, die Thiere nach ihrem Totalhabitus ordnete, und wie man auch von den Physikotheologien denken mag, das Verdienst, ein natürliches System der Naturgeschichte vorbereitet zu haben, muß man ihnen doch lassen.

ziehen, diese Bedürfnisse, und diese Befriedigungsmittel derselben haben sollte. Und ist dieses nicht so?

Eins der unentbehrlichsten Erfordernisse zur Befriedigung aller Bedürfnisse ist z. B. die Bewegbarkeit der Thiere (das Vermögen sich von einem Orte nach einem andern zu begeben, Locomotivität). Welch eine Wundervolle Einrichtung, wenn ich, in dieser Hinsicht, den Bau meines eignen Körpers betrachte! Diese ziehenden Muskeln mit ihrer besondern Struktur, wie sind sie an die Gelenke gefügt, um dasselbe, nach dem jedesmaligen Zwecke hieher oder dorthin zu ziehen! Die verschiedne Stärke und Größe derselben an den mancherlei Theilen des Körpers, jedesmal aber den eignen Verrichtungen dieses Theils entsprechend! — Wiederum dieser besondre Bau der Knochen, und deren Aneinanderfügung durch lenksame Bänder, diese Fußröhren, diese ganze Ordnung der mancherlei Knochen am Fuße, welche ebenfalls hiezu erfordert werden! — Die mancherlei am ganzen Körper

sich ausbreitenden Nerven, welche die Bewegbarkeit möglich machen! — Wie genau ist alles hier gegen einander abgemessen!

Wie abgemessen aber auch bei allen den Geschöpfen um mich her! — Wahrscheinlich schuf ihrer die Natur so vielerlei Gattungen, damit sie durch Mannichfaltigkeit desto mehr vergnügen möchte, wahrscheinlicher noch, um so viele Arten Genußfroher Geschöpfe zu haben, als sie Arten des Genusses hatte *). Diese Geschöpfe aber, welche freilich in der Hauptsache mit einander übereinstimmn, (lebende, empfindende Wesen sind) mußte sie verschieden bilden, wenn sie

*) Was Linne' an irgend einem Orte hieher rechnet, „*animalia auferre immunda, cadavera, languida, conspurcata, stagnantia, acida, putrida, vt nitor aulae fulgeat; Detondere quotannis vegetabilia, vt renovetur annuum theatrum; aequilibrium inter Species Animalium et Vegetabilium servare, vt proportio perennet*“ läuft am Ende auf dasselbe hinaus. *Syst. Nat.*

des für sie bestimmten Genusses empfänglich sein sollten. Da geht denn die Natur auf tausenderlei Wegen zu demselben Ziele, verändert, was in diesem Falle Nutzlos wäre, nimmt hier Theile weg, und setzt dort welche zu.

Den Körper von diesen, die auf der Erde leben, und nahe der Erde die Mittel zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse suchen sollten, stellte sie auf vier Füße. Jene sollten in und aus der Luft dieselben suchen, sie änderte den Bau, damit er sich in diesem Elemente halten könnte, warf die Vorderfüße weg, und setzte Flügel an ihre Stelle, rückte die Hinterfüße in die Mitte, um das Gleichgewicht sicherer herauszubringen. Noch andre sollten in dem Wasser leben, und sie verwandelte die Füße in Flossen, gleichsam so viele Steuer und Ruder dieser Geschöpfe. Wieder andre sollten im Wasser und auf der Erde zugleich leben, und die Bewegungsorgane, der Bau derselben, wurden dieser Absicht gemäß gestaltet. Bei welchen sollte der Bezirk ihres Genusses be-

schränkt sein, und sie warf alle jene Gliederungen, alle die Organe, die zu einer schnellern Beweglichkeit dienen, gänzlich hinweg, ordnete aber ihren Bau so, daß sie sich fortschieben konnten *).

Wer erkennt nicht in dieser Einrichtung, daß bei allen ihren Veränderungen die Natur sich doch immer gleich ist, daß sie alle Geschöpfe, nur jedes in seiner Art, wohlthätig besorgt hat. Jedoch ich bin noch nicht am Ziele.

Unter diesen verschiedenen Gattungen der Thiere sind Arten befindlich, die ganz verschiedenerlei Nahrungsmittel zu ihrer Erhaltung brauchen, wonach für sie eine schnellere oder langsamere Fortbewegung nothwendig wird. Ich darf hier nur auf die allgemeine Erfahrung verweisen, daß alle diejenigen Thiere, welche Stärke genug

*) Iam vero animalia alia gradiendo, alia serpendo ad pastum accedunt, alia volando, alia nando. *Cic. de nat. Deor.* l. 2. c. 47.

besitzen, um im Fall einer Störung bei ihrem Genusse, sich vertheidigen zu können, sich gemeiniglich langsamer, als jene, bewegen, die zur Vertheidigung zu schwach, oft nur in schneller Flucht ihr Heil suchen müssen. Man vergleiche in dieser Hinsicht die meisten Raubthiere mit den Nagethieren, und dann nur wieder die Thiere alle unter sich selbst, und sage, ob nicht eines jeden Bewegbarkeit genau mit seiner Lebensweise zusammenpasse.

Aber auch die innere Einrichtung wurde dieser gemäß angeordnet. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier alle die Körper dieser Thiergattungen gleichsam anatomiren, und zeigen wollte, wie alle einzelnen Theile so trefflich dazu dienen, dem Ganzen die ihm eigne Vollendung zu geben. Dies haben schon vor mir Männer gethan, welche dem spätern Beobachter hierin keine gar zu große Nachlese übrig gelassen haben, und ich kann deshalb füglich auf einen Ray, Derham, Vicq d'Azyr, Kamper, Haller, und in neuern Zeiten, Sömmering

Blumenbach und andere, die sich mit der vergleichenden Anatomie beschäftigt haben, verweisen. Um aber doch wenigstens Ein Beispiel meiner Behauptung zu geben; so will ich hier an das Blut erinnern. Man weiß, von welcher Wichtigkeit dasselbe für das Leben ist, daß nur von ihm dem Körper die zum Leben nothwendige Wärme, und mithin auch eine, hievon mit abhängige, schnellere oder langsamere Beweglichkeit, mitgetheilt wird. Ein und dasselbe Blut aber würde für verschiedenartige Geschöpfe ein trauriges Geschenk sein, denn derselbe Grad von Wärme, würde, je nach dem Elemente, worin es zu leben bestimmt ist, je nach den Verrichtungen die ihm zukommen, für das eine Thier zu stark, für das andre zu gering sein. Wenn man nun aber sieht, daß durchgängig der Grad von Blutwärme des Thiers mit der Temperatur des Elements, das ihm zum Wohnort angewiesen worden, mit seiner ganzen Oekonomie im genauesten Verhältnisse steht, der Vogel z. B. verhältnißmäßig wärmeres Blut, als die Säugethiere hat, die Fische und Amphibien kal-

tes Blut, die Würmer und Insekten aber nur einen weißen Saft statt desselben erhielten, gerade also wie es jedes brauchte, wer wollte da noch ferner läugnen, daß in jedem alles so geordnet sei, wie es zu seinem Wohlsein nöthig war? *)

*) Die Bedingungen, von welchen die verschiedenen Modifikationen des Blutes abhängen, gehören doch wahrscheinlich auch hieher? Ich will sagen, daß das Blut selbst nicht verschieden sein würde, wenn die Gefäße, worinnen und wodurch es sich bewegt, in den verschiedenartigen Thieren nicht verschieden wären. Dies ist aber. Die warmblütigen Thiere haben z. B. zwo Herzkammern, die kaltblütigen nur eine. Auch holen die meisten derselben nicht durch Lungen Athem. Den weißblütigen Thieren mangeln die Lungen gänzlich. Man vergleiche hiemit, was Ray sagt in „*Wisdom of God manifested in the Works of the creation*" in der zwoten Abtheilung, nach meiner französischen Aus-

Jedoch ich eile weiter, um nicht zu lange bei einem Gegenstande zu verweilen, und gehe zu den übrigen Werkzeugen fort, welche den lebenden Geschöpfen noch unmittelbarer als Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienen. Ich werde hiebei, um meinen Satz zu behaupten, gar keine große Anstrengung nöthig haben, indem beinahe alle Naturgeschichtschreiber mir diese Bemühung außerordentlich erleichtern.

Nichts mußte diesen von jeher mehr am Herzen liegen, als eine solche Ordnung in ihrer Darstellung, welche die Uibersicht der Naturgegenstände erleichtern könnte. Sie sahen sich zu diesem Behufe genöthigt, wesentliche Kenn-

gabe (Utrecht 1714.) S. 389. fgg. — Die Bemerkung, daß Braun den Unterschied der Blutwärme bei einzelnen Menschen, nach sehr vielen Beobachtungen, nicht über $1\frac{1}{2}$ Grad fand, steht der Folgerungen halber, die man daraus ziehen kann, gewiß hier auch nicht am unrechten Orte.

zeichen an denselben aufzusuchen, und nun die ähnlichen Arten zusammenzustellen. Um aber diesen Zweck zu erreichen, haben verschiedene sehr verschiedene Mittel angewendet, auf sehr abweichenden Wegen dasselbe Ziel zu erreichen gesucht. „Und — sagt Sulzer *) — es wäre zur Beförderung der Naturgeschichte sehr nützlich, wenn man so verschiedne Eintheilungen machte, als möglich." Den Grund davon hat der berühmte Mann nicht angegeben, allein er läßt sich leicht hinzufügen, weil man nämlich, so viele neue Eintheilungen man machte, immer auf neue Ansichten in der Schöpfung stoßen, und dadurch immer in genauere Bekanntschaft mit ihrer Oekonomie kommen würde. Man würde, — und das halte ich für den Hauptnutzen, — wenn man nun am Ende alle diese möglichen Eintheilungen mit einander vergliche, immer mehr einsehen, wie die, dem Anscheine nach, am weitesten von ein-

*) Versuch einiger moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur. Berl. 1750. S. 29.

ander entfernten Geschöpfe, in der Hauptsache sich doch so ähnlich wären. So sollte man z. B. anfänglich meinen, es sei ein sehr mißliches Unternehmen, die Säugethiere nach den Zähnen zu klassifiziren. Nun vergleiche man aber Herrn Hofrath Blumenbachs natürliches mit Linnés künstlichem Systeme, und man wird sich in der That wundern müssen, daß die Abweichungen nicht beträchtlicher geworden sind. Dies hätte geschehen müssen, wenn die Natur nicht alle einzelnen Werkzeuge, die als Mittel zu Befriedigung des Bedürfnisses dienen, der ganzen Einrichtung so genau angepaßt hätte. So kann man immer, schon von einzelnen Organen, auf die ganze Lebensweise der Thiere schließen, und je mehr man solcher künstlichen Systeme mit dem natürlichen vergliche, desto mehr würde man diesen Satz bestätigt finden.

War es nun aber, um eine leichtere Übersicht der Naturgegenstände zu gewinnen, Ray und Klein, sie nach der Verschiedenheit der Füße, Linné sie nach Verschiedenheit der Zäh-

ne, dem Aristoteles sie nach beiden, Vicq d'Azyr, sie nach dem innern Baue, der Ernährung, Erzeugung, dem Athemholen, der Reizbarkeit, und der Empfindung, Blumenbach sie nach der Aehnlichkeit der ganzen äußern Beschaffenheit, einzutheilen, erlaubt; so hoffe ich, wird man mir, um eines höhern Grundes willen — nämlich um aufzufinden, daß jedes Geschöpf in seiner Art, hinlänglich mit den Mitteln versehen sei, deren es bedarf, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, — allenfalls auch auf Sulzers Ansehen, einmal erlauben, einige, (denn zu allen dürfte weder Raum noch Zeit zureichen,) nach den mancherlei Mitteln zu Befriedigung ihrer Bedürfnissen zusammenzustellen.

Sulzer selbst macht in der angezognen Stelle einen Versuch, die Thiere nach den verschiedenen Arten ihrer Nahrung einzutheilen. „Wir können — sagt er — in dieser Absicht drei Hauptklassen der Thiere machen: Die erste begreift diejenigen Thiere, welche sich von dem

Fleische anderer nähren; die in der zweiten Klasse ernähren sich von den Pflanzen; die aus der dritten aber suchen ihre Nahrung an leblosen Dingen, die zum Steinreiche gehören. Es ist aber zu bemerken, daß viele Thiere neben ihrer Hauptspeise noch gewisse Nebenspeisen lieben, die zu einer andern Klasse gehören. Z. E. die wiederkauende Thiere haben ihre ordentliche Nahrung aus dem Pflanzenreich; sie lieben aber auch das Salz aus dem Steinreich. Die erste Hauptklasse kann wieder in verschiedene Ordnungen eingetheilt werden: Einige lieben zur Speise nur die vierfüßigen Thiere, wie der Löwe, Wolf und a., andere nur Vögel, wie der Marder; noch andere nur Fische, wie der Otter; und endlich noch andere nur Insekten, wie sehr viele Arten von Vögeln; auch giebt es solche, die aus erzählten Speisen viele zugleich lieben: z. E. der Fuchs frißt Hüner und Hasen; die Katze frißt Mäuse, Fische, und Vögel, u. s. f. indessen hat insgemein ein jedes Geschlecht seine Hauptspeise."

Auf diesen Grund können wir bei unserer Untersuchung bauen, indem wir die Werkzeuge

untersuchen, welche den verschiedenen Geschöpfen zu diesem Behufe mitgetheilt worden sind *).

Es ist mir immer vorgekommen, als wenn diejenigen, welche die Naturgeschichte erlernten, (vielleicht von dem Ausdruck Geschichte verführt) zu wenig auf die Beschreibung der Naturgegenstände, die Mineralien etwa ausgenommen, achteten **), ja selbst manche Lehrer

*) »Alia dentibus praedantur, alia unguibus, alia rostri aduncitate carpunt, alia latitudine eruunt, alia acumine excavant, alia ſugunt, alia lambunt, ſorbent, mandunt, vorant. Nec minor varietas in pedum miniſterio, vt rapiant, distrahant, teneant, premant, pendeant, tellurem scabere non ceſſent.« *Plinius* H. Nat.

**) Man vergleiche Kant „Uiber den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie" im teutsch. Merk. 1788. St. 1. 2. und denselben in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissen-

dieselbe nur obenhin behandelten, und gleichwohl ist, wie sich aus der folgenden Erörterung ergeben wird, der Einfluß der einen auf die andre so groß, daß man keine ohne die andre gehörig erklären, oder verstehen kann. Wie mancher mag z. B. nicht oder nur wenig darauf geachtet haben, wenn Linné bei jedem Thiere die Zahl und Beschaffenheit der Zähne anführt, und dennoch läßt sich daraus so vieles für die Geschichte des Thieres schließen.

Es ist eine längstgemachte Erfahrung, daß die Stellung, Anzahl und Gestalt der Zähne, nach der verschiedenen Nahrung der Thiere, auch verschieden ausfalle. Am auffallendsten ist die Verschiedenheit der Bildung an den sogenannten Backenzähnen, woran die Krone bei den Fleischfressenden Thieren zackig und scharf; bei den Grasfressenden hergegen oben breit und eingefurcht ist. Bei denen, die sich aus beiden orga=

schaft," wo der Unterschied zwischen beiden angegeben wird.

nisirten Reichen nähren, sind sie in der Mitte eingedrückt, und an den Ecken abgerundet. — Jedoch, ich kann mich hier wohl füglich der eignen Worte eines genauen Beobachters der Natur bedienen *).

„Bei den reissenden Thieren — sagt er — zumal aus dem Hund- und Katzengeschlechte, sind sie scharf zugespitzt, schneidend ausgezackt, und die untern gleiten im Kauen dicht hinter den obern vorbei, fast wie die beiden Blätter einer Scheere, wodurch das rohe Fleisch, zähe Sehnen, u. s. w. gleichsam zerschnitten werden. — Der Bär, der sich aus beiden Reichen nährt, hat schon breitere Kronen, deren Zacken mehr gerade auf einander schließen."

„Von den Schneidezähnen haben die Raubthiere gewöhnlich sechs in jedem Kiefer mit ausgezackten Kronen, die wie Zangen fest auf

*) Blumenbach Beschreibung und Geschichte der Knochen des menschlichen Körpers. Gött. 1786.

einander greifen. Die Eichhörnchen, Hamster, Ratten, Mäuse und ähnliche Thiere; aber auch die Stachelschweine, der Biber u. a. m. haben nur ein Paar Schneidezähne in einem jeden Kiefer mit überaus scharfen meiselartigen Schneiden; das untere Paar hat fast eine pfriemenförmige Gestalt, und zu der großen Kraft, die es beim Nagen an den Wänden anwenden muß, ganz außerordentlich lange Wurzeln, die z. B. bei der gemeinen Hausmaus die ganze Länge des Unterkiefers haben."

„Die Eckzähne fehlen manchen Säugethieren gänzlich, wie den Mäusen und andern nagenden Thieren; oder sie sind doch sehr klein, wie beim Pferd. Von ansehnlicher Größe und ausnehmender Stärke sind sie bei den reissenden Thieren; aber auch bei den mehresten Affen" *).

*) Vielleicht muß man hier auch der sonderbaren Verlängerung der Eckzähne nach oben oder unten (Stoß- oder Hauzähne) wie beim Elephanten, Eber, Narwhal, — dem Wallroß u. a. m.

Was der berühmte Mann hier von den *Säugethieren* bemerkt, finden wir bestätigt, wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf die *Fische* lenken. Man vergleiche nur zu diesem Behufe die drei Reihen Zähne, welche der *Dornhay* (Acanthias) in jedem Kiefer hat, mit den vier und zwanzig starken eingekeilten Zähnen des *Sägefisches* (Pristis) an beiden Seitenrändern; mit den scharfen spitzen Zähnen des *Hechts*; mit den Barden, welche der *Wallfisch* (Balaena, es wird erlaubt sein, ihn hier unter den Wasserbewoh-

erwähnen. Sie passen genau zur jedesmaligen Lebensweise des Thiers und dürften zu diesem Behufe durchaus nicht anders geordnet sein. Es sei mir vergönnt, hier noch einmal auf meine *Vorbereitungskenntnisse* hinzuweisen, wo ich genauer aus einander gesetzt habe, was ich hier nur kurz andeuten kann. Sonst wird man auch in *Bonnets*, *Reimarus* und *Sanders* Werken genauere Belehrung hierüber finden.

nern aufzuführen) statt der Zähne in dem Oberkiefer hat u. a. m. und vergleiche nachher, was Büffon, Bloch u. a. von der Lebensweise dieser Thiere sagen, um auch diese Verschiedenheit gehörig begründet zu finden. Auch unter den Fischen sind die Zähne bei einigen scharf, bei andern breit und platt, hier mehr vorwärts, dort mehr rückwärts gebogen, so daß sie in der That Linné in gewisser Hinsicht eben so gut nach diesen, als nach den Flossen hätte klassifiziren können.

Wer kann bei dieser Einrichtung wohl verkennen, so obenhin sie auch nur angedeutet worden, daß die Mittel genau ihrem Zwecke entsprechen? Man nehme nun noch hinzu, daß die Zähne (bei den Fischen ausgenommen, wo dieser Fall nicht eintritt) erst dann wachsen, wenn die jungen Thiere von der Brust der Mutter entwöhnt, stärkerer Speise zu Nahrung und Wachsthum bedürfen; nehme noch hiezu, daß nur diejenigen welche haben, welche unumgänglich derselben bedürfen *), daß einige dieselben nur so

*) Die Vögel z. B. haben keine Zähne, allein bei

lange behalten, als sie derselben bedürfen *), um unwidersprechlich hievon überzeugt zu sein.

der Einrichtung ihres Mundes, der in einen hörnernen Schnabel verlängert wurde, bedurften sie auch derselben nicht. Ich enthalte mich aller Ausrufungen über diese neue schöne so passende Einrichtung, und erinnere nur, daß auch diese Schnäbel nach den besondern Nahrungsmitteln eigends eingerichtet sind. Die Raubvögel (accipitres) z. B. haben gebogene, sehr spitzige und äußerst starke Schnäbel, die Sangvögel (passeres), als welche sich von Körnern nähren, einen kegelförmigen, die Sumpfvögel (grallae) einen sehr langen Schnabel u. s. w. Ich könnte auch von der jedesmal angepaßten Länge und Kürze derselben reden, wenn mich dies nicht zu weit führen würde. Plinius (Hist. Nat.) sagt hierüber im 9ten Buche sehr viel Lesenswerthes.

*) Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich hier die Schmetterlinge. Diese in ihrem Raupenstande so äußerst gefräßigen Thiere, sind, so

Doch nicht allein die Zähne, sondern auch die ganze innere und äußere Einrichtung des Mun-

lange sie in demselben verharren, mit Zähnen versehen. Haben sie aber ihr Grab verlassen, und erscheinen nun in ihrer höhern Schönheit, so ermangeln sie derselben, und sind nun bloß mit einem Saugrüssel versehen, womit sie den Blumen ihren Nectar entwenden. — Hier ist vielleicht gerade der Ort, wo ich etwas von den Insecten überhaupt sagen könnte. Wir finden hier dieselbe Regelmäßigkeit wie bei den sogenannten vollkommnern Thieren. Bei einigen hat der Mund die Gestalt einer Zange, und diese zerreißen ihren Raub; bei andern ist er spitz und mit einem Stachel versehen, diese erhalten ihre Nahrung durch Saugen; bei noch andern ist er mit starken Kiefern und Zähnen versehen, und diese nagen. Man vergl. Swammerdams Bibel der Natur; Rösels monathliche Insecten-Belustigungen; und Lessers Insecto-theologie, wovon wir von dem berühmten

des sind diesem Zwecke genau entsprechende Mittel. Es ist gar keine streitige Sache, daß der größere oder kleinere Einschnitt des Mundes in dem Kopfe nicht von ungefähr sei. Wir bemerken einen größern bei solchen Thieren, welche harte Nahrungsmittel klein zu machen haben; einen kleinern bei solchen, welche sich aus dem Pflanzenreiche nähren, wahrscheinlich, damit sie die Kräuter desto leichter fassen könnten. Und eben so wenig ist es einem Zweifel unterworfen, daß die größere oder geringere Härte der Theile im Munde nicht Absichtlos sei. Beim Kameel und Esel z. B. finden wir im Innern des Mundes den Gaumen u. s. w. knorpelhaft, und ich wüßte nicht, wozu dies sein sollte, wenn nicht darum, damit sie von ihren harten Nahrungsmitteln, Dornen, Disteln u. a., nicht verletzt werden möchten. — Ist jemandem auch wohl noch entgangen, daß gewisse Thiere besondre Theile

Lyonet eine neuere französische Bearbeitung haben. Reaumur Geschichte der Insecten ist nicht minder Empfehlenswerth.

im Munde erhielten, welche ihnen zum leichtern sicherern Genusse ihrer Nahrung dienten, z. B. die Backentaschen der Paviane und Hamster? Und kann jemand den Grund dieser besonders angebrachten Theile verkennen? Er wird dies gewiß eben so wenig, als wenig er abläugnen kann, daß die jedesmalige Einfügung der Kinnladen, die Erweiterung oder Verengerung des Schlundes, die Anordnung der zum Kauen erforderlichen Muskeln, Drüsen u. s. w. aufs genaueste zur Natur eines jeden Thieres passen; als wenig er umhin kann, hier nicht in Galens Worte einzustimmen „daß der wohl den gesunden Verstand verloren haben müsse, der das Ungefähr hier als Urheber angeben könne, denn — sagt' er — ich möchte wissen, wo man wohl sonst Einsicht und Kunst suchen möchte, wenn man sie hier nicht findet, wo alles so gänzlich gegen den Zufall spricht."

Aber auch hier noch endigen die zu diesem Behufe getroffenen Veranstaltungen nicht, denn auch die beiden Sinnorgane, des Gesichts und

Geruchs, müssen hiezu mit beitragen. Wem wäre unbekannt, daß die Raubthiere z. B., welche ihre Nahrung meist schon in der Ferne erspähen müssen, mit einer besondern Schärfe dieser beiden Sinnen begabt worden sind, indeß andere, weil dies bei ihnen nicht nothwendig war, z. B. der Maulwurf, dieselben nur sehr geschwächt haben, dafür aber ein leiseres Gehör erhielten? Wer wüßte noch nicht, daß an gewissen Thieren, welche ihre Beute zur Nachtzeit zu erhaschen bestimmt sind, wie z. B. die Thiere aus dem Eulen- und viele aus dem Katzengeschlechte, das Auge so eingerichtet worden ist, daß sie in der Dunkelheit, wie die übrigen am Tage sehen? Darauf aber, daß zu diesem Behufe, diese Sinnorgane bald mehr vor- bald mehr rückwärts gestellt worden sind, dürften manche vielleicht weniger geachtet haben, und darum sei es mir vergönnt, hievon wenigstens Ein Beispiel anzuführen. Ich könnte hiezu als ein sehr geschicktes den Elephanten mit seinem Rüssel wählen, will aber, um die Aufmerksamkeit mehr auf die, der Gewohnheit wegen, oft ungeachtetern Gegenstände

um uns her zu lenken, ein allen bekanntes Thier, das Schwein, hiezu nehmen.

Die gewöhnliche und hauptsächliche Nahrung dieses Thieres besteht in Wurzeln, welche es in der Erde aufsucht. Wie geschickt ist hiezu sein langer Rüssel, mit welchem es dieselbe aufwühlt, unbeschadet seinen Augen. Um aber dieselben leichter auffinden zu können, bekam es seinen bewundernswürdigen Geruch, und deshalb ist die Nase an ihm der hervorstehendste Theil des Kopfs. Sie wurde gleichsam der Erde näher gerückt, so wie das Auge an dem langen Kopfe mehr zurückgestellt wurde.

Nicht minder merkwürdig, und ganz hieher gehörig, ist eine Beobachtung unsers Blumenbach, nach welcher er bei den Gänsen und Aenten das Gefühlorgan derselben einzig in die häutige Bedeckung des Schnabels (Wachshaut) setzt. Die Zergliederung hat ihm gezeigt, daß drei Nervenäste (des fünften Paars) größtentheils dorthin gehen, und die Erfahrung hat ihn gelehrt,

daß diese Nervenreiche Bedeckung äußerst empfindbar sei, und daß diese Thierarten, wenn sie in sumpfigen Teichen Nahrung suchen, dieselbe mit dem Schnabel gleichsam erst befühlen, wie wir mit den Fingern zu thun pflegen *).

Wie weit könnte ich mich aber hier nicht noch ausbreiten! Ich könnte hier noch von der Einrichtung derjenigen Thiere, die, weil sie ihre Nahrung nicht unmittelbar mit dem Maule fassen konnten, Hände hiezu erhielten, wie die Affen **); ich könnte von der, jedem Thiere nach

*) *Blumenbach*, Specimen Physiologiae comparatae inter animantia calidi sanguinis vivipara et ovipara. Götting. 1789. S. 19. Auf der bei diesem Werke befindlichen Kupfertafel ist N. 3. der zerlegte Schnabel einer Aente (Anas boschas) befindlich.

**) Weil hier von den Affen die Rede ist; so will ich doch beiläufig Blumenbachs generisches Kennzeichen von ihnen hier beifügen: Säugethiere mit vier Händen, wie es ihre

seiner Nahrung eigenen, Bildung der Gedärme, von dem vierfachen Magen der wiederkauenden Thiere, dessen besonderem Baue und merkwürdigem Mechanismus, und dem, wahrscheinlich zu demselben Zwecke dienenden, Kropfe (Vormagen, prolobus) derjenigen Saamenfressenden Vögel, welche die Körner ganz verschlucken, und noch manchem anderm mehr, reden; wenn ich nicht weitläuftig zu werden fürchtete, und die Mittel zu Befriedigung der übrigen Bedürfnisse nicht noch auch abzuhandeln hätte.

Bevor ich aber zu diesen übergehe, muß ich noch etwas von den äußern, zu der Nahrung gehörigen, Mitteln sagen, denn da jedes Thier, seiner Natur nach, auf eine gewisse Art von Nahrungsmitteln angewiesen worden; so muß von selbst sich die Frage aufdringen, ob es nun dieselbe auch in dem ihm angewiesenen Kreise finde?

Lebensart, und ihr Aufenthalt auf den Bäumen erfordert."

Als der berühmte Zimmermann, in seinem schon angeführten Werke, Untersuchungen über die Verbreitungsfähigkeit der vierfüßigen Thiere anstellte, drangen sich ihm Beobachtungen auf, die uns zuverlässig zur Entscheidung der gegenwärtigen Frage dienen werden.

„Man entdeckt — sagt er — eine sehr merkwürdige Vertheilungsart in Ansehung der vierfüßigen Thiere. Zuerst findet sich, daß es Quadrupeden giebt, deren Körper so vorzüglich gebaut ist, daß er jedem Klima Trotz bieten kann; diese gehen also, so zu sagen, von einem Pol, durch die heiße Zone durch, bis zum andern; oder wären wenigstens fähig, sich so allgemein zu verbreiten. Ihrer sind die wenigsten. — — Dann folget die Klasse derjenigen Thiere, welche nur große Streifen oder Zonen der Erde einnehmen. Sie sind weniger biegsam, eingeschränkter, und minder dauerhaft; von diesen giebt es eine grössere Anzahl, und ihre Verbreitung kann ziemlich nach dem physikalischen Klima *) bestimmt wer-

*) Das physikalische nicht das geographi-

den. Hieher gehören z. B. das Rennthier, das Elenn, der Marder. — Die größte Anzahl der

sche, von den Mathematikern nach den Graden der Länge und Breite festgesetzte, Klima. Die Verwechslung beider hat schon zu manchen Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß das erstere von der allgemeinen Angabe des letztern öfters beträchtlich abweiche. Quito z. B., dieses der Linie so nahe liegende Land, wo man der letztern Abtheilung nach die größte Hitze vermuthen sollte, genießt eine milde Luft, hat beinahe immerwährenden Frühling. Man vergleiche hiemit, was der jüngere Forster von seiner Lieblingsinsel Otaiti sagt. Man muß also bei dem physikalischen Klima immer die Natur des Erdreichs, die Nähe des Wassers, die besondre Beschaffenheit der Winde, die größere oder mindere Schwere der Luft mit in Anschlag bringen. — Daß auch bei gegenwärtiger Untersuchung diese Verwechslung von nachtheiligen Folgen für sie sein könnte, muß jedem sogleich einleuchten.

Quadrupeden ist indeß diejenige, welche die Natur auf kleine Erdstriche eingeschränkt hat. Sie müssen in so weit als schwächer, weniger biegsam und dauerhaft angesehn werden, weil sie ihr enges Vaterland nicht ohne Gefahr verlassen dürfen. Es steht aber die Verbreitsamkeit der Stärke des Naturels bei weitem nicht mit der körperlichen Stärke in gleichem Verhältniß. Der Löwe ist z. B. weit weniger ausgebreitet, als der Fuchs; wer würde indeß diese beiden Thiere, den mechanischen Kräften nach, mit einander vergleichen? — — Uibrigens mußten die Fleischfressenden Thiere, wegen ihrer Nahrung, sich freilich leichter verbreiten, als die, so von Früchten leben: denn, nicht zu gedenken, daß ein Fleischfressendes Quadruped sehr öfters auch nebenher Vegetabilien verdauen kann, wie z. B. der Fuchs, so findet sich seine Nahrung aller Orten, dahingegen das Fruchtfressende in Gegenden kommen kann, wo es ihm an Vegetabilien gebricht. Uiberdem nehmen der Wolf, der Fuchs, der Caracal, und ähnliche Thiere fast mit jeder Art thie-

rischer Substanzen vorlieb, sie fressen sowohl lebende als todte Thiere, Vögel als Quadrupeden, ja zuweilen selbst Fische. Die, so von Vegetabilien leben, sind hingegen weit zärtlicher; und ein Haase oder Hirsch frißt nicht jede Art Laub und Gewächse *).

Man müßte in der That diesen Auszug aus jener Stelle mit sehr wenig Aufmerksamkeit gelesen haben, wenn man nicht schon selbst gefunden hätte, was ich eigentlich daraus ziehen will, daß nämlich die Natur den Thieren immer einen solchen Kreis angewiesen habe, worin sie die für ihre Nahrung nothwendigen Mittel finden **).

*) Zimmermann a. a. O. Bd. I. S. 20. fgg.

**) Man vergleiche hiemit H. S. Reimarus Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe; und hauptsächlich zwar das zweite Kapitel „Von den Thieren, welche eine fortrückende Bewegung, aber eine sehr geringe

Ich könnte hier allerdings noch dem verschiedentlich gemachten Einwurfe begegnen, daß die Thiere sich gerade von diesen und keinen andern Mitteln in ihrem Kreise nährten, weil sie keine andern vorfänden, wenn ich nicht mit Rechte glauben könnte, daß die Widerlegung dieses Einwurfs schon zureichend in den obigen Beobachtungen enthalten wäre. Und deshalb bleib' ich

haben, und sie fast zu nichts anwenden, als einen beständigen Ruheplatz zu suchen." Er sagt da unter andern S. 72: „Man sieht doch, daß ihnen, so weit es ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt erforderte, nicht allein eine allen Thieren gemeine Fertigkeit in dem Gebrauche und in der Bewegung ihrer Gliedmaßen angeboren ist, sondern, daß auch einige eine Kunst besitzen, ihre Nahrung aus dem Pflanzen- und Thierreiche durch Einsaugen und Ausspritzen, und mithin durch einen im Wasser erregten Wirbel, zu sich zu holen, und also zu fischen, und Raubthiere abzugeben, ohne sich von der Stelle zu bewegen."

auch gleich bei meinem aus ihnen gezogenem Resultate stehen.

Welch eine huldreiche Einrichtung aber ist dieses nicht, die wir hier entdecken! Wie so ganz die Absicht ihres Urhebers uns offenbarend, daß er so viele Gattungen Genußfroher Geschöpfe haben wollte, als viele Arten des Genusses er ausgespendet hat — oder, was am Ende auf Eins hinausläuft, — daß er so viele Arten des Genusses gab, als es mögliche Gattungen von Geschöpfen geben könnte, die seiner sich erfreuten. Um ja keinen Irrthum zu veranlassen, wieß er, weil nach der Beschaffenheit unsrer Erde jeder Himmelsstrich eigne Produkte liefern muß, jeder Gattung dieser Geschöpfe gerade in den Bezirk derselben an, wo ihre Nahrung hervorsprießt, dieses Bedürfniß leicht und angenehm von ihnen befriedigt werden konnte. Er schränkte sie mehr in diesem Bezirke ein, je weniger sie außerhalb desselben dies können würden, weniger, je mehr dies auch außerhalb für sie möglich war.

Ja wir brauchen nicht einmal unsern Blick so weit, über die ganze Erde, hinzusenden, dürfen nur in der Nähe um uns her genau aufmerken, um für diese Aussage hinlängliche Bestätigung zu finden. Der müßte in der That sehr leichtsinnig durch die Schöpfung gewandelt sein, der noch die Beobachtung nicht gemacht hätte, daß die in ihrem Genusse und ihrer Genußfähigkeit beschränktern Thiere, immer gerade an dem Orte entstehen, wo sie ihre Nahrungsmittel in der Nähe haben. Ich könnte der Beispiele hievon in Menge anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, etwas Allbekanntes — also einer Bestätigung nicht Bedürfendes — zu bestätigen *).

*) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte an mehreren Orten. „Jede Thierart kann, vermöge der Einrichtung ihrer Lebenswerkzeuge, nur in dem Orte, und nur in der Jahrszeit ihr mechanisches Leben erhalten, in denen sie für das thierische Leben die

Wenden wir nun aber unsre Aufmerksamkeit auf diese Mittel zum Genusse selbst hin, welcher große Stoff zur Bewunderung auch hier! Wie unendlich viele sind deren nicht in der Natur verstreut! Blicke hin auf jene blühenden Wiesen, die mit Kräutern und Blumen, tausendfach gestaltet und gefärbt, so lieblich geschmückt sind, — jedes von diesen Kräutern dient irgend einer lebenden Gattung von Geschöpfen als Mittel zum erfreuenden Genusse *). Hier schlüpft eine ämsige Biene in den Kelch, und sammelt (für sich und wieder andre) den Honig, dort entwendet ein bunter Schmetterling der Blume ihren Nektar, hinten im bunten Gemische nimmt das

einzigen möglichen Erhaltungsmittel findet." S. Platners phil. Aphor. § 912. neueste Aufl.

*) „Sed illa quanta Benignitas Naturae, quod tam multa ad vescendum, tam varia, tam jucunda gignit: neque ea uno tempore anni, vt semper et novitate delectemur et copia." Cic. *de Nat. Deor.* 2, 53.

Wollenvieh und die Rinderheerde, jedes was ihm gut ist. Hier auf dem Baume nascht der Sperling von der süßen Frucht, während die gefräßige Raupe auf ihm das Laub abnagt, der Kreuzvogel nach dem Kerne lüstert, und der Specht in seinen Ritzen nach Insecten sucht.

Die Natur hat eine volle reichliche Tafel gedeckt, wozu sie alle Wesen ladet, und woran jedes, so verschieden sein Geschmack sei, doch seine Rechnung, seine, und zwar angenehme, Befriedigung findet. Du kannst dies nicht brauchen; so ist jenes für dich da, gesorgt ist für Alle. Und wie schön ist dieses! Hätten Alle gleichen Geschmack; so würden sich alle zu der Einen Lieblingsnahrung hindrängen, und einander gar bald — verdrängen. So aber ist der Geschmack verschieden, und da wird diesem ein Leckerbissen, wofür dem andern ekelte *).

*) Ich dürfte vielleicht hier noch auf die Verschiedenheit in den Geschmacks- und überhaupt Empfindungsorganen aufmerksam machen, welche wir

„Wenn man setzet — sagt Sulzer in dem schon angeführten Werke — daß der Schöpfer diesen Theil der Materie aufs beste ausgezieret habe, — (und wer läugnete dies?) — so läßt sich hieraus schließen, er habe aus dieser Materie so viel lebendige organische Körper gemacht, so viel sich aus der übrigen Materie bequem erhalten können. Hieraus würde bestätiget werden,

beinahe an jeder Thiergattung wahrnehmen. Es ist längst ausgemacht, daß z. B. die Zungenwärzchen oder Geschmackskörner in den verschiedenen Thieren eine verschiedene Figur und Stellung haben. Wozu dies sonst, als damit sie gerade an derjenigen Nahrung Geschmack finden möchten, an welche sie die Natur gewiesen hat?

Ueber das Verhältniß der genießenden Geschöpfe zu den äußern Genußmitteln s. Süßmilchs göttliche Ordnung in Vermehrung und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts." — Martinet Catechismus der Natur. — *Bonnet Contemplation de la Nature.*

daß in dem großen Klumpen der Erde fast nichts sei, das nicht zur Speise und bequemer Unterhaltung lebendiger Geschöpfe diene. Und hiernach müssen wir denn annehmen:

1) So viel verschiedene Arten der Thiere sind, so viel verschiedene Arten der Nahrung giebt es auch für sie.

2) Also kann ein jedes Thier auf dieser Erde diejenige Nahrung finden, die seiner Natur angemessen ist.

3) Auf solche Weise werden alle befriediget, und kömmt selten eins dem andern (ich rede von den Arten) in den Weg. Was jene verachten, das nehmen diese willig an, und überlassen hingegen auch jenen, was denselben anständig ist."

Und so wäre denn auch wiederum durch diese Ansicht bestätigt, daß alles auf das Vergnügen lebender Wesen abzweckt. Diese genaue Harmonie zwischen den innern und äußern Mitteln, welche den Thieren zu Befriedigung ihres ersten Bedürfnisses mitgetheilt worden, ist dafür ein unverwerflicher Zeuge.

Und so eile ich denn zu den übrigen fort, um an ihnen das nämliche zu zeigen.

Ich komme nun in der Reihe meiner Darstellung auf diejenigen Mittel, welche den lebenden Wesen zur Verhütung unangenehmer Empfindungen von außen zu Theile geworden sind, (S. 92. 93.) und werde dabei hauptsächlich bei dem einen, ihrer B e k l e i d u n g, sehr kurz sein können.

So viele Thiere ich kenne; so wüßt' ich doch nicht ein einziges zu nennen, welchem hiezu die Mittel mangelten; die meisten haben unmit=

telbar von der Natur selbst dieses Bedürfniß gleich befriedigt erhalten. Jedes freilich, wie sich leichtlich denken läßt, nach seiner eigenen Natur und Beschaffenheit, denn sonst würde sie unbrauchbar für dasselbe gewesen sein, und wie ließe sich dies von dir, Natur, erwarten! Der Vogel bekam, um leichter durch die Luft zu dringen, Federn, der Fisch Schuppen u. s. w. Es sind freilich auch hier der Verschiedenheiten mancherlei vorhanden, allein doch alle ihrem Zweck genau entsprechend. Hievon könnt' ich eine Menge Beispiele anführen, wenn es nicht wider meinen Grundsatz wäre, solche Aussagen mit Beispielen zu belegen, von welchen sich jedermann gar bald durch den Augenschein überzeugen kann *). Zudem hat der, als Naturforscher, so

*) Jedoch mag eine einzige, zugleich auf das vorige mit Bezug habende, Anmerkung, hier stehen.

„Das Eismeer würde nicht von Wallfischen aller Art, von Seehunden, Einhörnern, und Weißfischen gewimmelt haben, wenn es hier immer so warm wäre, wie es im höchsten Sommer

berühmte Göze in Quedlinburg in mehreren seiner Werke hin und wieder viele schöne Belege hiezu gesammelt, und diese Werke sind so bekannt, beinahe, wie sie verdienen, in Jedermanns Händen, daß ich also dies füglich als allgemein bekannt voraussetzen darf.

ist. Nein, sie würden uns vielleicht alle, die Seehunde ausgenommen, verlassen haben. Der äußerste Norden, und der äußerste Süden müssen durchaus kalt sein, und es muß sich dort, wo ihr rechter Aufenthalt ist, eine so angemessene Nahrung für diese Geschöpfe finden, daß sie durch dieselbe mit Speck, so wie die Landthiere mit Haaren, wider die Kälte bekleidet werden. — Die Wallfische, welche alle Lungen haben, müssen alle mit dem Rücken über das Wasser hinauf, wenn sie Luft schöpfen sollen. Wären sie also nicht mit 1 bis 2 Fuß dickem Fette überzogen, so würde die Kälte, sowohl der Luft als des Wassers, ihnen unerträglich werden." S. Paul Egede Nachrichten von Grönland, S. 238 fg.

Statt mich also hiebei unnöthiger Weise aufzuhalten, will ich lieber einige Beobachtungen mittheilen, die nicht so leicht zu machen sind, als jene. Die erste betrifft diejenigen Thiere, welche einer Bekleidung ermangeln.

Daß es solcher gebe, ist außer allem Zweifel, und es werden jedem selbst genug beifallen, sobald ich ihn auf die Klasse der Würmer verweise. Viele von diesen scheinen von jener mütterlichen Vorsorge der Natur ausgeschlossen zu sein, aber freilich s c h e i n e n sie es auch nur. Denn beobachten wir diese Thiere genauer, so finden wir, daß die Natur in Ansehung ihrer hier nur andere Veranstaltungen getroffen, aber sie keineswegs verabsäumt hat. Alle diese Thiere, welche einer äußern Bedeckung ermangeln, bedürfen deren nicht, theils weil ihre ganze Einrichtung und Lebensweise so beschaffen ist, daß, was wir rauhe Witterung nennen, ihnen entweder nicht schadet, oder sie schon ohnedem derselben nicht ausgesetzt sind, theils weil sie nur zu kurze Zeit leben (Ephemere), um davon Schaden lei-

den zu können. Einen noch andern Grund hat der treffliche Reimarus *) angegeben. „Wie viele Thiere sind nicht — sagt er — welche, wegen ihrer natürlichen Blöße oder Zärtlichkeit, für die Kälte, Nässe oder Hitze, oder wegen ihrer Langsamkeit und Ohnmacht, vor andern Thieren nicht genug geschützt sein würden, wenn sie nicht von Natur die Kunst besäßen, sich zu verhüllen und zu verbergen, oder für sich und ihre Familie unterirrdische Wohnungen mit Gängen, Stockwerken, Oeffnungen, und Vorrathskammern anzulegen, oder beim Angriffe, zusammengerollt, Panzer und Stacheln auswärts zu kehren, oder den Verfolger auf der Flucht mit Ducken und Wiedersprüngen zu hintergehen? Keine Lebensart ist aber an sich selbst so häufiger Gefahr unterworfen, als derer Thierlein, welche so viele Häutungen und Verwandlungen auszustehen haben, und zuletzt wohl gar, mit der Bildung ihres neuen Körpers, ihr ganzes Element verändern müssen. Da aber die Kunsttriebe nach den Be-

*) Ueber die Triebe der Thiere § 82.

dürfnissen jeder Lebensart abgemessen sind: so sehen wir darinnen den zureichenden Grund, warum diesen sonst so verachteten Insekten auch desto mehr Kunstfertigkeiten zu Bewahrungsmitteln gegen so mancherlei Gefahr eingeprägt sind." Die Belege hiezu werden wir bald in dem Folgenden finden, und deshalb bedarf diese Aussage jetzt keiner weiteren Erörterung.

Eine zwote hieher gehörige Beobachtung ist diese, daß sich die größere oder geringere Dichtigkeit der äußern Bedeckung der Thiere jedesmal nach der Wärme oder Kälte, worin sie leben müssen, richtet. Es ist etwas sehr bekanntes, daß die Felle auch derjenigen Thiere, welche bei uns leben, im Winter dicht sind, im Sommer hergegen sich hären. Und was dies bei den vierfüßigen Thieren ist, das ist bei den Vögeln das Mausern. Ich müßte mich sehr wundern, wenn man den Grund hievon nicht sobald einsähe. Welcher andre könnte dies sein, als um ihnen im Sommer Erleichterung, im Winter mehr Schutz zu gewähren? Dies bekommt um so mehr

Bestätigung, wenn wir bedenken, daß eben diese vermehrte oder verminderte Dichtigkeit auch nach den verschiedenen Klimaten statt findet. Ohne mich erst auf einen Pallas, Georgi, Gmelin, Kalm, u. a. zu berufen, frag' ich nur, wo bekommen wir die besten, d. h. die dichtesten, wärmendsten Pelze her? — Aus dem Norden, dorther, wo die vorsichtige Mutter aller Geschöpfe das Haar der Thiere verdichtete und länger wachsen ließ, damit es ihnen Schutz gegen die Strenge der Kälte, die Wuth der Witterung gewähren möchte. Gehe man dagegen in die heiße Zone unsers Erdbodens, und betrachte dort die Thiere! Gewiß, wenn man sie da nicht entweder ohne Haar (Elephant, Rhinozeros) oder doch zur Hälfte ohne Haar (der Löwe) dünn= und kurzhaarichter aber überhaupt findet *) — so sage man dann,

*) *Tegmenta Mammalium:* Pili, *pauci indicis*, paucissimi aquaticis. *Linn. Syst. Nat.* und an einem andern Orte sagt derselbe: *Vestitus* Quadrupedium e Pilis flexilibus, mollissimis, distinctis, injuriae minus obnoxiis;

daß die Natur die Bedürfnisse der Thiere unbefriedigt gelassen habe. Man wird dies aber sicher bei aufmerksamer Betrachtung nicht, denn auch hier gab die Alliebende jedem, was es bedarf *).

---

iisque fertilioribus in frigidis, quam aestuantibus terris. Hieher kann man auch rechnen, daß die Schaafe in heißen Gegenden eine Art von Ziegenhaaren bekommen, obschon sie mit Wolle geboren werden. S. Gesch. d. Mission der evang. Brüder a. d. caraib. Ins. von Oldendorp, herausgeg. v. Bossart.

„*Les oiseaux* presque nuds, tels que l'autruche, le casoar, le dronte, ne se trouvent que dans les pays chauds; tous ceux des pays froids sont bien fourrés et bien couverts.“ *Buffon Disc. sur la nat. des Oiseaux.*

*) Nur rechne man, wie schon oben bemerkt worden, nicht so genau bei jedem Thiere auf die Haare, denn diese selbst sind nach der Lebensweise derselben weggeworfen, oder verändert worden. Bei einigen

Allein an der bloßen Bekleidung hatten die Thiere noch nicht genug, um vor schädlichen verletzenden Eindrücken von außen sicher zu sein; sie bedurften noch einen Zufluchtsort für den Augenblick der Noth und Gefahr, ein Plätzchen, worin sie sicher ruhen, ungestört sich ihres Genusses erfreuen könnten, mit einem Worte — einer Behausung. Es fragt sich nun, ob sie auch zur

sind sie zu Wolle, bei andern zu Borsten, bei noch andern zu Stacheln geworden. Pili Mammalium in *Aculeos* coaliti (Erinaceis, Hystricibus), aculei explanati in *Squamas* (Mani), squamae coadunatae in *Scutum* (Dasypis); — sed *Aquatica* nuda evasere, ne madefierent, nisi in terram exire aliquando necesse habeant.“ *Linn. Syst. Nat.* Jedoch muß man, was das Letztere betrifft, hier bemerken, daß die Wasser-Säugethiere doch nicht völlig von Haaren entblößt sind. Die Haut des Wallfisches z. B. ist hin und wieder dünn behaart. Vergl. Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte §. 42.

Befriedigung dieses Bedürfnisses die gehörigen Mittel erhielten?

Hier werde ich sogleich alle diejenigen ausschließen, welche keiner Wohnung bedürfen, da sie von Natur schon so eingerichtet sind, daß sie nicht gut von außen verletzt werden können (Schaalthiere), und sonderliche Gefahr nicht zu befürchten haben, oder aber, wie uns alle Erfahrung zeigt, der Sorgfalt des Menschen überlassen blieben *);

*) »Multae et pecudes et ſtirpes ſunt, quae ſine procuratione hominum ſalvae eſſe non poſſunt.« *Cic. de Nat. Deor.* 2, 52. Man hat auch diese Thiere, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Menschen — par les rapports qu'ils ont avec lui wie Büffon sagt — Hausthiere genannt. Was der eben genannte Naturforscher an einer andern Stelle sagt, bestätigt jene Behauptung nur noch mehr: »L'homme a moins d'influence ſur les oiſeaux, que ſur les quadrupèdes, parce que leur nature eſt plus éloignée, et qu'ils ſont moins ſuſceptibles des ſentimens d'attachement et d'obeiſ-

und verweile bloß bei denen, welchen auch hier die Sorge für sich — wenn ich anders einmal so sagen kann — ihnen selbst übertragen wurde.

Laß mich denn noch einmal mit bescheidnem Schritte in dein Heiligthum treten, gütige Natur! und laß mich auch hier deine huldvolle Sorgfalt erkennen, und stillbewundernd verehren!

Siehe da! fast jedes Thier bereitet sich seine Wohnung selbst, die für die Witterung ihm Schutz, zur Ruhe Lager, zum Speisen oft sein sicherer Aufenthalt wird. — Wie wunderbar und künstlich sind viele von diesen Bauen! Des Hamsters Bau besteht aus mehreren Kammern, die theils als Wohnung, theils als Magazin ihm dienen. Des

sance; les oiseaux que nous appellons *domestiques*, ne sont que prisonniers.« Dies hat wohl seinen Grund auch mit darin, weil sie die Vorsorge Anderer für sich nicht nöthig haben, nicht bloß wie Büffon fortfährt: »ils ne nous rendent aucun service pendant leur vie, ils ne nous sont utiles que par leur propagation, c. à. d. par leur mort.« a. a. O.

Dachses, der Kaninchen, der Murmelthiere Hölen gehn durch mannichfache Krümmungen, die sie vor feindlichem Uiberfall von außen sichern sollen. Tief und versteckt ist der Bau des Fuchses, damit der Hund nicht allzuleicht ihn wittre, und er zum mindesten nicht ohne Müh gefangen werden könne. Sie haben doppelte Ausgänge, um im Fall der Noth der Flucht doch sicher zu sein. Wer staunt nicht, wenn er hört, wie bei ihren Bauen die Biber ordentliche Gesellschaften bilden, wo, gleich den menschlichen, jeder seine bestimmte Arbeit thut? Einer trägt Holz, ein andrer wirft die Mauern auf, ein dritter schlägt mit seinem breiten starken schuppigen Schwanze die Erde fest, daß sie als Damm der Macht der Fluthen widerstehe u. s. f. — An das Gebälk der Häuser klebt die Schwalbe Leim und Koth, inwendig läßt sie eine Hölung, oben macht sie eine Bedeckung, und sie hat für sich und ihre Jungen eine sichere und bequeme Wohnung. — Die Wolle, die bei seiner Weidung am Gesträuch das Schaf verlor, die nun für nichts geachtet wird, die sammelt der kleine befiederte Bewohner der Bäume, trägt sie zusammen zwi-

schen dichten Aesten, verbindet sie mit Koth, und hat sich so sein Nest bereitet, wo statt des Dachs ihn die belaubten Zweige schirmen. — Die Ameisen sind beflissen, ihre Wohnung und Haufen immer zu erweitern und größer zu machen. Dem Ansehen nach, meint man, es sei ein unordentliches Gebäude, sie haben aber oben hinein ihre Nebengänge, und zugleich Schachte bis zu ihren unterirrdischen Wohnungen. Diejenigen Ameisen, die gleichsam Minirer abgeben, und innen an den unterirrdischen Gängen arbeiten, tragen die losgemachte Erde aus den Haufen heraus; da hingegen die andern kleine Gehölze, Tannadeln, verdorrte Grashälmer von außen zutragen, und anbauen, auch einander sehr behilflich sind, daß wann eine das angefaßte Stückchen Holz, welches mit ihrem Zangengebiß geschiehet, nicht fortbringen kann, so helfen zwei bis drei andere dasselbe mit fortschleppen. Das Harz von den Tannen und Fichten, so öfters in Körnern von diesen Bäumen herabtropft, nehmen sie auch zu ihrem Bau mit. Die gebahnten Wege, so sie zu ihren Haufen machen, sind zu bewundern. Sie

haben, wie bekannt, sehr kleine Füße, woran weder Eisen noch Schuhe sind, und dennoch ist solcher glatt und derb, auch rein, als ob er ausgekehrt worden wäre. Aber das stete Hin- und Herlausen und Fortschleppen der kleinen Reischen verursacht, daß das Gras, so weit ihre Heerstraße geht, verdorret, auch vermuthlich von der sauern spirituösen Feuchtigkeit, womit sie die Grashälmer benetzen. Ihr Bau, der allemal pyramidalisch ist, macht, daß das Regenwasser davon abläuft, wie von einem Strohdache; sonst würde das Wasser bei starkem Regen eindringen, daß sie in ihren unterirrdischen Wohnungen ersaufen müßten. Die Zeit und die Menge der Ameisen, nebst ihrem Fleiße, bringt solches zuwege, und ihr saurer beißender Speichel, womit sie die Holztheilchen benetzen, kann auch etwas dazu beitragen *). — Beobachtet jene Wespen, welche mit ihrem Zangengebiß die Fasen abzu-

*) Hoppe verschiedne Nachrichten von Ameisen in den physikalischen Belustigungen von 1755. herausg. v. Kästner.

pfen, welche an dem Holze emporstehen. Diese vermischen sie mit ihrem leimenden Speichel, und so bauen sie ihr grauem Makulatur ähnliches Nest. — Von einem Winkel zu dem andern zieht die Spinne dort, aus der klebrichten Materie, die sie in sich hat, einen Faden, zieht von da herüber und wieder hinüber, die langen Faden mit Queerfaden verbindend, daß ein Gewebe daraus entsteht, welches der Kunst des geübtesten menschlichen Webers spottet. Dies Gewebe dient ihr zur Wohnung, wo sie in irgend einem versteckten Winkel auf ihre Beute lauert.

Doch, wann würd' ich fertig werden, alle die bewundernswürdigen Arten, auf welche sich die Thiere ihre Wohnungen theils suchen, theils selbst bauen, zu erzählen? Mag dieses jeder selbst beobachten, und er wird dies um so lieber, je mehr ihn dieser Gegenstand angenehm beschäftigen, und immer mehr in sein Interesse ziehen wird.

Ich begnüge mich, an einigen Beispielen gezeigt zu haben, daß die Thiere auf eine kunstvolle Weise auch dieses Bedürfniß, jedes nach seiner

Art, alle hinlänglich befriedigen. Nun könnte ich wohl sagen, wenn sie dieses thun, so schließt sich daraus schon von selbst, daß sie auch die Mittel dazu haben müssen, ohne welche jede Verwirklichung des Zwecks an sich unmöglich wäre, und könnte hier endigen, ohne daß ich von irgend einem Vernünftigen einer Uibereilung beschuldigt zu werden fürchten dürfte; allein diese Betrachtung hat für mich selbst zu viel Reiz, um mich sogleich von ihr losreißen zu können. Ich will also wenigstens an einigen Thieren die diesem Zwecke genau entsprechende Anordnung der Mittel in Augenschein nehmen, und meine Uiberzeugung, daß kein lebendes Geschöpf in Hinsicht dessen, was zur Erreichung seines Wohlseins dient, verabsäumt worden, noch mehr dadurch befestigen. Jedoch will ich mich bei meiner Betrachtung diesmal bloß auf die vierfüßigen Thiere einschränken.

Was oben von den Zähnen bemerkt wurde, daß sich aus ihnen schon sehr vieles auf die ganze Lebensweise des Thieres schließen lasse, dasselbe gilt auch von der Beschaffenheit ihrer Füße, und

in sofern ist eine Klassifikation der Thiere nach diesen Werkzeugen nicht ohne Nutzen. Abgerechnet, daß alle dieselben zur Bewegung, und einige auch zum Fange ihrer Beute bedürfen, zu welcher letzteren Erforderniß sie eigends gestaltet sein müssen; so kann man auch gleich sagen, welcher Wohnung wohl ein Thier bedurft haben müsse, sobald nur die Füße desselben gezeigt werden. Ein neuer Beweis, wie sehr man in der Naturbeschreibung auf alles zu achten habe, und wie übel die berichtet sein müssen, welche aus Furcht, in Kleinigkeitskrämerei zu verfallen, ihre Aufmerksamkeit hievon so schnell ablenken.

Laßt uns also jetzt kürzlich diese Betrachtung anstellen.

Wir bemerken an den Füßen folgende Verschiedenheiten. Einige, wiewohl wenige, endigen sich in Hufe, andre in gespaltene Klauen, und noch andre laufen in Zehen aus. Die Klauen und Zehen sind aber ebenfalls wieder verschieden, denn es giebt Thiere mit zwei, drei und mehreren Klauen, oder Zehen. Die Zehen sind meist mit

einer Art hörnerner Krallen versehen, welche stärker oder schwächer, gerader oder krümmer gebogen, schärfer oder abgestumpfter sind, eingezogen werden können oder nicht, und diese Beschaffenheit ist es denn eigentlich, woraus sich auf die Wohnung der Thiere schließen läßt. Alle mit Huf und Klaue versehenen würden nicht im Stande sein, sich Wohnungen auszuhölen, seht aber nur hin, welche Thiere hierunter gehören — das Pferd und der Esel, das ganze Geschlecht der Ochsen, der Schafe, Böcke, Hirsche und Schweine, das Rhinozeros, der Elephant u. s. w. — sind dies nicht lauter Thiere, die über der Erde leben? Nicht lauter Thiere, die durch ihre rauche feste Decke schon hinlänglich vor beschädigender Witterung geschützt sind? Nicht lauter Thiere, die in ihrem wilden Zustande in Wäldern leben, und in der Holzung ohnedem schon der Kälte nicht so bloß gestellt sind? — Es mangeln ihnen also die Mittel, sich eine Wohnung auszugraben, allein fragt ihr nach dem Warum, so erhaltet ihr zur Antwort, — weil sie keiner bedürfen!

Laßt uns dagegen die mit Zehen an den Füßen versehenen Thiere betrachten. Welche gehören unter diese Ordnung? Da kommen vors Erste die gefürchteten Tirannen ihres Reichs, die reißenden, oder doch fleischfressenden Thiere — das ganze Geschlecht der Katzen, worunter Löwe und Tiger sich befinden, der Bär und der Hund mit ihren Angehörigen, die Geschlechter der Wiesel, der Ygel, Maulwurf u. s. w. —; auf diese folgen die Thiere, welche von ihrer Trägheit den Namen erhielten — das Faulthier, der Ameisenbär, das Schuppen- und Panzerthier —; die Handgeflügelten (Chiroptera), die Fledermaus —; und endlich beschließen die Nagethiere den Zug — Eichhörnchen, Maus, Murmelthier, Kaninchen, Haase, Biber, Stachelschwein u. a. — *).

*) Verlassen von allen Naturgeschichtsforschern, sah ich mich genöthigt, hier selbst Bahn zu brechen, ein für mich um so mühsameres Geschäft, je weniger Hilfsmittel ich dabei benutzen konnte. Ray, nach ihm Klein haben zwar die Thiere nach der Beschaffenheit ihrer Füße geordnet, und Pen-

Diese Thiere alle sind mit Zehen versehen, aber nur nicht alle mit einerlei, denn wir finden

nant hat diese künstliche Ordnung um vieles verbessert: allein alles, was sie gethan haben, besteht darin, daß sie angeben, in wie viele Zehen, Hufe u. s. w. die Füße bei den Thieren auslaufen. Selten einmal ist bei einem wieder auf die besondere Beschaffenheit dieser Zehen selbst Rücksicht genommen, und ich habe, wenn ich mich danach umsahe, nicht selten bei mehreren Thieren, Linne', Büffon, Klein, Erxleben, Leske, Blumenbach, Zimmermann, und andere mehr, die ich nachschlug, unbefriedigt wieder aus der Hand legen müssen. Die Physikotheologien waren hier vollends leidige Tröster, denn sie sagten mir nur immer, was jedermann weiß — daß es Thiere giebt, die bauen. Man wird also billig sein, wenn die folgende Darstellung nicht bis zur geometrischen Evidenz gebracht ist. Ich bin der erste, der sie versucht hat, und gestehe offenherzig, daß nur die Schwierigkeit mich abgehalten hat, auch die

sie an Anzahl, Gestalt und Beschaffenheit gar sehr verschieden. Bei einigen sind es bloß gespaltene nicht stark gekrümmte Klauen, da sie hergegen bei andern mit Krallen versehen sind. Diese Krallen sind bei einigen sehr spitz, und können wie in eine Scheide eingezogen werden, bei andern aber stärker, gekrümmter und unbeweglich, und bei noch andern pfriemenförmig, vorn eingebogen. An noch andern Thieren sind diese Zehen fingerähnlich, mit kurzen stumpfen Daumen versehen, und verdienen im eigentlichsten Sinne den Namen der Pfoten. — Wir wollen doch die Thiere nach diesen angegebnen Kennzeichen kürzlich mustern.

Die Thiere mit gespaltenen, nicht stark gekrümmten Klauen, scheinen eben nicht dazu eingerichtet zu sein, sich Wohnungen zu graben,

übrigen Thierklassen so zu behandeln. Daß sie so behandelt werden können, davon bin ich fest überzeugt, und werde zu einer andern Zeit einen möglichst vollständigen Versuch hievon vorlegen.

denn es müßte bei ihnen sehr beschwerlich damit hergehen. Was gehören aber hiezu für welche? Der Haase — er hat sein Lager auf der Erde. Der Hund — er baut nie *). — Kein einziges Thier mit solcher Beschaffenheit der Füße baut.

Wenn ein Thier bauen, also in der Erde graben soll, so scheinen durchaus Krallen dazu erfordert zu werden. Nur ist hier die Frage, von welcher Art, denn wir haben gesehen, daß es ihrer dreierlei giebt. Komm' ich auf die Thiere, welche deren sehr spitze haben, und sie einziehen können, so scheint es ebenfalls nicht, als wären diese sehr geschickt dazu. Denn frag' ich bei mir selbst nach dem Grunde an, warum sie wohl eine Scheide zu ihren Krallen haben, so kann ich, was ich auch sinne, doch auf keinen an=

*) „Der Fuchs, das dritte dem Hunde angrenzende Thier, scheint mir besonders deswegen vom Hunde weiter abzustehen, weil er sich Hölen gräbt." Zimmermann a. a. O. S. 141. Hat man wohl auf die Verschiedenheit der Klauen bei diesen beiden Thieren Rücksicht genommen?

dern kommen, als damit sie im Gehen dieselben nicht verletzen, die Schärfe derselben nicht abstumpfen. Ist aber dieses der Grund, wie es denn die höchste Wahrscheinlichkeit hat, so würden sie ja noch weit weniger damit graben können, und müssen also wohl dieselben zu einem andern Behufe haben. Dies leuchtet auch sogleich ein, wenn nur die Thiere genannt werden, an denen diese Beschaffenheit der Zehen sich findet. Es gehören hier alle Gattungen aus dem Katzengeschlechte her, Raubthiere, welche ebenfalls alle über der Erde in Wäldern oder Hölen leben, und keiner Wohnung bedürfen. Die Krallen dienen ihnen zum Fangen und Festhalten ihrer Beute, und dazu sind sie auch völlig geeignet.

Demnach werden wir also wohl die Säugethiere, welche sich ihre Wohnungen graben, unter denen zu suchen haben, welche die Natur mit unbeweglichen Krallen versehen hat. Da es aber auch hievon zweierlei Arten giebt, so müssen wir ausmitteln, welche von beiden dazu bestimmt sei. Hiezu will ich auf denselben Wege führen,

auf welchem ich selbst zu dieser Kenntniß gelangt bin.

Ich fand in Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte bei der Ordnung der Faulthiere folgende Stelle: „Meist haben sie wenige Zehen an den Vorderfüßen, die aber mit großen krummen Klauen versehen sind, und zum Klettern auf den Bäumen dienen. Andre graben in die Erde.“ Ich muthmaßte, daß ich hiebei meinem Zwecke nahe kommen würde, wenn ich die Beschaffenheit der Krallen an den einzelnen zu diesem Geschlechte gehörigen Gattungen genauer untersuchte, denn, so schloß ich: entweder mußt du sie an allen gleich finden, und da werden diejenigen Thiere, die vermittelst ihrer Krallen klettern, auch graben können, oder du wirst sie verschieden finden, und lernen, welche zum Klettern, und welche zum Scharren dienen. Hier erinnerte ich mich nun recht deutlich an die besondre Gestalt der Krallen, die ich in Schreber's Abbildungen der Säugthiere, und der

Natur selbst, an einem Ai wahrgenommen hatte. Leske *) beschreibt sie sehr richtig als pfriemenförmige, und in Zimmermanns schon öfter angeführtem schönen Werke **) fand ich die Bestimmung derselben angegeben: „dieser bedient sich das äußerst langsame Thier zum Klettern." Dies fand ich auch weiter, z. B. an dem Bäre bestätigt, und eilte nun zu einem andern Thiere, welches scharrt. Es bot sich mir zuerst der Ameisenbär dar. „Sie haben, sagt Leske, starke, gekrümmte und spitzige Klauen, die ihnen dienen, um die Ameisen aus ihren Nestern zu ziehen," welche Operation Blumenbach noch bestimmter angiebt, „sie kratzen die mit einer festen Erdrinde bedeckten Ameisenhaufen auf" ***). Was die Beschrei-

*) Anfangsgründe der Naturgeschichte des Thierreichs.

**) Band 2. S. 398.

***) »Victitat formicis, quorum nidos ungue secat.« *Linn.*

dung ihrer Krallen anlangt, so stimmte Zimmermann völlig mit Leske überein, denn er nennt sie, starke, gekrümmte" *). Sollten nun, fragt' ich bei mir selbst, wohl nicht alle Thiere, welche ihrer Wohnungen halber die Erde aufscharren müssen, mit unbeweglichen, starken, gekrümmten Krallen versehen sein? Und siehe, eine genauere Nachforschung, die ich deswegen anstellte, zeigte mir deutlich, daß sich die Sache wirklich so verhalte. Das Schuppenthier hat fünf starke gekrümmte Klauen, das Gürtelthier, welches sich mit großer Geschwindigkeit unter die Erde gräbt, ebenfalls. Fuchs, Dachs, Marder, Wiesel und Ygel bestätigten es. Ich gieng dem nach, was Leske bei den Nagethieren sagt: „die Anzahl der Zehen ist verschieden, mit spitzigen Krallen, auch platten Nägeln an einigen Zehen. Sie halten sich meist auf der Erde auf, andre graben sich in der Erde künstliche Wohnungen" und hob diese grabenden Nagelthiere aus. Was ich fand, war

*) »Ungues validi, curvati.« a. a. O. S. 405.

Bestätigung jener Muthmaßung. Uiberall fand sich, daß diejenigen Thiere, welche sich ihre Wohnungen graben müssen, und graben, daß nur diese gerade mit denen hiezu nothwendigen Mitteln versehen worden. Daß aber gerade solche Klauen die dienlichsten hiezu waren, das lehrt wohl jeden der Augenschein.

Einige Thiere aber scheinen mehr zu schaufeln, als zu scharren, und man sehe ihre Pfoten an, ob sie zu diesem Behufe wohl schicklicher eingerichtet sein könnten. Der Maulwurf, seine Vorderfüße sind stark; seitwärts gestellt; breit gezogen. Die Maus hat Vorderfüße mit einem kurzen stumpfen Daumen, zum Schaufeln (Zimm.). Der Hamster und a. m. zeigen eine ähnliche Beschaffenheit.

Und nun laßt uns noch einen Blick zurückwerfen, und sehen, was für Thiere es waren, die sich vergraben, und hiezu die Mittel erhielten. Man lasse sie alle in der Reihe an sich vorübergehen, sehe, ob unter ihnen eins von jenen ist, die, kraftvoll wie sie sind, keinen

Feind so leicht zu fürchten brauchen, genug geschützt durch ihre Decke, der Rauhigkeit der Witterung von selber Troß bieten können? Keins von diesen ist darunter. Es sind nichts als schwache, furchtsame, leicht verletzbare Thiere, die, ermangelten sie eines solchen Zufluchtsortes, zu früh der Raub des Todes werden müßten. Darum mußten sie sich vergraben, und darum gab ihnen die gütige Natur die zu diesem Behuf erforderlichen Mittel. O, warlich, die gütige Freudenspenderin hat keines ihrer Geschöpfe verabsäumt.

Werfet denn, meine Freunde, o werfet eure Blicke umher mit mir im weiten Gebiete der Schöpfung, bleibt achtsam stehen bei jedem ihrer Kinder, es habe Namen und Gestalt wie es wolle, zur Freude, nur zur Freude rief sie jedes ins Dasein hervor. Laut verkündigt euch dies der innere wundervolle Bau eines jeden, die Triebe, welche nach erfreulichem Genusse aus demselben entspringen, die Stelle, die jedem,

in Gemäßheit seiner Bedürfnisse, zu Befriedigung derselben angewiesen, die Mittel, die jedem nach seiner Stelle, Lage und Umständen aufs genaueste angepaßt und abgemessen, verliehen wurden — o, dies alles verkündiget es euch mit lauter vernehmlicher Stimme. Man müßte vorsätzlich nicht sehen, vorsätzlich sein Ohr dieser Stimme der Natur verschließen wollen, um es nicht mit sanfter Rührung zu empfinden, daß Wohlgefallen am Glücke der Lebenden die schöne Absicht der Natur sei.

Wie lange, und gewiß wie angenehm, könnte ich euch noch von dieser ihrer Absicht unterhalten, denn es giebt der Momente noch mehrere, worin sie dieselbe klärlich zu erkennen giebt. Uiberzeugt aber, daß für jeden, dem der Zweck der Natur nicht gleichgültig, die Untersuchung, wie sie ihre Absicht in der Schöpfung ausführt, eine liebe Beschäftigung ist, und eigne Beobachtung ein immer reges Interesse hat, begnüge ich mich, diese Momente mehr anzudeuten, als in vollständiger Darstellung auszuführen.

Noch befindet sich das Thier, jener Veranstaltungen unerachtet, doch nicht völlig wohl; denn das einengende beängstigende Gefühl der Furcht vor Feindes Uiberfall mischt Bitterkeit in den süßesten Genuß. Und fast jedes lebende Geschöpf hat an irgend einem andern seinen natürlichen Feind. Kann es vor diesem sich nicht retten, hat es nicht Mittel, sich bei seinem Angrif zu vertheidigen, auf die es sich verlassen kann, so ist sein Zustand traurig. Aber auch hierin ist für sie gesorgt. Mit Huf und Klaue, Horn und Stacheln sind diese, als mit Waffen, mit Panzern und festen Decken jene, als mit Schilden, dagegen versehen; indeß andre in schneller Flucht ihre Rettung finden, und noch andre durch ungelernte List den Feind zu hintergehen, und sich zu retten wissen *). Und so sind sie denn auch hier nicht verlassen.

Wenn aber die allliebende Natur sorgsam in ihren sanften Mutterarmen die jetzigen Geschlech-

*) Reimarus Kunsttriebe der Thiere §. 128. S. 289.

ter umschließt; so erstreckt sie nicht minder gütig ihre holde Sorgfalt auch auf die werdenden. O wandelt hinaus mit mir in das neue Leben der Schöpfung, wenn der sanfte Einfluß des jungen Frühlings die erstarrten Kräfte wieder aufregt, und das empfindende Herz in zärterer Schwingung hebt, kommt und seht, wie sie sorgt, daß, wenn ihre jetzigen Kinder geworden sind, was deren Aeltern einst waren, und bald werden müssen, was jene geworden sind, doch andere sich ihrer Güte freuen, und wie schöne Veranstaltungen sie getroffen hat, damit diese andern nicht im Voraus dem allgemeinen Schicksal unterliegen möchten.

Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst
sich Nester zu wölben,
Und sie für Vorwitz und Raub, voll süßen
Kummers, zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen
mit Liebe?
Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich
wunderbar Wesen,

Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so
herrlich im Vogel,
Der niedrig im Dornstrauch hüpft, als in der
Feste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flam-
menden Cherub.

Beobachtet die wunderbare Regung an den Thieren, nach welcher sie im Frühlinge sich Paar zu Paar gesellen, und durch die sanften Fesseln fest an einander halten. Mit ämsigem Beginnen bemühn sie sich gemeinschaftlich, sich eine Wohnung zu bereiten, worin sie friedlich bei einander sein, und die holden Pfänder ihrer Zärtlichkeit beherbergen können. Vergeßt hier nicht, wohl aufzumerken, wie jedes Thier hiezu gerade den Ort wählt, der der bequemste für dasselbe ist, wo es am nächsten und am leichtesten für die künftige Brut die Nahrung findet; wie diese Wohnung gerade so von ihnen eingerichtet ist, daß sie für die neuen Mitbewohner just geräumig genug, und doch nicht zu geräumig ist. Bemerkt, welche Sorgfalt und wel-

chen Fleiß die Alten anwenden, um ihre Jungen gehörig aufzuziehen, wie während das eine von jenen mit seiner Gegenwart sie schützt und deckt, das andere hineilt, um Nahrung für sie herbeizubringen, wie sie abwechseln in dieser zärtlichen Bemühung, und wie diese Bemühung ihnen selbst so viel Vergnügen zu machen scheint — — dies alles bemerkt, und zweifelt dann noch an jenem schönen Zwecke der liebevollen Natur! Auch hier schon an den werdenden Geschlechtern zeigt sie ihn, indem sie solche Verhältnisse für sie bestimmte, vermittest deren sie in einem Zeitpunkte, wo sie eigner Fürsorge für sich unfähig sind, beschützt, erhalten, und ihren künftigen Vergnügungen aufbehalten werden.

Noch könnt' ich sogar auf einige besondere, dem Beobachter seine innigste Bewunderung abnöthigende, Einrichtungen in der Thierwelt hinzeigen, vermöge deren die Natur ihr Glück besorgt; ich könnte reden von den mannichfachen Wanderungen mancher Thiere, welche, wenn in

dem einen Hemisphär die rauhe Jahrszeit naht, dem anderen milderen zueilen; könnte andre nennen, die wegen der Härte dieser Jahrszeit durch eine starre todähnliche Fühllosigkeit gesichert sind, worin sie selbige verschlafen; könnte dort fragen, „wer jenen die Zeit nenne, worin sie wandern müssen? wer sie lehre ihren Zug anordnen? wer ihnen den richtigen Weg über Meere und Länder zeige? wer ihnen sage, wo es wärmer sei, und daß es dort wärmer sei, wohin sie ziehen?“ — könnte hier fragen, „wer diesen Thieren den richtigen Zeitpunkt bestimme, in dem sie ihre Schlafzellen, hole Bäume oder Sümpfe, aufsuchen müssen, um in ihnen in ihrer langen Nacht gesichert zu sein?“ — allein dies alles würde uns nicht weiter führen, als wir schon sind, uns nämlich zeigen, daß die holde Mutter des Lebens allen ihren Kindern, die sie ins Leben rief, genau alle die Mittel gab, deren sie, um ihre Glückseligkeit in diesem Leben zu vollenden, und dem Genusse ihrer stillen Freuden nichts zu entbrechen, benöthigt waren. Von dieser Wahrheit aber, glaub'

ich, sind wir schon durch alle oben aufgestellten Momente hinlänglich überführt, und es bedarf, um sie zu bestätigen, wohl keiner weitern Ausführung, und keiner sonstigen Beweise mehr.

Wer für das Ganze sorgt, der sorgt für jeden Theil,
Und so entspringt der Welt ihr allgemeines Heil.

Gehen wir denn also zur Untersuchung der noch wichtigern zwoten Frage fort.

II.

Jedes Geschöpf versteht die ihm verliehenen Mittel zu Beförderung seines Glücks gehörig anzuwenden.

Es sei mir vergönnt, bevor ich in dieses Feld der Untersuchungen einschreite, vorher noch einmal den Blick rückwärts zu kehren, um mit ihm kürzlich den gemachten Weg zu übersehen.

Es war die Behauptung, daß der erhabne Unbekannte diejenigen seiner Geschöpfe, welchen er Leben und Empfindung zur Aussteuer gab, nur zum Genusse der Freude ins Dasein hervorgerufen habe, von der ich ausgieng. Mit herzerhebender Gewalt fühlte ich diese Behauptung als Wahrheit, — und welcher Mensch hätte nicht Stunden so seligen Genusses gehabt, in denen sich nicht ähnliche Gedanken seinem Bewußtsein

aufgedrungen hätten! — Diese süße Empfindung meiner Selbst aber soll mich zu einem voreiligen Schlusse verleitet haben, in welchem ich zu wenig Rücksicht auf jene zwei, zu einer richtigen Entscheidung in dieser Untersuchung, so wesentlichen und nothwendigen Stücke genommen habe, nämlich, ob auch alle Geschöpfe die Mittel und Werkzeuge zur Beförderung ihres Wohls erhalten, und, wenn sie dieselben erhalten haben, ob sie dieselben auch gehörig anzuwenden verstünden?

Wegen der erstern von diesen Fragen dürfte man nun wohl nicht weiter zweifelhaft sein, ob sie zu Gunsten meiner Behauptung beantwortet werde, oder nicht, denn mich däucht, ich habe klar und deutlich dargethan, daß die ganze Organisation jedes Geschöpfs immer nur in Beziehung auf sein Wohlsein, mithin seinen Freudengenuß, eingerichtet sei.

Wie wird nun meine Behauptung mit dem zweiten Einwurfe stimmen? Mir gleichviel wie, denn ich suche Wahrheit, und wer diese sucht, darf nicht mit vorgefaßten Meinungen zur Un-

tersuchung schreiten, denn in den meisten Fällen wird er gewiß so seines Zieles verfehlen.

Folglich bleibt jetzt nur eine Frage, nämlich, auf welchem Wege ich mich bei dieser Untersuchung dem Ziele der Wahrheit wohl nähern werde? In der That auf keinem andern, als den ich bisher betrat, auf dem Wege der Beobachtung. Sie, und sie allein, vermag mir Aufschluß zu geben. Wohlan denn, so laßt ihn uns neuerdings betreten, diesen überhaupt so angenehmen Weg, der uns bei jedem Schritte mit neuen Ansichten, neuen Schönheiten, neuen Wundern überrascht.

Es bedarf aber warlich weder tiefer Blicke, noch großer Anstrengung, um gewahr zu werden, daß alle lebende Geschöpfe aller ihrer Organe sich bedienen können, und sich zu dem Zwecke, welchem sie entsprechen, derselben wirklich bedienen. Und wäre es nicht mehr als wunderlich, wäre es nicht thöricht, zu fragen: ob die Thiere wirklich mit den Zähnen beißen und kauen, mit den Füßen laufen, mit den Kral-

len einhauen? Ob die Fische sich auch wirklich der Flossen zum Schwimmen, die Vögel der Flügel sich zum Fliegen bedienen? Wer hat denn je noch dies anders gesehen? Wer hat je noch eine Beobachtung gemacht, daß irgend ein Geschöpf eins seiner Organe nicht wirklich dazu angewendet hätte, wozu es desselben vonnöthen hat? Hievon überführt also jeden der Augenschein, und wenn ich nun hier eine Menge von Beweisen dafür vorbringen wollte, so müßte ich in der That fürchten, man würfe mir vor, ich habe mich bemüht zu beweisen, daß man mit seinen Augen — versteht sich, wenn sie nicht mit dem Staare behaftet sind, — sehe.

Was uns aber bei diesen Beobachtungen hauptsächlich interessirt und auffällt, ist die besondere Kunst und Geschicklichkeit, mit der viele Geschöpfe ihrer Organe sich zu bedienen wissen. Wir haben davon schon in dem Vorigen, an der Biene, der Wespe, der Ameise, dem Hamster, Biber u. a. m., auffallende Beispiele gehabt, und es ist vielleicht weder unangenehm

noch fruchtlos, diese hier mit noch einigen zu vermehren.

Mehrere Naturforscher, Reaumür, Rösel, Bonnet, haben eine Gattung Raupen beschrieben, welche man Blattwickler nennt. Unter diesen ist eine Art besonders merkwürdig, welche die Natur-Geschichtschreiber durch die Gestalt ihres gewebten, haberkornförmigen, Gehäuses unterscheiden. Diese Raupe macht sich auf folgende Art ihre Puppe. Sie schneidet mit ihren Zähnen ein Stück von einem Eschenblatte ein, wickelt es in Form einer Papiertüte zusammen, und befestigt diese hole Pyramide auf dem angrenzenden Stücke ihres Blattes. In der Mitte von diesem Grunde ihres Gehäuses nagt sie eine zirkelförmige Oefnung, wobei sie so künstlich zu Werke geht, daß das herausgenagte Stück des Blattes dergestalt in der Oefnung haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen heraus, nicht aber umgekehrt von aussen hinein getrieben werden kann. Hierauf befestigt sie am Ende der Oefnung einen Faden,

den sie gegenüber in der Spitze der Pyramide anspannt, und in der Mitte dieses Fadens webt sie sich ein. Zugleich kommt der Kopf des Papillons gegen die eingenagte Oefnung zu liegen, wo das Gewebe so von ihr eingerichtet wird, daß der hervorgehende Schmetterling es mit wenig Mühe durchbrechen kann. Und da findet er den Faden, an welchem er sich herunterläßt, stößt gegen die Thür des Gebäudes und fliegt hinaus.

Mit Erstaunen sehen wir der Wirkungsart dieser Raupe zu, aber weniger darüber, daß, als wie sie ihrer Organe sich bedient. Wir erblicken eine Reihe von Handlungen, welche am Ende sämmtlich in Einem Zwecke zusammentreffen, und so schön, so genau dazu stimmen, daß der schärfste Verstand nicht fähig gewesen wäre, sie harmonischer zu ordnen. Um ganz davon abzusehen, wie sorgfältig die Raupe bei ihrer Einpuppung jeder etwa eintretenden Gefahr oder möglichen Verletzung zuvorkam, laßt uns vielmehr bei dem stehen bleiben, was sie für ihren künftigen Zustand thut. Um in schönerer Ge-

stalt, als Schmetterling, hervorzugehen, begiebt sie sich in das Grab ihrer Puppe. Hatte sie etwa ein Vorgefühl dieses neuen verwandelten Lebens, das ihr bevorsteht? Denn wir sehen, daß sie ihr Grab schon im Voraus zur dereinstigen Auferstehung einrichtet. Der Deckel ihres Gehäuses, der dabei angebrachte Faden können doch in der That nur als Mittel betrachtet werden, deren der künftige Ankömmling zum Hervorgehn sich bedienen soll. Und nun versuche man, ob man mit der größten Anstrengung des Geistes ein anderes, ein passenderes, bequemeres, dafür aussinnen würde? — Die Raupe scheint den Widerspruch zwischen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen zu empfinden, und durch weise Mittel hebt sie ihn auf. Sie handelt völlig in Beziehung auf die bevorstehende Verwandlung ihrer Gestalt, Gliedmaßen und Organe.

Und so lehrt uns Aufmerksamkeit auf die Natur überall, daß die Thiere zur Erreichung

gewisser Zwecke die angemessensten Anstalten machen, sogar zu solchen Zwecken, die sie selbst noch nicht kennen. Der Ameisenlöwe z. B. hat die Insekten, die ihm zur Nahrung dienen, noch nicht gesehen, er weiß noch nichts von ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, und dennoch richtet er sein Raubnest dieser Beschaffenheit gemäß ein, stellt sich am rechten Orte auf die Lauer, und bemächtigt sich seines Fanges auf die geschickteste Weise. Dieses Insekt nämlich, das sich kaum selbst im Sande fortzuschieben fähig ist, wühlt sich rücklings in demselben eine hole trichterförmige Fallgrube, und scharrt sich selbst unten bis an den Hals hinein. Hier erwartet es nun die Ameisen und andre kleine Insekten, die unversehens an den Rand dieser Grube kommen, und mit dem lockern Sande hinabschurren, oder es beschüttet sie mit einem ausgeschaufelten Sandregen, und bringt sie so zu sich herunter, empfängt und verzehrt sie. Ohne diese Vorsicht würde das Thier bei seiner langsamen Bewegung verhungern müssen. — An dem Ameisenbäre werden wir eine

ähnliche, seiner ganzen Konstitution gemäße, Einrichtung gewahr. Er kratzt mit seinen Vorderpfoten (s. S. 208) die Ameisenhaufen auf, und streckt seine vier Zoll lange Zunge lang darauf aus. Laufen nun diese Thierchen aus ihrer Wohnung hervor, so kriechen viele von ihnen selbst hinauf, und haften auf ihr, denn sie ist klebricht. Hat er ihrer genug, so zieht er die Zunge hinter, und verschluckt sie.

Eine nicht minder bewundernswürdige Erscheinung bietet in Ansehung des Raubes seiner Nahrung der weißköpfige Adler dar. Dieser Raubvogel nährt sich von Fischen, fischt aber nicht selbst, sondern nöthigt den Fischadler (ossifraga), seine gemachte Beute fallen zu lassen, welche er nachher in der Luft auffängt. Mit dem Schnabel zerknirscht er nun den Kopf des Fisches, wirft den todten Körper in die Höhe, um ihn so auffangen zu können, daß der Kopf voran in den Schlund kommt, damit er sich durch die Schuppen, Stacheln oder Flossen nicht verletze oder erwürge.

Will man Beispiele von der Geschicklichkeit der Thiere in Ansehung der Anwendung ihrer Organe zum Baue ihrer Wohnungen, so betrachte man die Biene, den Biber, das Murmelthier u. a. m. Da ich aber im vorigen Abschnitte mehrere Beispiele hievon angezogen, und auch in diesem die Geschichte des Blattwicklers schon erzählt habe, so will ich diese Beispiele hier nur um Eins vermehren. Die Laubmotte ist, wenn sie sich ihr Kleid verfertigt, noch nicht ausgewachsen, und es müßte ihr, wenn sie es nur so groß machte, als sie selbst in diesem Zeitpunkt ist, in der Folge unausbleiblich zu klein werden. Sie schlägt aber ein Stück Zeug ein, damit sie ihre Hülle bis zu dem Grade der Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erweitern könne. Es ist also hier nicht bloße nützliche Veranstaltung für die Gegenwart, sondern sogar weise Vorsicht für die Zukunft. Sonst kann man auch im Allgemeinen die genaueste Angemessenheit bei den Bauen der Thiere nicht verkennen. Kein Zeisig baute noch einen Adlerhorst, kein Adler noch ein Zaunkönigsnest, sondern je-

des Thier baut sich sein Nest im Verhältniß seiner Größe, und der Anzahl von Jungen, welche es erhält. Und daß dies meist an solchen Orten geschieht, wo sie ihre Nahrung in der Nähe haben, ist eine Bemerkung, die wir schon oben gemacht haben.

Und in Ansehung der jungen Brut, welche Veranstaltungen treffen die Thiere auch hier! Vor allem andern ist schon die Zeit merkwürdig, in der die sich selbst überlassenen Thiere (denn von unsern Hausthieren ist der Schluß nicht sicher) ihre Jungen zur Welt bringen. Fast ohne Ausnahme geschieht es zu jener Jahreszeit, wo die Natur eine frische Tafel für ihre Kinder deckt, wo mildere Witterung ihr Gedeihen befördert, und wohlthätig in sie einfließt — im Frühling. Und wenn sie nun geboren sind, welche Sorgfalt wenden die Alten zur Erhaltung ihrer Jungen an, wie künstlich und ämsig füttern sie dieselben auf, wie suchen sie dieselben theils durch List, theils durch Gewalt zu beschützen. Ein äußerst interessantes, fast möcht' ich sagen,

rührendes Beispiel von thierischer Aelternliebe für ihre Jungen liefert die Beutelratte (Beutelthier, Philander, Didelphis marsupialis Linn.). Dieses Thier, welches die Größe einer Katze, und Amerika zum Vaterlande hat, hat zwischen den Hinterbeinen einen Beutel, worin es seine Jungen saugen läßt, aufzieht, und für Gefahr sichert. Es wirft nämlich alle Jahre vier bis sieben Junge, die nicht so groß als eine wälsche Nuß, kaum halb reif, und doch schon lebendig sind, aber weder sehen und laufen, noch sonst ein Glied rühren können. Sobald sie geboren sind, wirft sie ihre Mutter mit den Vorderpfoten in ihren Beutel, in welchem acht mit Milch angefüllte Zitzen sind. Kaum sind sie hinein, so nimmt jedes eine Saugwarze in seine Schnauze, und saugt, ohne loszulassen, wenigstens vierzehn Tage in einem weg, und also so lange fort, bis es völlig reif geworden, ungefähr die Größe einer Hausmaus erlangt hat, und sehen und laufen kann. Nun aber wirft sie die Mutter aus dem Beutel heraus, und lehrt sie ihr Fressen selbst suchen. Doch aber springen

die Jungen noch einige Tage aus und ein, saugen und schlafen, und retten sich vor Gefahr darin. Denn sobald das alte Beutelthier einen Feind sieht, ruft es seinen Kindern, packt sie alle in seinen Beutel, und flieht eilends davon. Wird es aber auf der Flucht eingeholt, oder sonst unvermuthet überfallen, so fällt es plötzlich nieder, und stellt sich todt.

An den Vögeln werden wir eine ähnliche, nicht minder zärtliche Sorgfalt gewahr. Das Rebhuhn pflegt zu der Zeit, wenn seine Jungen noch nicht fliegen können, bei dem Gewahrwerden des Fuchses oder Hühnerhundes sich zu stellen, als ob es nicht fliegen könne, läuft und flattert auf der Erde mit Geschrei vor dem verfolgenden Thiere so weit und so lange fort, bis es den Feind seiner Jungen so weit abgelenkt hat, als es ihm nöthig scheint, dann hebt es sich, und geht in der Luft durch einen Umweg zu seinen Jungen, und sammelt sie wieder unter seine Flügel. — Eben das thun auch andre Vögel, welche ihre Jungen auf der Erde aus-

brüten, und das zahme Haushuhn lockt seine Jungen zusammen, sobald es einen Habicht in der Luft gewahr wird, und verbirgt sich in das nächste Gesträuch. — Die Elster, welche nahe an den Dörfern nistet, macht im Frühjahre drei bis vier Nester, und bezieht zur Lagerzeit nur das, welches ihr am sichersten scheint.

Und im Allgemeinen kann man hier fragen: „welcher Sinn kann den Vögeln andeuten, daß sie eine künftige Brut bei sich tragen, und sie ihre Eier nicht wie Unrath von sich werfen, sondern ein bequemes Nest zu ihrer Erwärmung bauen sollen? Was leitet sie überhaupt, ihr Geschlecht zu erhalten, und macht sie mit den besten Mitteln zu diesem Zwecke bekannt?“ Vielleicht ist kein Beispiel auffallender, zu zeigen, wie jedes Thier, seiner besondern Natur gemäß, den gemeinsamen Zweck erreiche, als das des Kukuks, und deshalb will ich dieses noch anführen. Dieser Vogel ist, wegen der eignen Lage seines Magens, nicht vermögend, seine Eier selbst auszubrüten, nichts destoweniger aber werden sie durch seine Sorgfalt

erhalten. Was er nämlich nicht selbst thun kann, das läßt er durch andere thun, indem er seine Eier in das Nest anderer und kleinerer Vögel, und zwar solcher legt, die frühe brüten und von Insekten, Raupen u. dergl. leben, z. B. der Grünlinge, Rothkehlchen, Lerchen, Bachstelzen u. a., welche statt seiner sich des Brut-Geschäfts unterziehen. Merkwürdig ist hiebei, daß seine Eier nicht größer sind, als dieser so weit kleineren Vögel ihre, und daß sie auch nicht länger als diese bebrütet zu werden brauchen. Indeß ist doch das Nest dieser Vögel zwar für mehrere Bewohner ihrer eignen Gattung, aber nicht für mehrere so große Gäste geräumig genug. Wie soll es nun werden, wenn diese herangewachsen sind? Wo soll der Platz für sie in dem kleinen Neste herkommen? Zwar wirft der junge Kukuk, welcher sehr schnell wächst, die mit ihm zugleich ausgebrüteten jungen Vögel heraus, allein auch so würde für die unrechtmäßigen Eroberer kein Platz übrig bleiben. Hat der alte Kukuk dies zum Voraus berechnet? Wenigstens abgeholfen hat er dieser gefährlichen Unbequemlichkeit für

seine Jungen im Voraus, denn er legt in jedes Nest solcher Vögel nicht mehr als ein einziges Ei, und für einen solchen großen Bewohner ist der Raum hinlänglich.

Nicht minder sonderbare Beispiele der Art finden wir auch im Reiche der Insekten. Eine Art Käfer (der Mondköpfige, *Scarabaeus lunaris* Linn.), der auf Wiesen und Viehweiden, vorzüglich im Kuhmiste zu finden ist, formt sich aus dieser Materie hole Kugeln, verscharrt sie einzeln unter die Erde, befestigt sie an Graswurzeln, und legt in jede ein Ei. Dadurch erreicht er eine doppelte Absicht, einmal, daß das Ei ausgebrütet werde, und dann, daß der Wurm sogleich, wie er aus dem Eie kriecht, seine Nahrung findet. — Die Schlupfwespen (Vespa Ichneumon Linn.) legen mit dem nämlichen Erfolge ihre Eier in lebendige Raupen, die davon erkranken, und vor oder nach ihrer Verpuppung absterben. — Der Raupentödter (Sphex) macht dasselbe auf eine andre Art. Die Weibchen graben sich mit außerordentlicher Mühe run-

de Hölen in sandiges Erdreich, schleppen sodann eine große Spinne oder Raupe einer Phaläne hinein, die sie meist nur lahm beißen, und legen sodann in jede Höle ein Ei, da dann nachher die junge Larve dem großen Thier, das die Mutter dahin begraben hatte, den Saft zum Gespinnste aussaugt, und sich selbst ein Verwandlungsgehäuse daraus bereitet.

Diese untrügliche Klugheit, mit welcher die Thiere den zur Ausbrütung ihrer Jungen allein schicklichen Ort erkennen, ist in der That äußerst merkwürdig, aber vielleicht ist das Beispiel von den Wasser-Insekten noch weit bestaunenswerther, weil diese Thiere, gleichsam Bürger zweier Elemente, nie den schicklichen Augenblick vergessen, wenn sie von dem einen sich entfernen, und dem andern sich nahen sollen. Wenn bei diesen Thieren die Zeit ihrer Verwandlung sich naht, so suchen sie einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Elemente in die Höhe, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Nachher aber legt dieser Papillon seine Eier nicht auf das

Trockne, sondern trägt sie ins Wasser, wo seine Brut gedeihen kann.

Doch genug, und vielleicht schon übergenug der Beispiele hiezu. Jetzt will ich nur an einigen noch zeigen, daß die Thiere auch der Mittel, die ihnen zur Rettung vor dem Feinde verliehen sind, sich sehr geschickt zu bedienen wissen.

Der Fuchs z. B. braucht alle Vorsicht, um scheinbarer Gefahr zu entgehen. Man hat verschiedentlich bemerkt, daß er, wenn er nach seiner Beute ausgeht, sich mehrmals niedersetzte, allenthalben umsahe, eilig seine Laufbahn verließ, und einen Umweg, seinen Zweck zu verfolgen, einschlug. — Der Hirsch bedient sich einer Menge Ränke, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet kehrt er zuweilen auf seinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beschreibt einen großen Kreis, setzt mit einem gewaltigen Sprunge aus diesem Kreise, wirft sich zu Boden, und sucht seinen Athem in die Erde zu verschließen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt sich nicht;

sie kommen zurück, folgen seiner Spur in dem von ihm durchlaufenen Kreise, verirren sich, und so gelingt es dem Hirsche oft, ihrer Verfolgung zu entgehen. — Das alte Thier des Rothwildes, welches allezeit dem Truppe vorangeht, bleibt bei der geringsten, durch den Wind ihm scheinbar gewordenen Gefahr stehen, stampft mit dem vordern Laufe etliche Male auf die Erde, schreckt und warnt dadurch seine Gefährten, weicht der Gefahr aus, und alle folgen ihm nach. — Dies gilt von den Verfolgungen, die sie durch Menschen erleiden, laßt uns nun sehen, wie Thiere vor Thieren sich retten. — Wehrlos und furchtsam wohnt das Elenn in den Bergen und Ebenen Norwegens. Sobald es den Wolf sieht, rettet es sich auf das Eis. Seine scharfen Klauen dienen dazu, daß es auch auf dem glatten Boden, wo der Wolf nicht forteilen kann, ohne Gefahr läuft. — Der Dachs hat zu seiner Sicherheit seinen Bau, der mit mehr als einer Oefnung versehen ist. Diese Löcher gehn oft sehr lang nach allen Seiten hinaus. In der Mitte von allen ist ein Kessel, wo er

im Winter auf dürrem Grase schläft. Verfolgt ihn nun der Hund in seinem Baue, und bringt ihn dieser in einen Gang, wo er nicht mehr heraus kann, so setzt er sich zur Wehre und beißt. — In Gefahren, wo die Flucht allein nicht hinreichend ist, hilft sich das Thier durch eine List. Wenn der Fuchs z. B. den Bienen ihren Honig stiehlt, und diese ihn anfallen, so wälzt er sich so heftig und so schnell im Staube, bis die kleinen an ihm hängenden Feinde erdrückt sind. — Manchen Thieren sind ganz eigne Mittel, sich zu retten, verliehen worden, und ich will von diesen nur das Stinkthier hier aufführen. An diesem Thiere hat die Natur bei den Hinterfüßen einen eignen Beutel angebracht, in welchem durch besondere Drüsen ein stinkender Saft zubereitet wird, der von einem so häßlichen Geruche ist, daß es nicht möglich ist, ihn auszuhalten. Wird nun das Thier verfolgt, so entgeht ihm in der Angst der Urin, mit welchem sich diese Feuchtigkeit vermischt, und einen unerträglichen Gestank verbreitet, der den Verfolger auf den Rückzug zu denken nöthigt. —

Auf eine ähnliche Weise ist dem Blackfisch seine Rettung möglich. Dieser hat in der Mitte des Leibes eine zwei Zoll lange, mit einem schwarzen Safte angefüllte Blase, woran eine eigne Klappe verhütet, daß das Meerwasser nicht zur Unzeit hineindringen, und die Blase auswaschen kann. Sobald sich aber dem Thiere ein Feind nähert, so läßt es etliche Tropfen von diesem Safte fahren, und trübt dadurch das Wasser, so, daß es nun unter diesem dunkeln Schatten dem verfolgenden Raubfische leicht entfliehen kann.

Andre Thiere suchen, wenn sie von den Räubern ihres Geschlechts mit Gewalt angegriffen werden, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Die polnischen Pferde z. B. haben eine eigne Kriegslist, die Angriffe des Wolfes abzuschlagen. Sobald diese Feinde nämlich auf der Weide sich an sie wagen, so treten sie, die in den Hinterfüßen ihre meiste Kraft haben, in einen Kreis zusammen, mit den Köpfen einwärts, und schlagen wild gegen den Wolf aus, welchem

durch diese vereinigte Stellung der Angrif unmöglich wird, denn wo er ihn versucht, wird er mit kräftigen Schlägen empfangen. — Der Stier und der Hirsch hergegen und der Eber gehen vorwärts auf ihren Gegner los, und empfangen ihn, jene mit den Hörnern, dieser mit den Hauern. — Die Thiere aus dem Katzengeschlechte, Löwe, Tiger, Parder u. a. greifen den Feind mit ihren scharfen spitzen Krallen an. — Das Stachelschwein und der Ygel bedienen sich ihrer Stacheln als Rettungsmittel, und das Panzerthier, der Armadillo, rollt sich wie eine Kugel zusammen, und ist so unter dem Schutze seiner Schilder gesichert.

Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn diese wenigen Beispiele dazu dienen, die Ansicht der Natur-Oekonomie aus dem gehörigen Standpunkte zu zeigen. Man sieht, die Natur hat kein Geschöpf ohne die Mittel zum frohen Genusse der Existenz gelassen. Aber zweckloses und grausames Geschenk der Natur, wenn ihre Kinder diese Mittel nicht zu gebrauchen verstünden. Ich

habe an einigen Beispielen gezeigt, daß sie dies recht gut verstehen, und eigene Beobachtung wird jeden lehren, daß dies durchgängig der Fall sei. Wer lästerte nun noch die Natur, als liebkosete sie nur einige Kinder, und wäre eine Stiefmutter für die übrigen! Jedem gab sie alle nöthigen Verwahrungsmittel, und sagte ihm in jedem Falle, welchen Gebrauch es davon machen solle. Sie sah jeden Umstand, der im Leben des Thieres vorfallen konnte, voraus, und sorgte schon bei der ganzen Anlage des Körpers für seine nothwendigsten Bedürfnisse. Uiberall sieht man in der Haushaltung der Natur ihre Weisheit und Gerechtigkeit, und bricht voll Entzücken aus:

Süße, heilige Natur,
Leite mich auf deiner Spur!

Nun habe ich aber den Weg, den zu gehen ich mir vorgenommen hatte, zurück gelegt. Ich habe überall Beobachtungen angestellt, die mich

in den Stand setzen könnten, über den Zweck der Natur in Ansehung der lebenden Geschöpfe ein uneingenommenes Urtheil zu fällen. Hier am Ziele meiner Bahn blick' ich noch einmal zurück, reihe meine Erfahrungen und Beobachtungen an einander, und fasse so die einzelnen in allgemeine Urtheile zusammen. Ich darf hiebei nicht fürchten, mit einem willkührlichen Satze mich zu täuschen, denn meine Erfahrungen würden mich sogleich Lügen strafen. Da ich also bloß treu der Spur folge, welche die Mutter der Geschöpfe selbst mich leitet, so kann mich durchaus kein Vorwurf treffen, als stellte ich Schein-Wahrheiten auf, die bloß zu Gunsten meiner Meinung sprechen sollten. Jeder Satz muß nothwendig sein, wie die Natur selbst, in deren Gesetzen er gegründet ist.

In Folgendem sind sie alle enthalten:

1) Alle lebende Wesen wurden von dem Schöpfer mit Empfindung ausgestattet, damit sie des Genusses, wel-

chen die Natur spendet, sich erfreuen möchten.

2) Der Grund dieser Empfindung liegt in der Reizbarkeit ihrer Organisation.

3) Hieraus entspringen Triebe und Neigungen in dem lebenden Wesen, und verschiedene Bedürfnisse. Das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, der Liebe, der Sicherheit.

4) Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, mußten ihnen von innen und außen Mittel gegeben werden, vermöge welcher sie diesen Zweck zu befördern in den Stand gesetzt würden.

5) Jedem Thiere sind die Mittel verliehen worden, durch welche es diese Bedürfnisse befriedigen kann.

6) Diese Mittel aber sind nicht bei allen dieselben, sondern bei jedem

nach seiner besondern Beschaffenheit und Natur, aber dieser aufs angemessenste, eigends bestimmt. Nur was jedem, in dem Kreise seines Wirkens und Lebens, nöthig war, hat die Natur ihm gegeben, das übrige versagt. Sie ist so gütig im Versagen als Ertheilen, und immer dieselbe. Wo sie nichts gab, war nichts nöthig. Aller Abwechselung in den Mitteln ungeachtet aber führt sie doch immer auf den Einen Hauptzweck hin.

7) Wie mit diesen den Thieren selbst ertheilten Befriedigungsmitteln ihrer Bedürfnisse, so verhält es sich auch mit denen, welche von außen dazu nöthig waren. Die gütige Natur hat jedes Thier an den Ort, auf den Kreis, und in den Erdstrich gewiesen, wo es am besten gedeihen, seine Bedürfnisse am leichtesten befriedigen, und mithin sein Wohl-

sein am vollkommensten befördern konnte.

8) Zudem ist die Organisation eines jeden so eingerichtet, daß es alles, was ihm dienlich und heilsam ist, kennt, und aller ihm verliehenen Mittel sich aufs geschickteste zu bedienen weiß.

9) Dies alles aber zeigt deutlich, die Natur wolle, daß jedem Geschöpfe hienieden wohl sei. Nur muß man von diesem Wohlsein nicht im Allgemeinen urtheilen, weil man dadurch unvermeidlich in Irrthum fallen müßte. Jedem Geschöpfe ist auf seine Art wohl, so wie jedes auf seine Art vollkommen ist. Es war ein Vorurtheil, das die Thiere in vollkommnere und unvollkommnere *) eintheilte. Eins ist so vollkommen als das andre, aber jedes in seiner Art. Eben so verhält es sich

mit dem Wohlsein, oder dem, was wir Glück der Geschöpfe nennen.

10) Aus der eigenthümlichen Organisation jeder Gattung, dem Baue und der Beschaffenheit ihres Körpers, der Verbindung und Stellung der einzelnen Theile desselben, dem Kreise, in den sie versetzt ward, der Thätigkeit, mit der sie wirkt, aus diesem nur lassen sich sichere Schlüsse ziehen. Mit Einem Worte, nur aus der Betrachtung des ganzen Wesens eines Geschöpfs kann man mit Sicherheit die Bestimmung desselben, d. h. das, was es hienieden kann und soll, angeben. Man betrachte die Geschöpfe immer nur aus diesem Gesichtspunkte, so wird man finden, daß kein einziges von allen vernachläſsigt worden ist, und jedes, das ihm seiner Natur nach zukommende Maaß von Glückseligkeit, Wohlsein, und

angenehmen Genusse gewiß erhalten hat.

---

*) Anmerkung.

Vollkommnere Thiere nennt man gewöhnlich diejenigen, welche in ihrer innern Organisation, in den Verhältnissen ihrer äußern Theile, und in ihrer ganzen Art zu wirken und zu sein, Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigen, und unvollkommnere, bei welchen das Gegentheil statt findet. Eine Eintheilung, welche nicht in der Natur der Wesen, sondern in dem Stolze des Menschen, der sich brüstend den Oberherrn der Schöpfung nennt, ihren Grund hat. Man betrachte die Schöpfung nur stets aus dem oben angegebnen Standpunkte, um mehr und mehr einzusehen, daß jedes Geschöpf in seiner Art so vollkommen sei, als es nur immer sein konnte, und ich setze hinzu, auch so glückselig, als es sein konnte. Man vergesse nur nicht, daß hier, so wie in der ganzen vorangehenden Ab-

handlung, von keiner andern als der physischen Glückseligkeit, d. h. einem sinnlich-angenehmen Lebensgenusse, die Rede sei. Zu diesem ist unläugbar jedes Geschöpf in seiner Art aufs tauglichste und beste organisirt, so daß ein sogenanntes unvollkommneres Thier, wenn es mit Organen von sogenannten vollkommneren ausgestattet würde, elend werden müßte.

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höret, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärtner fleiß'ger Feind, der irdsche Feind vom Tage,
„Natur! dem Maulwurf nur warst du stiefmütterlich?
Für alle sorgtest du? Und sorgtest nicht für mich?“
„Was klagst du?“ — „O Natur! das solltest du nicht wissen?

Warum sollt' ich allein das Glück zu sehen missen?
Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich sehen kann."
„Sei sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!"
Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier sein Glück? — daß er aufs neue klagt!
„Natur, schrie er zurück, das sind unmöglich Augen!"
„Sie sind's, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen!"

Diese Fabel Lessings wird gewiß jedem den eigentlichen Sinn meiner Meinung, und, ich darf hoffen, auch die Wahrheit derselben aufs anschauendste vor Augen legen.

Um meinen Lesern Stoff zu geben, hierüber selbst weiter nachzudenken, und zu erforschen, wie jedes Geschöpf in seiner Art, d. h. seiner Konstitution und seinem Wirkungskreise gemäß, gütig versorgt worden sei, theils aber auch, um für das Folgende einen Leitfaden zu haben, will ich hier am Schlusse dieser Darstellung noch eine systematisch geordnete Uibersicht der ganzen animalischen Schöpfung nach dem Auffallendsten in der eigenthümlichen Organisation der besondern Gattungen, mittheilen. Es giebt

1) knochenlose Thiere.

A) Mit bloß schleimichtem Körper, ohne Glieder und Sinnen-Werkzeuge;

a) ohne äußere Stütze. Polypen.

b) mit einer Stütze. Zoophyten, Litophyten.

B) Mit fleischigtem Körper, ohne Glieder und Sinnen-Werkzeuge;

a) ohne äußere Hülle. Die nackten Erwürmer.

b) mit einer Hülle. Diese aber ist

aa) bloß knorplicht. Die Seesterne.

bb) härter, schalicht.

α) Weichschalicht. Die Seeigel.

β) Hartschalicht. Konchylien.

C) Fleischigter Körper mit Gliedern und Sinnenwerkzeugen;

a) ohne äußere schalichte Hülle. Die eigentgentlichen Insekten.

aa) ohne Flügel. Aptera, z. B. Laus, Floh, Spinne u. s. w.

bb) mit Flügeln.

α) weichen; Papillons, Libellen, Fliegen u. s. w.

β) harten Flügelschalen. Die Käfer.

b) mit einer schalichten Hülle. Die Krebse.

2) Thiere mit einem innern Knochensysteme.

A) Solche, die weiche Knochen, d. i. Knorpel haben. Hieher gehören die sogenannten Knorpelfische.

B) Solche, die Rückgratsknochen, ohne Gräten und ohne Glieder haben. Die Schlangen.

C) Solche, die Knochen, Gräten, und statt der Glieder Floßfedern haben. Die Fische.

D) Solche, die außereinander geordnete (distinkte) Glieder, und zwey Füße haben. Die Vögel.

a) Füße zum Schwimmen. Wasservögel.

b) Füße zum Gehen. Landvögel.

E) Solche, die distinkte Glieder und vier Füße haben.

a) Schwimmfüße. Fischottern, Eidechsen.

b) Füße zum Gange.

aa) Hufenfüße. Pferd, Ochse, Schwein u. s. w.

bb) Zehenfüße.

F) Solche, die keine Füße, sondern vier Hände haben. Affen.

G) Solche, die zwei Hände und zwei Füße haben. Der Mensch.

Wer hat den Muth, wenn er die Organisationen aller dieser Thiere nur in Hinsicht auf ihre Zweckmäßigkeit zu einem sinnlich angenehmen Lebensgenusse betrachtet, einige von ihnen vollkommnere, andere unvollkommnere zu nennen! Jedes ist in seiner Art ganz das, was es sein soll und sein kann.

So weit war der junge Graf — z — g in seinen Betrachtungen gekommen, als er mit Verduc nach Genua übersetzte. Während ihrer Seereise hatten beide noch verschiedentlich über

diesen Gegenstand gesprochen, allein er hatte nichts darüber aufgesetzt, weil er, des Seefahrens ungewohnt, bald die gewöhnlichen Folgen desselben empfand, und mithin sich zu solchen Beschäftigungen nicht aufgelegt fühlte. In Genua selbst hielten sie sich nur kurze Zeit auf, und setzten ihre Reise sehr schnell nach Venedig fort. Sie wollten hier die Meisterwerke eines Calliari, Titian, Tintorett u. a. m. in Augenschein nehmen, allein so schnell als möglich, da es beiden in Venedig wegen der engen finstern Gassen, der dicken Luft, und des unerträglichen Gestanks nicht allzuwohl gefiel, und sie selbst für ihre Gesundheit besorgt waren. Diese Umstände verhinderten also auch hier die Fortsetzung jener Betrachtungen, und da nach einiger Zeit die Nachricht von dem Tode des alten würdigen Grafen, nebst dem Befehle, nun sogleich nach Wien aufzubrechen, ankam, so war vollends nicht an sie zu denken. Ja diese Unterhaltungen schienen ganz unterbrochen, als Verduc in Wien sich von seinem jungen Freunde trennte, um seinem Vaterlande wieder zuzueilen, wo er jetzt

seinem ersten Freunde, Levignard, vielleicht nützlich werden konnte. Allein nicht allzulange nach Verduc's Ankunft in Frankreich erhielt er einen Brief von diesem ädlen Jünglinge, und bald darauf einen zwoten, worin dieser Gegenstand weiter auseinander gesetzt war.

Verduc theilte beide Emilen mit, und meine Leser erhalten sie hier ebenfalls. Sie machen die Fortsetzung und den Schluß der vorangehenden Betrachtungen.

Erster Brief

des jungen Grafen — z — g an Verduc.

Uiber die Eigenheiten in der menschlichen Organisation. Vergleichung derselben mit der thierischen. Folgerungen daraus.

Eine beinahe wehmüthige Empfindung, mein Lehrer und mein Freund! war es, die sich meiner jederzeit bemächtigte, so oft ich meine Betrachtungen über die Absicht der Natur mit ihren lebenden Geschöpfen wieder zur Hand nahm. Die Folgerungen, die ich aus denselben herleitete, hatten noch immer dieselbe Wahrheit für mich, als damals, da ich sie niederschrieb. So aber muß es ungefähr dem unglücklichen Galeeren-Sklaven sein, der sich im süßen Genusse seiner Freiheit träumt, aber unvermuthet ein Geräusch mit seinen Ketten macht, erwacht, und in der

ihn umfangenden Dunkelheit die Seufzer seiner Jammergenossen von den dumpfen Mauern des Kerkers wiederhallen hört, wie es mir war, wenn ich diese Folgerungen übersahe. Ach! immer schallten mir da Ihre schrecklichen Worte vor den Ohren:

„Aber der Mensch, mein Freund, gehört auch er in die Reihe der Geschöpfe, von denen man jene Glückseligkeit rühmen kann?"

Jedoch ich habe mich ermannt, und will es nicht mit der Wahrheit, wie Kinder mit Arzneien machen. Wäre sie allenfalls auch bitter, dacht' ich, ei nun so mag sie es, sie wird doch heilsam sein und gute Folgen bewirken. Diesem Entschlusse gemäß bin ich neuerdings an jene Untersuchung gegangen, und wenn Sie erlauben; so theile ich Ihnen mit, was ich dabei gefunden habe.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen aber den Punkt angeben, von welchem ich ausgegangen

bin. — Meine vorherigen Betrachtungen haben mir alle die Wahrheit des Satzes bestätigt, „daß sich nur aus der Betrachtung der ganzen Einrichtung eines Geschöpfs die Bestimmung desselben mit Sicherheit angeben lasse,“ *) und die Erfahrung jedes Augenblicks sagt dasselbe aus. Natürlich also, daß ich bei meiner Untersuchung von diesem Satze ausgieng. Um mich aber auf keinen Fall zu täuschen, sucht' ich, ehe ich ans Werk gieng, mir meine Verfahrungsweise durch ein Beispiel noch heller ins Licht zu setzen.

*) Ein Organ, das nicht gebraucht werden soll, eine Anordnung, die ihren Zweck nicht erreicht, ist ein Widerspruch in der teleologischen Naturlehre (d. i. derjenigen, welche die Zwecke der Wesen angiebt). Denn wenn wir von jenem Grundsatze abgehen, so haben wir nicht mehr eine gesetzmäßige, sondern eine zwecklosspielende Natur; und das trostlose Ungefähr tritt an die Stelle des Leitfadens der Vernunft. Kant.

Vor mir lagen so eben drei Messer, ein Botanisirmesser, ein Federmesser, und ein gewöhnliches Brodmesser. Diese erzeugten in mir folgende Gedankenreihe. „Hier, — sagt' ich zu mir selber — liegen drei Messer. Jedes von ihnen hat seine Bestimmung. — Ein Ding hat seine Bestimmung, heißt: es ist auf eine solche Weise eingerichtet, daß dadurch irgend ein Zweck mit Sicherheit erreicht, ausgeführt werden kann. — Welchen Zweck kann ich nun mit dem Messer ausführen? — Ich kann damit schneiden. — Die Bestimmung des Messers ist also — zu schneiden. Dies kann ich mit jedem Messer, wie es auch sei, folglich ist dieses auch die allgemeine Bestimmung aller Messer. Aber wie, kann ich auch mit jedem Messer alles schneiden? — Wenn dieses der Fall wäre, warum gäbe es dann mehr als eine Art Messer? — Dieses brauch' ich bei den Pflanzen, dieses bei den Speisen, und dieses bei den Federn. — Es ist wahr, ich würde im Nothfalle auch mit dem Federmesser botanisiren, mit dem botanischen Messer die Speisen,

und mit dem Brodmesser die Federn schneiden können, allein weder das eine, noch das andre so gut und sicher, als wenn ich zu jedem Geschäfte dasjenige Messer nehme, dessen Form und Gestalt und ganze Beschaffenheit dazu besonders eingerichtet ist, dies oder jenes zu schneiden. Zu den Federn brauch' ich eine kleine nicht zu breite feine, zu den Speisen eine größere, stärkere, breitere und gerade, zu den Pflanzen, hauptsächlich perennirenden, eine starke vorwärts gekrümmte Klinge, um meinen Zweck gehörig damit zu erreichen. — Diese Messer haben also alle, in wiefern sie Messer sind, eine gemeinsame Bestimmung, die zu schneiden, allein jedes von ihnen hat wieder, in wiefern es eine besondre Art Messer ist, also eine eigne, von der andern ihren abweichende, Einrichtung erhalten hat, eine besondere Bestimmung, nämlich nur dieses oder jenes zu schneiden. Hieraus ergiebt sich also, daß zwei und mehrere in den Hauptmerkmahlen ähnliche Dinge zwar einerlei Bestimmung haben können, allein in wie-

fern sie doch hier oder dort von einander abweichen, also verschiedene Arten einer und derselben Gattung ausmachen, auch in Ansehung dieser Bestimmung selbst mancherlei Veränderungen erleiden können." —

Sie sehen, daß mein Satz durch dieses Beispiel vollkommen bestätigt wird, denn aus der besondern eigenthümlichen Beschaffenheit eines jeden von diesen Messern ward auch seine besondere Bestimmung erkannt. Ich gebe zu, daß ein Mensch kommen könnte, etwa ein Feuerländer, der von dem, was ein Messer sei und leiste, durchaus keinen Begriff habe. Allein bald wird ihn die Erfahrung, unsre allgemeine Lehrmeisterin, damit bekannt machen. Ohne nun weiter darüber belehrt zu werden, wird er wahrscheinlich im Gebrauche anfänglich ein Messer oft statt des andern ergreifen. Wird er aber dieses immer? O ich müßte mich sehr irren, oder er wird nach öfterem Gebrauche, wo er sie näher zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, immer mehr einsehen lernen, daß das eine besser

hier, das andre besser dort angewendet werde, und er wird immer mehr anfangen, jedes seiner Bestimmung gemäß zu brauchen. — Bemerken wir aber dieses und ähnliches nicht täglich an unsern Kindern? — In der That liefern sie den besten Bestätigungsgrund für meinen Satz.

Allein noch bin ich mit meinen Messer-Meditationen nicht am Ende. Das obige Raisonnement nämlich führte mich noch auf einige andre Sätze, die sehr wesentlich auf die Untersuchung einfließen, und die ich also vorher noch festsetzen zu müssen glaubte.

Wie ich darauf kam, will ich nicht erst weitläuftig darstellen, zumal da es sich gleichsam von selbst ergiebt. Ich stelle Ihnen also ohne Weiteres die Sätze selbst her, die übrigens an sich klar und deutlich sind, und ich möchte beinahe sagen, ihre Uiberzeugung mit sich führen.

1) Zwei und mehrere Dinge, die einerlei Bestimmung haben sollen, müssen nothwendig zu einer und der-

selben Gattung gehören, d. h. sie müssen dieselben Haupt-Merkmahle mit einander gemein haben, denn je nachdem man gleiche Merkmahle an verschiedenen Gegenständen gewahr wird, rechnet man sie zu einer und derselben Gattung.

2) Haben aber zwei und mehrere Dinge, die offenbar zu einer und derselben Gattung gehören, doch nicht einerlei Bestimmung, so muß der Grund hievon nothwendig in irgend einer Abweichung liegen, so daß sie besondre Arten dieser Gattung ausmachen. Diese Abweichungen mache man also ausfindig, und man wird die besondern Bestimmungen dieses Dinges leicht einsehen.

Hiezu wird aber erfordert, daß man

3) die allgemeine Bestimmung der Gattung selbst kenne, welche Kenntniß

uns lediglich die Erfahrung und Beobachtung verschaft.

Nach allen diesen Voraussetzungen, die Sie, mein Lehrer, gewiß gegründet finden werden, glaubt' ich nun meinem Ziele näher schreiten zu können; denn was konnt' ich, ja, was mußt' ich thun, um aufzufinden, ob der Mensch mit der übrigen Thierschöpfung einerlei Bestimmung habe, oder nicht, als daß ich diese Frage in die zwei andern verwandelte. „Macht der Mensch mit der ganzen Thierschöpfung nur eine Gattung aus, oder gehört er als besondere Art zu dieser Gattung? Was hat er mit den Thieren gemein, was nicht?" Was die allgemeine Bestimmung der Thiere aber anlangt, so habe ich diese schon aus der Erfahrung festzusetzen mich bemüht, und die Resultate hierüber liegen Ihnen in meinen vorigen Untersuchungen vor Augen. Ich lege sie hier zum Grunde, und kann füglich alles, was die Thiere betrift, jetzt als bekannt voraussetzen. Deshalb schreite ich so-

gleich zur Untersuchung der Frage, „was der Mensch mit den Thieren gemein habe?“ fort. Dann werden sich die Merkmahle, welche ihn von der übrigen Thierschöpfung unterscheiden, leicht ausfindig machen, mithin die Frage, ob er nicht eine besondere Art unter der allgemeinen Gattung der Thiere ausmache, leicht entscheiden, und über seine Bestimmung, ob sie nämlich bloß die allgemeine der Thiere, oder eine besondere sei, richtige Folgerungen ziehen lassen.

Haben Sie die Güte, mich auf meinem Wege zu begleiten, auf welchem ein Blumenbach, Herder, Sömmering, Zimmermann mir zum Theile schon vorangegangen sind. Dankbar bekenne ich, die Bemühungen dieser großen Männer genutzt zu haben.

Was der Mensch mit der übrigen thierischen Schöpfung gemein habe, liegt klar am Tage. Seine Organisation gleicht der thierischen darin, daß ein innerer Reiz Bedürfnisse bei ihm hervorbringt, daß aus diesen Bedürfnissen Triebe

und Neigungen bei ihm entstehen, welche auf Befriedigung dringen, und daß er Mittel erhalten hat, vermöge deren er fähig ist, diese Befriedigung sich zu verschaffen. Der Mensch ist also Thier, in wiefern Hunger und Durst ihn drängen, Bedeckung und Wohnung ihm nothwendig sind, der Geschlechtstrieb seiner sich bemächtigt, und nur durch dieses alles seine Glückseligkeit befördert wird. Mit einem Worte, der Mensch ist Thier, in wiefern er durch seine Bedürfnisse zur Selbstthätigkeit gezwungen wird.

Wie aber jedem Thiere im Kreise der Erdenschöpfung seine bestimmte Stelle angewiesen, wie jedem die zum Wirken auf dieser Stelle und in diesem Kreise gehörigen Mittel verliehen worden; so muß sich dies auch mit dem Menschen verhalten, wenn auch er, wie die übrigen Thiere, zur Glückseligkeit organisirt sein soll. Da ich Ihnen nun, mein Freund, schon gezeigt habe, daß es eine der bewunderswürdigsten Veranstaltungen der weisen Natur sei, daß jedem Geschöpfe gerade nur solche Organe gegeben

worden, die genau zu seiner Bestimmung passen, und zwar so, daß sich aus der Organisation desselben sichere Schlüsse über seine Bestimmung ziehen lassen; so muß ich es jetzt zu meinem ersten Geschäfte machen, die dem Menschen eigenthümliche Bildung etwas genauer zu untersuchen.

Durch nichts unterscheidet sich der Mensch von allen Thieren auffallender, als durch seine aufrechte Stellung. Beinahe unbegreiflich ist es, wie ein Gelehrter je hat auf die sonderbare Meinung kommen können, daß sie dem Menschen unnatürlich sei, da schon die einmüthige Uibereinstimmung aller uns bekannten Völker jedes Zeitalters hierin, deren keins eine andre als aufrechte Stellung hatte, aber noch weit bestimmter schon ein bloß oberflächlicher Anblick der ganzen Einrichtung eines menschlichen Skeletts den Ungrund dieser Meinung aufs vollkommenste darthun. Die Länge der Schenkel im Verhältniß des Rumpfes und der Aerme, mehr noch die besondere Stärke der Schenkel in Ver-

gleichung mit den schwächeren Aermen, die ganze Zusammenfügung der Brust, das breite und flache Becken des Menschen, das bei keinem anderen Thiere so gefunden wird, u. a. m. *) zeigen fast augenscheinlich, daß der Mensch von Natur zu keiner andern als der aufrechten Stellung, und eben solchem Gange bestimmt sei.

Nach diesem sind an dem Menschen vorzüglich seine Hände, mit denen er so vieles verrichten kann, und der freie Gebrauch derselben merkwürdig. Außer dem Menschen hat nur ein einziges Thier Hände, die Affen nämlich, und zwar haben diese vier. Weit entfernt aber, daß diese etwa deshalb einen Vorzug mehr als die Menschen hätten, kommen sie diesen nicht ein-

*) Außer dem, was Herr Zimmermann hierüber sagt in seiner geographischen Geschichte des Menschen Band I. S. 124 folgn. verdient besonders nachgelesen zu werden Blumenbach über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte (übers. von J. G. Gruber) S. 19 fgg.

mal gleich, indem ihnen ihre Hände zu nichts als zum Greifen dienen *), da der Mensch mit den seinigen die feinsten Arbeiten verrichten, die erhabensten Werke der Kunst herstellen kann. Paulskirchen und Pantheons, Laokoons und Raphaelische Verklärungen entstanden durch sie.

Auffallend weichen die Zähne des Menschen von denen der übrigen Thiere ab, ein Umstand, der um so weniger übergangen werden darf, da die Anzahl und Stellung derselben so

*) Die Behauptung des Aristoteles, „daß bloß des Menschen Hand diesen Namen verdiene," ist nicht unrichtig, da selbst bei den Menschenähnlichsten Affen ein Haupttheil der Hände, der Daumen nämlich, nach Verhältniß kurz, fast abgekippt, und um mich eines Ausdrucks des großen Eustachius zu bedienen, lächerlich ist; daß mithin wirklich keine Hand, außer die menschliche, die Benennung eines Organs der Organe verdient, womit derselbe Stagirite sie beehrt hat. Blumenbach.

wichtig ist, um den Charakter und die Lebensweise einer Thiergattung zu bestimmen. Bei dem Menschen sind sie weit mehr, als bei den übrigen Säugethieren, zu welcher Ordnung der Naturbeschreiber ihn rechnet, in gleicher Ordnung an einander gereiht; die untern Schneidezähne stehen völlig aufwärts, die Hundszähne stehen weder heraus, noch weit ab; sondern mit den benachbarten in gleicher Ordnung.

Diese Unterschiede des Menschen von dem Thiere sind alle von nicht geringer Wichtigkeit, indeß sind die Eigenheiten seiner Gattung in Ansehung der innern Einrichtung des Körpers nicht minder merkwürdig, als diese äußern.

Ich will Ihnen hiebei nichts von den minder merkwürdigen Punkten sagen, auch von allen denen Unterschieden nichts, von welchen man den eigentlichen Zweck nicht mit Bestimmtheit angeben kann. Zu den ersten rechne ich alles dasjenige, dessen Zweck gewissermaßen noch zu den äußern Unterschieden der Menschengattung von den Thieren gezählt werden könnte, z. B.

daß der Mensch des Spannaderbandes des Halses, des Wundernetzes, der Nickhaut u. a. m. ermangelt, welcher Dinge sämtlich der Mensch bei der ihm natürlichen aufrechten Stellung nicht bedarf, und zu den zweiten rechne ich z. B. die Steinchen in der Zirbeldrüse, welche der scharfsinnige Sömmering als dem Menschen eigenthümlich angiebt. Alle diese und ähnliche Dinge geben über unsre Untersuchung keinen Aufschluß, und folgender hat mir deshalb immer merkwürdiger geschienen, daß nämlich die Speiseröhre des Menschen vollkommen so eingerichtet ist, wie sie ein Geschöpf haben muß, das alle mögliche Nahrungsmittel verzehren soll.

Sie gleicht nämlich der Speiseröhre fleischfressender Thiere im Baue des Magens, und in der Kürze des Blinddarms; und der kräuterfressenden ihrer in der Länge der dünnen Därme u. a. m.

Ich rechne dies als einen Vorzug der Menschengattung an, welcher von einer andern Eigenthümlichkeit nicht wenig unterstützt und er-

höht wird. War nämlich jede Thiergattung auf gewisse festbestimmte Nahrungsmittel eingeschränkt, und wegen dieser an einen gewissen Strich der Erde gleichsam gebannt; so ist im Gegentheile nicht weniger als die ganze weite Erde der Wohnplatz des Menschen, wo er in jedem Striche, unter jeder Zone gedeiht, eben weil sein Magen die Kokosnuß Indiens wie die Holzäpfel Lapplands, Taitis Brodfruchtbaum wie Dännemarks Baumrindenbrod, Ortolanen wie Canada's Bärenschinken, ja im Fall der Noth selbst das Ungewohnteste annimmt, und verdaut. Deshalb lebt auch der Mensch so gut an dem ewigen Eise des Pols, als auf Afrikas glühendem Sande.

Hiezu ist der Körper nur weniger Thiere organisirt, jedoch kein einziger so, als der des Menschen. „Wo mich nicht alles trügt — sagt Blumenbach — so glaube ich die Weichheit des Zellgewebes *) zu den Hauptvorzügen

*) Das Zellgewebe, Schleimnetz, auch Malpighische Netz, macht einen Theil der menschlichen

des Menschen rechnen zu müssen, durch welche er von den übrigen Säugethieren sich auszeichnet. Denn da dieses Netz einerseits von der Haut an über den ganzen Körper bis zu dessen Innerstem sich verbreitet, und gleichsam als gemeinsames Band, zwischen alle und jede Theile der ganzen Maschine, eingewebt ist; von der andern aber den Sitz der allgemeinsten unter allen Lebenskräften, der Zusammenziehbarkeit nämlich, bestimmt; so ist es mir ausgemacht, daß der Mensch eben dieser nachgiebigen Weichheit des netzförmigen Schleimes es verdanke, daß er leichter, als irgend ein anderes Säugethier, an jedes Klima sich gewöhnen, und unter jedem Himmelsstriche leben kann."

Außer allen jetzt genannten müssen wir nun noch diese Eigenthümlichkeit der Menschengattung

Haut aus, die eigentlich aus drei Häuten, dem Oberhäutchen, dem eigentlichen Felle, und diesem Schleimnetze besteht. Man sehe Blumenbach a. a. O. S. 92 fgg.

in Betrachtung ziehen, daß sie allein nackt und waffenlos auf die Welt gesetzt worden ist. Weder Zahn noch Horn, weder Klaue noch Bedeckung wurde dem Menschen von der Natur als Wehr und Schutz verliehen. Er ist fast unbehaart, da hingegen die übrigen Quadrupeden, die ihre Rücken dem freien Himmel und der Witterung entgegen tragen, mit rauchem Felle oder dickerer Haut, Schildern, Schuppen oder Stacheln bewafnet sind. Auch seine Zähne sind, wie schon gesagt, nur zum Kauen eingerichtet, und durchaus nicht als Waffen zu gebrauchen. Schon der enge mit sanft geschwollner Lippe verzierte Mund kündigt ihn als friedliches waffenloses Geschöpf an.

Darf ich aber in dieser Aufführung der menschlichen Eigenthümlichkeiten vergessen, daß so langsam als der Mensch kein Thier wächst, keins so lange Kind bleibt, so spät mannbar wird, als er? Und ist es nicht in der That sehr merkwürdig, daß im Betracht der mäßigen Körpermasse die Natur sonst

keinem Thiere das Lebensende so spät hinausgesetzt hat, als dem Menschen? *)

Auch in Ansehung der Geschlechtsverrichtungen zeichnet sich der Mensch gar sehr aus, denn nur ihm ist keine besondere Jahreszeit zur Ausübung derselben anberaumt, und nur dem Manne in der Menschengattung ist die nächtliche Saamenergießung, so wie nur dem Weibe dieser Gattung der monathliche Blutfluß eigen.

*) Man wird mit Nutzen hierüber die Stellen in Hufelands treflichem Werke, „die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern,“ welche hierauf Bezug haben, nachlesen. Blumenbach bemerkt hiebei, daß die Natur dem Menschen durch das späte Lebensende gleichsam seine lange Kindheit mit Wucher habe vergüten wollen.

Hier, mein geliebter Freund, haben Sie in kurzer Reihe alle die Momente aufgeführt, durch welche, wie ich glaube, und aus Gründen, nach Analogie der ganzen Natur glaube, dem Menschen seine Bestimmung beurkundet wird. Und wo fände man wohl eine ältere mehr Gewähr leistende Urkunde dafür, als eben in unsrer Natur auf, dieser ältesten unter allen Offenbarungen? Erlauben Sie, daß ich Ihnen in meinem künftigen Briefe diese Offenbarung zu enthüllen suche.

Zweiter Brief

des Grafen — z — g.

Der Mensch in seiner Eigenthümlichkeit steht nun vor uns da. Lassen Sie uns ihn jetzo in einer Lage denken, wo er den Gebrauch seiner Organe, Fähigkeiten und Kräfte noch nicht kennte, und sein Verhalten in dieser Lage beobachten.

Wie die Natur den Menschen auf die Erde warf, so steht er vor uns. Ohne Hülle und Decke, mit seiner so reizbaren Haut allen Wirkungen der Atmosphäre Preis gegeben, wandelt er, wie Herder sagt, nicht in dem Innern, sondern auf dem Dache seines Hauses, der Oberfläche dieser Erde umher. Seine Sinne sind aufgeschlossen, und alle Gegenstände der Außenwelt dringen als so viele Bilder durch diese Ka=

näle zu seinem eigentlichsten Ich. Zum Himmel aufgerichtet, mit weit um sich schauendem Auge, wie er da steht, faßt er dieser Bilder weit mehrere, als irgend eins seiner Nebengeschöpfe, und bestaunt die Wunder der Außenwelt, ohne sie zu kennen. Von sich selbst ahnet er noch nichts, er weiß noch nicht, weder was er ist, noch was er hier unter allen diesen Wesen kann und soll. Wie ein Kind in seiner Behaglichkeit an der Mutter Brust, so lächelt er ruhig und heiter, ohne zu wissen warum, denn ohne sein Zuthun wirkt in ihm die süße Freundin der lebenden Schöpfung, die Empfindung.

Aber mit Einem springt jetzt in ihm die große Triebfeder, die jedes lebende Wesen aus seinem Schlummer weckt, und Thätigkeit desselben wirkt; er fühlt den schmerzhaften Stich jenes Sporns, der aus dem Schlummer des Unbewußtseins uns aufrüttelt, und weiter treibt, — den Schmerz des Bedürfnisses.

Mag es doch ein Bedürfniß sein, welches es immer wolle, der Hunger, der in seinem

Innern wüthet, oder das Gefühl der Blöße, das ein Regenschauer ihm fühlbar macht, er wird jetzt im Gefühl der Unbehaglichkeit mißvergnügt und traurig um sich blicken, und, ohne die Glückseligkeit zu kennen, doch den Thieren die ihrige beneiden. Das Kind weint, wenn irgend ein Bedürfniß schmerzhaft sich ihm ankündigt, und was anders wird wohl unser Mensch in diesem Falle thun? Bringt aber die Mutter das weinende Kind an die heilige Quelle, woraus es neues Leben trinkt, an die mütterliche Brust; so kennt es diese, es weiß augenblicklich, daß es hier sein Bedürfniß befriedigen, von seiner Unbehaglichkeit sich befreien kann, es saugt instinktmäßig, und lächelt wieder durch die Thränen im kleinen Auge hindurch.

So, allein nicht gänzlich so, wird der Mensch, den wir uns jetzt denken, handeln. Ich muß mich ausführlicher hierüber erklären, und eine Materie erörtern, die ich bis jetzt, jedoch mit Absicht, gänzlich unberührt gelassen habe. Wenn ich Ihnen sage, wie ich glaube, daß

unser Mensch in dieser Lage gehandelt habe, so werden Sie augenblicklich wissen, was ich meinte.

Ich denke mir diesen Menschen, daß er in der Pein seines Gefühles, gleichsam einen Retter erflehend, aufmerksamer umher späht, und daß dieser erste Moment des Bedürfnisses der erste Moment seines erwachenden Geistes wird. Bei allem, was vorher seine Sinnlichkeit berührte, verhielt er sich bloß leidend, allein das kann und darf er jetzt nicht mehr, oder sein ganzes Wesen müßte eine elende Lüge sein. Das Bedürfniß wirft gleichsam den glimmenden Zunder auf seinen Genius, und dieser, der bloß seiner Entbindung harrte, beginnt in ihm zu leuchten und zu wärmen. Der Geist des Menschen verbindet jetzt die ersten Ideen, indem er von wahrgenommenen Sachen außer ihm Anwendung auf das Wesen macht, mit dem er in der innigsten Verbindung steht.

Ich will mich deutlicher erklären.

Setzen wir den Fall, mein Freund, der Mensch in dem Zustande, worin wir ihn jetzt

angenommen haben, empfinde etwa das dringendste aller Bedürfnisse, das des Hungers. Um ihn sollen Affen sein. Er mag ihrer zu Hunderten bemerkt, und hundertmal gesehen haben, wie sie ihrer Hände sich bedienen, um dem Baume seine Frucht zu entwenden, und diese Frucht dem Maule zuzuführen; nun gut — so hat er es bemerkt, und gesehen, wie tausend andre Dinge, ohne sie zu kennen, ohne zu wissen, was er daraus machen solle, d. h. er hat nichts dabei gedacht. Er hat sie nie in der Anwendung auf sich und seinen eignen Zustand angesehen, also nicht merkwürdig finden können. Sollte derselbe Mensch aber wohl in dem jetzigen peinlichen Augenblicke an jenen Aeußerungen des Affen nichts Merkwürdiges finden, in dem jetzigen Augenblicke, wo er beinahe gedrungen, im eigentlichsten Sinne nothgedrungen ist, sie in Anwendung auf sich und seinen eignen Zustand anzusehen, also etwas dabei zu denken? Sollten sich nicht jetzt — dunkler oder lebhafter, deutlicher oder verwirrter, darauf kommt hier war-

lich wenig an — folgende Betrachtungen bei ihm einfinden: „Dem Thiere dort ist so wohl — dir ist so übel. — Warum mag jenem so wohl sein? — Und warum dir so übel?" — Sehen Sie, mein Freund, wie hier den durch und durch sinnlichen Menschen das Bedürfniß an die Grenze alles Philosophirens, auf den Begrif der Ursache, geführt hat. Nicht als ob er jetzt anfangen würde, sich diesen logisch zu entwickeln, aber fühlen wird er ihn, innigst und lebendigst fühlen. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich jetzt behaupte, daß der Mensch, wenn er einmal bis hieher gebracht war, ohne zu wissen, was Ursache und Wirkung sei, und ohne die Verhältnisse zwischen Absicht, Mittel und Zweck zu kennen, oder auch nur einmal zu ahnen, daß er, sage ich, instinktmäßig jetzt genau so handeln wird, als kennte und verstünde er dies alles. Rasch wird er, wie er es den Affen thun sah, mit der Hand nach der Frucht des Baumes greifen, rasch die Frucht zum Munde führen. Und was dann weiter? — O mein Freund, es wäre wohl ein

großes Unglück für den Menschen, wenn er nicht eher griffe und hübe, als bis er die Theorie vom Hebel, wenn er nicht eher saugte, als bis er die Theorie vom Druckwerk inne hätte. Wir alle wären dann sicher nicht vorhanden! Also das Weitere überlassen wir nur getrost der Natur, die es ganz weise so veranstaltet hat, daß alle mechanischen Verrichtungen unsers Körpers ohne unser Zuthun von statten gehn. Das Kauen und Schlucken aber gehört doch wohl zu den mechanischen Verrichtungen?

Es ist keine Frage, wie sich der Mensch nach dieser Nachahmung befinden werde. In Ansehung des körperlichen Wohlbehagens wird ihm wieder sein, wie vorher, aber sonst muß durch das erste befriedigte Bedürfniß eine große Revolution in ihm vorgegangen sein, die ihn zu einem Wesen macht, dem, was es sonst war, schon sehr ungleich. Es muß sich ihm der Gedanke aufdringen, daß viele von den Dingen außer ihm zu seinem Wohlsein dasein, daß er diese kennen lernen müsse, und daß er

sie wohl kennen lernen werde, wenn er nur auf die außer ihm lebenden Wesen achten wolle, die sie schon zu kennen scheinen *).

*) Ich überlasse es dem Scharfsinne des Lesers, auszumitteln, ob ich hier etwa an die Geschichte im Paradiese mit der Schlange gedacht haben könne, und ob ich etwa hier eine versteckte Erklärung derselben habe geben wollen, und ob — wenn ich dies gewollt — diese Erklärung zwanglos passe. Ich selbst habe meine Gründe, darüber zu schweigen. Uibrigens will ich noch sagen, daß ich aus Gründen, deren Anführung hier zu weitläuftig sein würde, überzeugt bin, der Mensch habe wirklich zuerst von den Thieren gelernt, und seine Vernunft habe sich durch Nachahmung des thierischen Instinkts entwickelt. Deswegen nehme ich aber nicht etwa den Nachahmungstrieb im Menschen, von dem gewisse Philosophen schwatzen, an, denn ich bin überall kein Freund davon, seine Unwissenheit unter eine Menge ausgegrübelter Undinger, mögen diese nun Triebe oder Principe oder wie sonst benamset

Seinem Geiste ist nun der erste Stoß gegeben, und den brauchte ja Newton auch nur in der Körperwelt, um die große harmonische Bewegung der Weltkörper sich zu erklären. Es wird nun keine Noth haben, daß der einmal aus seiner trägen Ruhe, seinem leidenden Zustande, aufgeregte Geist, jemals wieder in völlige Unthätigkeit versinken sollte. Weiß doch der Mensch nun schon, was Bedürfniß ist, und kennt er nun doch schon einen Weg, auf dem es ihm möglich ist, demselben abzuhelfen, — überlassen wir ihn also nur getrost seinem Schicksale. Er wird nun nicht allein sehen, sondern bemerken, nicht allein bemerken, sondern nachahmen, und überall von allem lernen. Seine Lehrmeister sind ja rings um ihn, und er wird bald klettern lernen von dem Affen, schwimmen von dem Fische, bauen von dem Dachse, oder eine Höle

werden, zu verstehen. Ich weiß sehr gut, daß man mir bei meiner Annahme die Beispiele gewisser unter den Thieren verwilderter Kinder entgegen setzen könne, allein davon weiter hinten.

vor dem Unwetter suchen von dem Bäre, — nur nicht etwa fliegen von dem Vogel.

Folgendes scheint demnach der eigentliche Gang des menschlichen Wirkens zu sein, daß er durch Aufmerksamkeit auf die Gegenstände um sich her, sie selbst nebst ihrem Nutzen oder Schaden, und dann auch den Gebrauch seiner eignen Organe und Kräfte kennen und üben lerne, ein Punkt, worin er sich gar sehr, und, wenn ich mich nicht irre, am meisten von allen Thieren unterscheidet.

Meine vorher angeführten Beispiele aus der thierischen Oekonomie zeigen, daß die Thiere ein eignes Vermögen besitzen, sich aus einem angebornen, unwillkührlichen, inneren Drange, und ohne vorhergegangnen Unterricht, zweckmässigen, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung abzielenden Handlungen zu unterziehen. Man nennt dieses thierische Vermögen Instinkt, welcher die Natur- und Kunst-Triebe der Thiere unter sich begreift, eine Eintheilung, die, beiläufig gesagt, mir immer ziemlich seltsam

vorgekommen ist, weil sie leicht irre führen, und glauben machen könnte, als seien die sogenannten Kunsttriebe den Thieren weniger natürlich.

Von ihnen nun zeigt sich bei den Menschen nicht die mindeste Spur, vielmehr genau das Gegentheil davon. Der Mensch weiß von Natur nichts, er muß alles lernen; wenn das Thier unwillkührlich zu seinem Vortheile getrieben wird, so ist bei ihm alles der Willkühr überlassen; und wenn das Thier zum ersten Male gleich alles gehörig verrichtet, so muß er dazu erst durch Uibung und vielleicht manchen mißlungenen Versuch gelangen. Mit einem Worte, es findet hier zwischen den Thieren und den Menschen folgender Unterschied statt, daß, wenn jene sich bloß durch Selbstthätigkeit auszeichnen, er dagegen sich zu dieser Selbstthätigkeit von freien Stücken selbst bestimmen muß. Wenn also die Thiere in gewisser Hinsicht Sklaven gleichen, so wandelt er dagegen in voller Freiheit umher, und handelt nur nach selbst gemachten Vorschriften.

Und da überall keine Wirkung ohne Ursache, keine Thätigkeit ohne ein Organ, das sie übt, vorhanden ist; so muß auch hievon eine Ursache in dem Menschen vorzufinden sein, aus welcher sich diese Erscheinung in seinem Wesen erklären läßt.

Wir alle kennen diese Ursache unter dem Namen der Vernunft, welche einstimmig als des Menschen höchster Vorzug anerkannt und gepriesen ist, und welche ein alter Dichter mit Recht so hoch schätzte, daß er sie mit der Benennung eines Funkens der Gottheit im Menschen beehrte. Sie wurde dem Menschen statt des thierischen Instinktes, als Leiterin seines Lebens gegeben, und ihrer muß er sich also in allen Vorfallenheiten seines Lebens bedienen. Die Wichtigkeit einer Untersuchung ihres Wesens und ihrer Aeußerungen brauch' ich Ihnen also nicht erst darzuthun, da sich sogleich ergiebt, daß unser ganzer Streit nur durch diese Untersuchung entschieden werden könne.

Ich frage also jetzt: „Was ist Vernunft im Menschen? Wie äußert sie sich in ihm? Was bewirkt sie in ihm?“

Die Beantwortung dieser Fragen ist entscheidend, mithin zu wichtig, als sie nur obenhin zu geben. Sie ist aber auch nichts weniger als leicht, was ich Ihnen, der nur zu gut weiß, wie verschiedene, so weit von einander abweichende, Erklärungen uns die Philosophen von dem Begriffe der Vernunft gegeben haben, nicht darzuthun brauche. Ich glaube unter diesen Umständen doppelt behutsam sein zu müssen, und werde deshalb alles, was entweder bloße Muthmaßung, oder doch nicht hinlänglich erwiesen ist, gänzlich bei Seite lassen, und nur solche Merkmahle angeben, die keinem Zweifel unterworfen sind, und von jedem nicht allein gebilligt, sondern auch zugegeben werden müssen.

Um desto sicherer zu gehen, will ich mich von der Hand der Erfahrung leiten lassen, und Ihnen an dem Beispiele eines Kindes, in dem alle körperliche und geistige Vermögen nur noch

als Anlagen, gleichsam als Embrionen, vorhanden sind, zeigen, was Vernunft sei, und auf welchen Wegen sie sich entwickle. Es schadet nichts, daß das Beispiel nur von einem Individuum hergenommen ist, denn es giebt einen Weg, dieser Individualität den Werth der Allgemeinheit zu verschaffen, diesen nämlich, daß jeder bei sich selbst anfrage, ob dies bei ihm genau eben so der Fall gewesen sei, und wenn jeder dies wirklich findet — er muß es finden — so möcht' ich wohl die Einwendung hören, die man meinen Sätzen noch entgegen stellen könnte.

Ich schreite nun zum Werke.

Das Kind, wenn es zur Welt kömmt, kann eine geraume Zeit von keinem seiner Sinne Gebrauch machen *), vielleicht weil die mit den

*) Man erlaube mir, hier die Erfahrung anzuführen, daß die Kinder dann erst Spuren von Verstand äußern, wenn sie alle ihre Sinnen zu gebrauchen fähig sind. Merkwürdig ist es, daß

Werkzeugen dieser Sinne korrespondirenden Nerven sich erst an das neue Element, in das sie versetzt worden sind, gewöhnen müssen. Diese Periode im menschlichen Leben möchte ich die Periode des dämischen Hinbrütens nennen, welche sich von allen übrigen dadurch unterscheidet, daß das junge Geschöpf vermöge eines blinden, aus innerer Nothwendigkeit entstehenden, Bemühens der Natur, (das allmählig durch angenehme Empfindung desselben zum Triebe wird,) alle diejenigen Handlungen ausübt, welche seine Selbsterhaltung fordert. Das Kind ist jetzt in gewissem Sinne bloße Maschine, indem es jetzt nichts als die sogenannten natürlichen Geschäfte verrichtet, die ohne unser Zuthun, d. h. unwillkührlich in uns von statten gehen, z. B. Athemholen, Verdauen, Schlafen u. s. w.

der Sinn des Geruchs sich am spätesten bei ihnen entwickelt, daß sie aber auch gleich nach Entwickelung desselben, um mich so auszudrücken, mehr Menschheit verrathen. Unsere Kinderwärterinnen pflegen diese erste Periode das dumme Viertheljahr zu nennen.

Ich eile über diese Periode hinweg, und komme zur zwoten, welche ich die Periode der Thierheit zu nennen versucht werde. In ihr tritt das Geschöpf eigentlich zuerst in wahre Verbindung mit der Außenwelt. Die zarten Nerven haben sich allmählig an das neue Element gewöhnt, und sind nun fähig, Eindrücke von Gegenständen aufzunehmen, d. h. mit andern Worten, das junge Geschöpf fängt an zu empfinden *). Jetzt fühlt es schon Lust und Unlust,

*) Hier will ich folgende Bemerkung Sulzers anführen (Verm. philos. Schriften S. 55.), aus welcher der Leser machen mag, was er kann und will:

„Jeder Sinn hat seine eigne, schickliche Materie, welche die Nerven in das erforderliche Spiel setzt; denn nicht jede in den Nerven erregte Bewegung bringt sogleich eine sinnliche Empfindung hervor. Licht und Schall fallen auf den ganzen Körper, und müssen also in den Nerven der äussersten Theile des Körpers einige Bewegung erregen: gleichwohl werden nur diejenigen Nerven,

Behaglichkeit und Mißbehagen, und giebt diese Gefühle durch Aeußerungen zu erkennen, es lacht oder weint, jauchzt oder schreit.

Diese Periode ist von der dritten, ungleich wichtigern, nur mit Mühe und genauer Aufmerksamkeit zu unterscheiden, weil die Grenzlinien des Empfindens und Erkennens in uns überhaupt schwer zu bezeichnen sind. Ich nenne sie, weil ich doch einmal den vorigen Namen gab, die Periode der beginnenden Menschheit.

Der Punkt ihres Eintritts fällt in denselben Augenblick, in welchem das Kind die Gegenstände der Außenwelt nicht mehr bloß starr begafft, die Eindrücke, welche diese auf dasselbe machen, nicht mehr bloß leidend empfängt, sondern dadurch in seinem Innern zu einer thä=

---

die diesen Materien proportionirt sind, so davon erschüttert, daß eine Empfindung erfolgt. Jede Art der Nerven verlangt also einen besondern Eindruck, und jede eine Materie, die diesen Eindruck hervorzubringen geschickt ist."

tigen Rückwirkung veranlaßt wird *). Wenn Sie mit mir das Kind weiter beobachten wollen,

*) Wer seinen Cursus in der kritischen Schule gemacht hat, sieht sogleich ein, daß ich nichts anders darunter verstehe, als was diese Rezeptivität und Spontaneität nennt. Im Folgenden bin ich dem, was diese Schule von dem geistigen Vermögen des Menschen lehrt, meist gefolgt, weil ich es als Wahrheit anerkannt habe, und — so hoff' ich — stets dafür anerkennen werde. Was diese Schule aber von Raum und Zeit lehrt, bin ich übergangen, aus Gründen, die sich leicht ergeben, nur nicht aus dem, als ob ich diese Lehre für nicht wahr hielte. Ich wage das Geständniß, daß ich sie für wahr halte, auf die Gefahr für einen Erzkritiker und — Nachbeter verschrieen zu werden. Diesen Schimpf will ich so lange geduldig ertragen, bis ich, was nächstens geschehen wird, dargethan habe, daß — Herder ein Kantianer ist, etwas, das Herder selbst nicht weiß, und nicht glaubt.

so werden Sie sogleich sehen, was ich hierunter verstehe.

Das Kind nimmt jetzt Gegenstände außer sich wahr. Sehen Sie, wie es nach dem erscheinenden Lichte greift, wie es sich umdreht, wenn es des Vaters Stimme hinter sich vernimmt, wie es den Blick auf jeden neuen Gegenstand richtet! Nicht lange, so bemerkt es die Gegenstände, d. h. es nimmt etwas Besonderes an ihnen wahr, Aehnlichkeiten oder Unterschiede, denn es stutzt, so oft ihm ein neuer, noch nicht vorgekommener Gegenstand, etwa ein Mensch, ein Thier, ein Spielzeug, das es vorher noch nicht sah, aufstößt.

Durch dieses Bemerken wird das Kind nun aufmerksam auf die Gegenstände, oder mit andern Worten, es lernt sie beobachten, d. h. die Merkmahle, Kennzeichen derselben ausfindig machen. Das Kind hat ein neues Spielzeug erhalten, und schnell fährt es mit diesem zum Munde, und will in dasselbe beißen. Aber es ist hart, und verursacht ihm durch das Beißen

Wehe an dem Zahnfleisch. Hier fühlt und bemerkt das Kind gar bald den Unterschied dieses Spielzeugs von seinem Zwieback, und die Erfahrung giebt ihm gleichsam die erste Lehre, künftighin zu beobachten.

Daß das Kind dies thue, und gethan haben müsse, verbürgt uns sein anderweitiges Handeln, wo es in allen Stücken mehr Behutsamkeit zeigt, denn einige Male gebrannt greift es nicht so leicht wieder in das Licht.

Durch Aufmerksamkeit und Beobachtung also lernt das Kind Gegenstände unterscheiden, d. h. finden, dieses sei nicht jenes, und jenes ein anderes, als dieses, oder: es lernt die charakteristischen Kennzeichen desselben kennen *).

Und hiedurch gelangt es zur Erkenntniß von Gegenständen, d. h. zum Bewußtsein des Unterschiedes des einen von dem andern. Es vergeht freilich eine geraume Zeit, bis es zu

*) Daß man hiebei abstrahiren müsse, versteht sich von selbst.

diesem Bewußtsein gelangt, und eine noch geraumere, bis die Erkenntniß völlig deutlich wird, allein das Bewußtsein erhebt sich doch jetzt in ihm.

Und zugleich mit diesem Bewußtsein entstehen Vorstellungen in dem Kinde. Ich wollte aber, unsre Sprache hätte statt Vorstellung ein anderes Wort, da dieses leicht irre führt, indem es etymologisch weiter nichts besagt, als das gleichsam Vorsichhinstellen eines Gegenstandes *). Man kann dadurch leicht versucht werden, diese Thätigkeit unsers Innern (des Vorstellens) mit bloßer Anschauung zu verwechseln, und Vorstellung ist mehr als dies. Bei der Anschauung kann ich mich bloß leidend verhalten, bei der Vorstellnng bin ich thätig, und Vorstellung müßte wenigstens das im Geiste vor sich hinstellen eines Gegenstandes sein. Hier wollen wir aber auf einen Augenblick

*) So wie Empfindung gleichsam das Insichfinden desselben. Was ich finden soll, kann nicht in mir sein.

das Kind verlassen, um in uns selbst nachzuforschen, was beim Vorstellen in uns vorgehe.

Ich stelle mir z. B. jetzt meinen geliebten Verduc vor. Hier steht er vor mir im Geiste ganz wie er leibt und lebt, d. h. so wie ich ihn, das Individuum, von allen andern Individuen der ganzen Menschengattung unterschieden erkannt habe. Er könnte und würde aber in drei Fällen nicht so vor mir stehen, 1) wenn ich ihn nie gesehen (angeschaut) hätte; 2) wenn ich die ihn unterscheidenden Kennzeichen nicht aufgefaßt (ihn nicht erkannt) hätte, und 3) wenn ich mir dieser Umstände nicht bewußt wäre, und in diesen drei Fällen würde ich — keine Vorstellung von Ihnen haben.

Demnach habe ich bloß eine Vorstellung von Ihnen, weil ich mir bewußt bin, Sie erkannt zu haben, und vermöge dieses Bewußtseins fähig bin, Sie mir darzustellen; und einen Gegenstand sich vorstellen heißt also im Allgemeinen, sich seine erkannten Beschaffenhei-

ten im Bewußtsein als gegenwärtig darstellen *).

Untersuchen wir diese Thätigkeit unsers Innern etwas genauer, als gewöhnlich zu geschehen pflegt; so werden wir dadurch auf einen Punkt geleitet, der der hauptsächlichste unsers ganzen Wesens ist, und den ich deshalb den Centralpunkt unserer gesammten geistigen Vermögen nennen möchte. Er ist als solcher wohl allerdings einer besondern Aufmerksamkeit würdig.

Bei jeder Vorstellung unterscheide ich dreierlei im Bewußtseiu — mich selbst — den vorgestellten Gegenstand — und die Vorstellung, als von mir und dem Gegenstande verschieden. Als ich Sie mir vorstellte, unterschied ich im Bewußtsein — mich von Ihnen, — Sie von mir,

*) Erkennen und Vorstellen ist nicht einerlei. Das Erkennen bezieht sich immer auf gegenwärtige Gegenstände, Vorstellen aber kann ich mir auch etwas, das nicht gegenwärtig ist.

— und meine Vorstellung von Ihnen als von uns beiden verschieden.

Sie ahnen vielleicht schon, wohin ich mit dieser Unterscheidung will, zu der Frage nämlich: „Wer ist es, der vorstellt?" — — Ich bin es, nichts außer mir, Ich selbst, nur Ich. Dieses Bewußtsein bricht wie ein Sonnenstrahl aus düstern Wolken mit voller Klarheit in mir hervor, sobald ich mir Gegenstände außer mir vorstelle, kann aber auch nur erst in diesem Momente sich mir in aller Deutlichkeit aufdringen *). Es ist das Bewußtsein des Ich, Selbstbewußtsein, die innere unerschütterliche Uiberzeugung, daß Ich in jedem Augenblicke der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft derselbe bleibe und bin.

In diesem Selbstbewußtsein hat sich uns in dem Menschengeschöpfe der Punkt offenbart, von

*) Fichte drückt das so aus: das Bewußtsein des Nicht Ichs macht das Bewußtsein des Ichs möglich, und nennt das Selbstbewußtsein ein intellektuelles Anschauen.

dem alles Denken in ihm ausgeht, worauf alles sein Denken sich bezieht. Nur bei der lebendigen Uiberzeugung, daß ich, der heute denkt, derselbe bin, der gestern dachte, ist Gewißheit für den Menschen möglich, nur indem er an diesem Ende alle seine Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erkenntnisse und Vorstellungen anknüpft, werden diese gleichsam an einen Faden gereiht, und machen ein Ganzes seiner Erkenntnisse aus, dadurch nur können wir eine Summe von Kenntnissen in uns sammeln *).

*) Meine Erklärung vom Selbstbewußtsein weicht, wie man sieht, wo nicht ganz, doch grobentheils von der gewöhnlichen ab. Nach der gewöhnlichen ist es nämlich nichts weiter, als das Bewußtsein von Empfindungen, die in mir selbst ihren Grund haben, im Gegensatz von denen, die äußere Gegenstände in mir erregen. Die Psychologen nehmen zur Erläuterung dieses Selbstbewußtseins noch einen inneren Sinn im Gegensatz des äußeren Sinnes an, und verstehen unter innerem Sinne das Vermögen,

Dieses Selbstbewußtsein, oder diese Vorstellung des Ich — wenn ich so sagen darf —, macht uns also im eigentlichsten Sinne erst zur Person, indem es alles andere Bewußtsein in uns zur Einheit verknüpft. Es muß demnach auch allem andern Bewußtsein zum Grunde liegen, und liegt ihm auch, selbst den Thatsachen der Erfahrung zu Folge, wirklich zum Grunde. Denn wenn die Knospe des Geistes im werdenden Menschen allmählig sich entfaltet, finden wir, daß es eine ziemliche Weile dauert, bis er das Ich sprechen, mithin auch im Innern zur Idee der Ichheit sich erheben kann. Kinder und Nationen in ihrem Kindesalter reden nur, selbst von sich, in der dritten Person, und so lange dies geschieht, ist auch alles ihr Wissen

Veränderungen in meinem Inneren wahrzunehmen. Die Physiologie will aber hier nicht recht mit der Hypothese der Psychologen stimmen, und aus diesem Grunde nehme ich sie nicht an. Uibrigens werde ich im folgenden Theile auf dieses Selbstbewußtsein zurückkommen.

nur fragmentarisch. Ihr geistiges Vermögen hat sich gleichsam nur noch leidend verhalten. Sobald aber das Kind durch Ich zu sprechen anhebt, verschwindet jene Dämmerung des Geistes immer mehr, und die schönste Morgenröthe fliegt der kommenden, entwickelnden und neu belebenden Sonne voran. Bewundernswürdig sind die Fortschritte, welche das Kind von jetzt an macht, denn vorher fühlte es sich bloß, jetzt denkt es sich, und mithin hab' ich wohl nicht Unrecht, das Selbstbewußtsein im Menschen den Sonnenpunkt seines ganzen Wesens zu nennen.

Lassen Sie uns nun, mein Bester, zurück zu unserm Kinde gehen, und auch die übrigen Erscheinungen beobachten, welche sein nunmehr in volles Spiel der Thätigkeit gesetztes geistiges Vermögen — lassen Sie mich immer diesen Namen im Gegensatz des bloßen Organismus beibehalten — zeigt.

Es hat sich durch Empfindung und Wahrnehmung *) zur Aufmerksamkeit und zum Bewußt-

*) Wahrnehmung steht hier statt Anschauung (empirische Anschauung).

sein, und vermöge dieses zu Erkenntnissen und Vorstellungen erhoben, was dadurch offenbar beurkundet wird, daß es verschiedenartige Gegenstände nicht mehr verwechselt, wie es wohl ehedem that, wo es statt des Messers die Lichtputze, statt des Zwiebacks die Klapper ergriff. Erkenntnisse und Vorstellungen sind aber gleichsam nur die rohen Materialien, welche das thätige Vermögen in uns bearbeitet, lassen Sie uns also sehen, wie dies geschehen möge.

Das Kind sagt, „Rhabarber ist bitter, Zucker ist süß.“ Was thut das Kind, indem es dieses sagt? Es verbindet in jedem Falle zwei Vorstellungen mit einander, die Vorstellung des Rhabarbers mit der Vorstellung des Bittern, und die Vorstellung des Zuckers mit der Vorstellung des Süßen, und zwar beide Vorstellungen im Verhältniß zu einander, dergestalt, daß es sich das Bittre als in dem Rhabarber, und das Süße als in dem Zucker enthalten denkt. Was ein Gegenstand nur enthält, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern bloß ein

Merkmal, ein Kennzeichen, eine Eigenschaft desselben. Das Kind hat also, wenn wir den Fall ganz genau bestimmen, jetzt von einem Gegenstande ausgesagt, er habe dieses Merkmal, und wenn ich von einem Gegenstande aussage, er habe dieses oder jenes Merkmal, oder er hab' es nicht, überhaupt, wenn ich von ihm aussage, er sei dies oder sei es nicht, so urtheile ich über ihn. Das Kind hat also jetzt geurtheilt, und mithin schreibe ich dem thätigen Vermögen in ihm — das Urtheilsvermögen zu.

Das Kind kann jetzt keinen einzigen Gegenstand wahrnehmen, ohne darüber zu urtheilen, denn es wird sich von jedem eigenthümlicher Merkmale bewußt. Das Vermögen zu urtheilen ist also in beständiger Thätigkeit bei ihm, und muß mithin immer mehr kultivirt werden, eben deshalb aber dem Kinde auch immer deutlichere Erkenntniß und bestimmtere Vorstellung von den Gegenständen verschaffen.

Daß nicht jede Erkenntniß und Vorstellung gleich deutlich sei, bedarf in der That keiner Frage, denn von welchem Gegenstande wir uns aller seiner erkennbaren Merkmale bewußt sind, werden wir eine ganz deutliche, von welchem wir uns hergegen nur einiger Merkmale bewußt sind, eine minder deutliche Erkenntniß, und mithin eine eben solche Vorstellung haben. Das Kind z. B., welches vorhin vom Rhabarber urtheilte, daß er bitter sei, hat zweifelsohne eine Erkenntniß von dem Rhabarber, denn es ist sich eines Merkmals desselben bewußt. Allein es hat immer nur eine undeutliche Erkenntniß davon, in wiefern es sich nur eines Merkmals desselben bewußt ist. Hat der Rhabarber deren nicht mehrere? Und reicht das Merkmal der Bitterkeit an ihm zu, um ihn mit Sicherheit von allen andern Gegenständen zu unterscheiden?

Wenn wir dies thun, ihn von allen andern Gegenständen mit Sicherheit unterscheiden wollen, so müssen wir die ihm wesentlich zukom-

menden Merkmale aufsuchen, und ihm beilegen, und alle ihm nicht zukommenden von ihm absondern, wo denn am Ende nur sein Eigenthümliches in der Vorstellung zurückbleibt.

Dieses Eigenthümliche eines Gegenstandes, das mir, nach Absonderung alles dessen, was ihm nicht eigenthümlich zukommt, also mehreren Gegenständen außer diesem gemeinsam ist, in der Vorstellung zurückbleibt, bewirkt etwas sehr merkwürdiges, nämlich den Begriff von einem Gegenstande.

Im gemeinen Leben hört man oft sagen, „ich kann mir davon gar keine Vorstellung, ich kann mir davon gar keinen Begriff machen," und in dieser Redensart braucht man Begriff und Vorstellung als gleichbedeutend. Allein das sind sie in der That nicht, denn Begriff ist sogar mehr, wenigstens etwas ganz anderes, als selbst die deutlichste Vorstellung, da Vorstellung allemal dem Begriffe vorher geht.

Wenn unser Kind z. B. Vorstellung von einem Baume haben soll, so wird dazu erfordert,

daß es sich der erkannten Merkmale desselben bewußt sei, den Baum sich darstellen könne, als ein Produkt aus dem Pflanzenreiche, das aus einem Stamme besteht, welcher sich oben in eine Krone von Aesten, Zweigen und Blättern ausbreitet, und unten in Wurzeln ausläuft, die, in die Erde verwachsen, ihn fest an seiner Stelle halten. Dadurch ist das Kind wohl allerdings fähig, den Baum von allem, was nicht Baum ist, zu unterscheiden, und es wird nie in Verlegenheit gerathen, ein Haus, ein Thier, einen Menschen für einen Baum zu halten. Wenn aber das Kind fähig ist, den Baum so bestimmt sich vorzustellen, sollte es da keinen Begriff davon haben? — Ich antworte, Nein. Es muß zwar diese Vorstellung haben, wenn es einen Begriff davon bekommen soll, aber diese Vorstellung ist nicht der Begriff selbst. Einen Begriff von dem Baume hat das Kind nur dann, wenn es, vermittelst der Vorstellung des Eigenthümlichen des Baumes, seiner Vorstellung und des Vorgestellten ganz deutlich sich bewußt ist.

Der Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff liegt darin, daß ich in der ersten etwas Gegebenes auffasse, im letzten aber dies aufgefaßte Gegebene zu etwas in mir mache. Durch den Begriff wird auf eine mir unbegreifliche Weise der Baum zu etwas in mir, so daß ich ihn in gewisser Hinsicht ein Produkt meines geistigen Vermögens, meiner eignen Thätigkeit, und ein Edukt der Vorstellung nennen könnte *). Ich thue jetzt mehr, als mir den Baum bloß vorstellen, ich denke ihn.

*) Ich glaube, daß diese Darstellung ganz mein eigen sei, und weiß nicht, ob man mir verzeihen wird, etwas Eigenes zu haben. Vermuthlich nicht! Hier will ich indeß nur noch so viel sagen, daß ich den Thieren bloß Vorstellungen, einzig dem Menschen Begriffe zuschreibe. — Ob man wohl auf die Vermuthung kommen könnte, daß in meiner Darstellung ein Vereinigungspunkt von der Critik der reinen Vernunft, der Theorie des Vorstellungsvermögens, und der Wissenschaftslehre liege? —

Begriff ist Gedanke, und vermöge der Begriffe, der Gedanken, wird die ganze Welt außer mir gleichsam eine Welt in mir, von der ich selbst der Schöpfer bin.

Der Mensch hat also das Vermögen, Begriffe oder Gedanken zu erzeugen. Dieses Vermögen hat man mit dem Namen **Verstand** bezeichnet, der Mensch hat also Verstand, in wiefern er Begriffe erzeugt. Es ist aber doch wohl nicht genug, daß er Begriffe, Verstand hat, was fängt er damit an? — Wie gesagt, er schafft durch sie in sich die Welt mit ihren Gegenständen außer sich zum zweitenmale. Er stellt sich nämlich nun die Dinge **durch Begriffe** vor, welche Begriffe er in sich ordnet, trennt, verbindet u. s. w., und **gesetzmäßig** geordnet in einem Bewußtsein vereinigt, welche Thätigkeit seines geistigen Vermögens das **Denken** ausmacht. **Der Mensch denkt.**

Das Wort Verstand besagt etymologisch genommen, das **Verstehenkönnen** einer Sache, und wahrscheinlich ist das Vermögen zu

denken, oder mehrere Begriffe in einem Bewußtsein zu vereinigen, deshalb mit diesem Namen bezeichnet worden, weil wir, indem wir die Begriffe in uns auf eine eben solche Weise ordnen, als die ihnen außer uns korrespondirenden Gegenstände geordnet sind, weil wir, sag' ich, dadurch gleichsam tiefer in die Natur dieser Gegenstände eindringen, und sie mithin verstehen lernen.

Ein berühmter Philosoph, der Stifter der neuesten Schule in Teutschland, erklärt Begriff durch Vorstellung der Vorstellung, und mich däucht, er habe dadurch den Geburtsort der Begriffe, und den Kreis, innerhalb welchem sie sich halten, genau bestimmt *). Las-

*) Vorn wurde gesagt, Vorstellung gehe dem Begriffe vorher. Gerade die entgegengesetzte Meinung behauptet Herr Maimon in seiner Theorie des Denkens S. 16 fg. Nach ihm setzt das Vorstellen das Denken voraus, und folgendes Beispiel soll seine Meinung deutlich ma-

sen Sie uns nun aber gänzlich davon absehen, und unser Augenmerk jetzt auf die Verbindung der Begriffe richten.

Wenn ich sage, Verdue liest diesen Brief, so vereinige ich mehrere Begriffe in einem Bewußtsein, ich denke mir also etwas. Und zwar

chen. „Ehe ich," sagt er, „eine Vorstellung vom Golde haben kann, muß ich erst das Gold durch Verbindung seines Mannichfaltiger. (seiner Merkmale) in einer Einheit des Bewußtseins, als Objekt, denken. Unter den Merkmalen des Goldes sind einige ihm eigenthümliche, z. B. die vorzügliche Schwere und Auflösbarkeit in aqua regis. Diese sind Vorstellungen des Goldes. Andere wiederum sind dem Golde mit andern Objekten gemeinschaftliche Merkmale, z. B, die gelbe Farbe; diese ist ein Begriff des Goldes." — Mein Urtheil über diese Meinung dürfte für eine Note leicht zu lang werden, ich behalte mir deshalb vor, es in einer Beilage beizubringen.

vereinige ich diese Begriffe so, daß ich mir den einen Begriff als den Hauptbegriff denke, und die übrigen als Nebenbegriffe diesem, als zu ihm gehörig, in gesetzmäßiger Verknüpfung beifüge. Ich sage also im Grunde etwas von einem Begriffe aus, bestimme ein gewisses Verhältniß, in welchem er mit andern Begriffen steht. Wenn nun diese Operation unsers geistigen Vermögens, wie gezeigt worden ist, Urtheil genannt wird, so hab' ich jetzt geurtheilt. Dieses aber findet bei jeder Verknüpfung von Begriffen statt, und mithin werd' ich in einem gewissen Sinne sagen können, daß alles unser Denken im Urtheilen bestehe, und in eben diesem Sinne erhält die sonst so äußerst unbestimmte mangelhafte Erklärung vom Begriffe, daß er sei „jede Vorstellung, die in einem Urtheile als ein Theil vorkommen kann" erst Bedeutung.

Vermittelst dieses immerwährenden Urtheilens erheben wir uns nach und nach zur Wahrheit im Denken, d. h. wir bringen es dahin, daß wir in unserm Bewußtsein mit unsern Be-

griffen von den Gegenständen genau dieselben Merkmale verbinden, welche an den Gegenständen selbst wahrzunehmen sind. Aller Irrthum, der schädlich und gefährlich werden könnte, verschwindet dadurch immer mehr, denn wir brauchen uns jetzt nur einen Gegenstand zu denken, um zu wissen, wie er ist, oder mit andern Worten, seiner eigenthümlichen Beschaffenheit uns bewußt zu werden *).

Allein wie langsam würde doch alles mein Denken von statten gehen, und dabei wie unzusammenhängend, wie abgerissen sein, wie we-

*) J'entends ici par attributs, non ce que les objets ſont en eux-mêmes, mais ce qu'ils paroiſſent être. Il nous eſt impoſſible de dire en quoi conſiſtent les déterminations internes des choſes; mais nous pouvons au moins aſſurer ce qu'elles paroiſſent être, réſulte de ce qu'elles ſont. Par cette méthode j'évite toutes les objections, et je me tiens toujours ſtrictement attaché aux faits, et aux conſequences qui en réſultent.

nig demnach im Grunde mir nützen, wenn ich ewig weiter nichts thäte, als nur urtheilen. Die einzelnen Begriffe, die einzelnen Urtheile würden dann wie Gerülle in einer Polterkammer unter und über einander, ungebraucht und unbrauchbar in mir liegen. Die Begriffe und Urtheile haben demnach an und für sich nur wenig Werth, um nicht zu sagen gar keinen. Um Werth zu erhalten, und Nutzen zu schaffen, müssen sie erst geordnet, verbunden werden, sie müssen ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, wie die Natur selbst, wo alles Einzelne in einander greift, wechselseitig bestimmt, und bestimmt ist, und so Eins ausmacht.

Um den Vorrath unserer Begriffe und Urtheile zu sichten, und geordnet zusammen zu stellen, müssen wir über unsre Urtheile gleichsam selbst wieder urtheilen, d. h. sie in Uiberlegung nehmen (über sie reflektiren). Wie will ein Baumeister aus einem Haufen Steine eine Mauer aufführen, ohne nicht unter diesen Steinen eine solche Auswahl zu treffen, daß sie auf und ne-

ben einander passen, und ohne sie gehörig mit einander zu verbinden! Eben so verhält es sich mit unsern Begriffen und Urtheilen.

Man sieht leicht ein, daß die anzustellende Reflexion über unsre Begriffe und Urtheile nichts anders sein könne, als eine Anwendung der Aufmerksamkeit auf sie. Sobald wir diese Aufmerksamkeit auf die Begriffe hinlenken, kann es nicht fehlen, daß wir nicht Aehnlichkeiten und Unterschiede unter den einzelnen wahrnehmen sollten. Wir werden nun sogleich zu ordnen anfangen, indem wir alle ähnliche zusammenstellen *). Aehnlich sind solche Gegenstände, welche einerlei Merkmale mit einander gemein haben. Es können aber zwei Gegenstände nicht völlig einerlei Merkmale mit einander gemein, und doch Aehnlichkeit haben.

Ein Beispiel wird dies erläutern.

*) Nach den Sätzen des Widerspruchs und der Einerleiheit, oder nach Herrn Maimon dem Satze der Bestimmbarkeit.

Es ist bekannt, daß aus dem einzigen Menschengeschlechte mehrere, in Ansehung des Körperbaues ziemlich, oft auffallend von einander abweichende, Racen vorhanden sind, und noch bekannter ist, daß auch unter jeder von diesen Racen keine zwei einander vollkommen ähnliche Menschen getroffen werden, da selbst die ähnlichsten sich, und wär' es auch nur durch einen leisen Zug, von einander unterscheiden.

Ist aber, dieser Unterschiede ungeachtet, der Neger vom Europäer, Verdue von mir so sehr unterschieden, daß wir nicht alle unter der Benennung von Mensch befaßt werden könnten? Nein, so wichtig sind diese Unterschiede nicht, da wir in den übrigen Merkmalen, an denen der Mensch erkannt wird, immer Aehnlichkeit mit einander behalten.

Es findet also hier ein Unterschied unter den Merkmalen selbst statt, denn einige sind bestimmender, als andere, einige dem Gegenstande wesentlich zukommend, andre ihm nur zufällig, und man kann also wohl füglich jene

die Hauptmerkmale, diese Nebenmerkmale nennen.

Hieraus ergiebt sich, wie wir verfahren werden, wenn wir alle ähnlichen einzelnen Begriffe zusammenstellen.

Wir wollen uns hiezu einen Menschen denken, der bis jetzt nur eine Rose sah, und also auch nur den Begriff von Einer Rose (konkreten Begriff) haben kann. Diese Rose wird er sich natürlicher Weise mit allen denen Merkmalen denken, die er gerade an dieser wahrnahm, also vielleicht in seinen Begriff von der Rose außer ihrem spezifischen Geruche, ihrer Gestalt, der rothen Farbe ihrer Blätter, u. s. w. auch die dieser Rose eigenen Merkmale des Vollaufgeblühtseins und eines krummen Stiels mit aufnehmen. Nun bekömmt er aber mehrere zu sehen, und zwar welche, die noch in der Knospe, andre die halb aufgeblüht sind, welche mit geradem, andere mit minder geradem Stiele. Sogleich wird er anfangen, seinen Be-

griff von jener Rose mit den Begriffen, welche er von diesen bildete, zu vergleichen, und diese Vergleichung wird ihm bald das auffinden lassen, was allen diesen Rosen, und was nur einigen von ihnen zukommt. Das, was allen zukommt, ist Hauptmerkmal, was nur dieser oder jener zukommt, Nebenmerkmal der Rose. Alle diese in seinem ersten Begriffe von der einzelnen Rose aufgefaßten Nebenmerkmale wird er jetzt bei Seite liegen lassen, — absondern davon — und nur die allen gemeinsamen Hauptmerkmale auffassen. Diese gemeinsamen Merkmale faßt er nun in Einen Begriff zusammen, welcher zusammengefaßte Begriff auf alle Individuen der ganzen Gattung anwendbar ist. Und so ist denn der Mensch durch seine Reflexion über seinen Begriff von der einzelnen Rose, in Zusammenstellung der Begriffe von mehreren Rosen, vermittelst der Absonderung aller bloß zufälligen Merkmale jeder Rose, zu dem Begriffe von Rose überhaupt gekommen. Dieser abgezogene Begriff ist gleichsam ein Vorbild aller

Rosen, — es ist ein Allgemeinbegriff (Idee) *).

*) Gewöhnlich erklärt man Begriff so, daß er sei „Vorstellung durch gemeinsame Merkmale," aber offenbar verwechselt man hier den Allgemeinbegriff mit dem besondern. Diese Verwechslung macht niemand offenbarer als Herr Platner, welcher §. 164 sei' Lehrbuchs der Logik und Metaphysik sagt: Ein Allgemeinbegriff (oder besser, schlechthin ein Begriff) ist eine Vorstellung, in welcher befaßt ist das Aehnliche mehrerer — einzelner oder selbst allgemeiner — Vorstellungen." — Was wäre denn da ein konkreter Begriff? Oder giebt es überhaupt nach Herrn Platner keinen solchen? Es ist aber allerdings zwischen dem konkreten und Allgemeinbegriffe ein Unterschied. Schon in Ansehung ihrer Genesis, denn wenn der erste durch die produktive Einbildungskraft hervorgebracht wird, so entsteht der letztere im Gegentheile mit Reflektiren auf die reproduktive Einbildungskraft in ihrer vollen Frei-

Weit entfernt aber, uns damit zu begnügen, so viele Mannichfaltigkeiten in Einheiten verknüpft zu haben, streben wir vielmehr jetzt nur noch weiter, und suchen auch diese Einheiten wieder zu verknüpfen, um uns zur vollendeten Vollständigkeit in den Begriffen zu erheben. Hiebei geht das thätige Begriffe bildende Vermögen in uns eben so zu Werke, wie vorher, d. h. auf dem Wege der Reflexion, wohlverstanden aber, der Reflexion über seine Allgemeinbegriffe.

Derselbe Mensch, der sich vorhin den Allgemeinbegriff der Rose bildete, soll sich nun auch von Lilien, Tulpen, Veilchen u. s. w. solche Allgemeinbegriffe gebildet haben. Seine Reflexion darüber wird ihm bald einerseits die Unterschiede, andererseits aber auch die Aehnlich-

heit. Aus jener Verwechslung bei Herrn Platner läßt sich auch nur seine Behauptung erklären, daß der Allgemeinbegriff dem eines besondern Objekts vorher gehe.

keiten dabei auffinden lassen. Indem er nun wieder die allen diesen Allgemeinbegriffen zukommenden Merkmale zusammenstellt, und die nur den einzelnen zukommenden davon ausschließt, entsteht ihm ein noch allgemeinerer Begriff, der der Blume. Auf diesem Wege immer fortschreitend erhebt er sich stufenweise wieder, erst zu dem Begriffe der Pflanze, dann des organisirten Körpers, nachher des Körpers überhaupt, und endlich zum allgemeinsten, dem Begriffe eines Wesens *).

Hiedurch aber tritt der Mensch über den Kreis alles Sinnlichen hinaus, denn alles, was diese allgemeinsten Begriffe ihm besagen, ist kein Gegenstand der Wahrnehmung, ist bloßes rei-

*) Diese allgemeinsten Begriffe will Fichte wahrscheinlich allein Allgemeinbegriffe genannt haben, und so ist es richtig, was er sagt, nicht jeder abstrakter Begriff sei ein allgemeiner, wiewohl jeder allgemeine ein abstrakter.

nes Produkt seines auf vollendete Einheit hinstrebenden Denkens. Diese Erscheinung ist aber in der That sehr merkwürdig, und unterscheidet sich auch auffallend von der Operation des Verstandes. Denn wenn diese sich darin äußerte, daß der Verstand Begriffe bildete, und mehrere solcher Begriffe — zum Urtheil — im Bewußtsein zur Einheit verband, so finden wir gegentheils hier ein Bestreben, von dem Einzelnen abzusehen, immer zum Allgemeinern fortzuschreiten, und alle einzelnen Begriffe und Urtheile wiederum so unter einander zu verbinden, und zu ordnen, daß daraus ein Ganzes entstehe. Dieses nicht geringen Unterschiedes halber hat man auch dieses Vermögen in uns mit einem eignen Namen belegt, und es Vernunft genannt *).

*) Der Etymologie zu Folge drückt Vernunft freilich weniger aus, als Verstand, denn es ist von Vernehmen abgeleitet, und man könnte wohl sagen, ehe ich etwas verstehen könne, müsse ich es vernommen haben. Allein ist es Schuld des

Gänzlich davon abgesehen, welche Erhabenheit durch dieses Vermögen der Vernunft unserer Natur ertheilt worden ist, wollen wir uns jetzt in unserer Untersuchnng bloß auf den Gebrauch, den wir davon machen, und auf den Nutzen, den wir daraus ziehen, einschränken.

Philosophen, wenn er in unserm Gemüthe ein Vermögen findet, das höher ist als aller Verstand, und doch in der Sprache kein dies Vermögen richtig bezeichnende Wort? Die lateinische und französische Sprache sind hierin glücklicher, welche für Verstand ihr intellectus, l'entendement, und für Vernunft ihr ratio, raison haben. Dieses letztere besagt zugleich den **Grund von etwas**, und so ließe sich, wenn dies des Wortes primitive Bedeutung ist, Vernunft sehr schicklich so daraus deriviren, daß sie sei das Vermögen der Einsicht in die Gründe der Dinge. Da muß denn aber Verstand wohl allerdings vorhergehen.

Ungemein wird alles unser Denken uns dadurch erleichtert, denn wir haben nun nicht erst nöthig, in jedem einzelnen Falle eine ganze lange Reihe von Erfahrungen zu durchlaufen, um eine Anwendung auf ihn machen zu können. Die Gegenstände der Erkenntniß, welche vorher zerstreuten Massen glichen, sind jetzt näher an einander gerückt, und verstatten so eine nicht bloß schnellere, sondern auch sichrere Uibersicht, nach welcher man sich immer besser zurecht findet. Wir mitteln dadurch die Verhältnisse unsrer Kenntnisse und ihrer Gegenstände immer besser aus, und erlangen mithin lichtere Einsicht in die Wahrheit oder Falschheit unserer Begriffe und Urtheile.

Und wie leicht wird es uns nun, wenn wir uns erst zu allgemeinen Begriffen und Urtheilen erhoben haben, jeden besondern Begriff gehörig zu ordnen. Ja mit welcher Sicherheit können wir nicht jetzt von der Wahrheit eines allgemeinen Urtheils auf die Wahrheit eines besondern rechnen, indem wir des erstern uns

gleichsam als Maßstab für das letztere bedienen *). Wir urtheilen nun mittelbar, d. h. wir vergleichen zwei Begriffe durch Hilfe eines dritten (Mittelbegriffes) mit einander, und bestimmen so das Verhältniß des einen. Mit einem Worte, wir erkennen die Wahrheit eines Urtheils vermittelst seiner Abfolge aus andern Urtheilen, versteht sich, wenn diese Urtheile selbst wahr sind **).

*) Man giebt sonst die Funktionen der drei sogenannten höhern geistigen Vermögen so an, daß der Verstand das Besondere zum Allgemeinen verbinde, die Urtheilskraft das Besondre unter das Allgemeine subsumire, und die Vernunft das Besondere im Allgemeinen erkenne.

**) Herr Hoffbauer unterscheidet unter Folgern und Schließen. Ein Urtheil folgern, sagt er, sei, seine Abfolge aus andern Urtheilen erkennen, diese mögen nun für wahr gehalten werden oder nicht. Um zu schließen aber sei es nicht genug, daß man ein Urtheil als aus andern Urtheilen fol-

Diese Thätigkeit unserer Vernunft nennt man Schließen, und diese selbst ist wegen dieser Thätigkeit auch als das Vermögen Schlüsse zu bilden erklärt worden.

Die Vernunft, als das Vermögen zu schließen, vollendet unser ganzes Denkgeschäft, und ist in sofern die höchste und wichtigste unsrer geistigen Thätigkeiten. Die höchste, denn sie setzt den Verstandesgebrauch, und seine Bedingungen voraus. Aber auch die wichtigste, denn was ist unsre ganze Sammlung von Erkenntnissen und Kenntnissen, ohne wechselseitige Verbindung? Und wie wir fast allaugenblicklich urtheilen müssen, so müssen wir auch beinahe in jedem Momente schließen, denn um nur die gewöhnlichste alltäglichste Handlung zu verrichten, müssen wir vorher (wiewohl nicht immer in der Form) einen Schluß machen. Deshalb können wir sagen,

gend denke, sondern man müsse diese Urtheile auch als wahr denken. S. dessen Analytik der Urtheile und Schlüsse S. 174 fg.

wenn Urtheilen Denken ist, so heißt Schließen — zusammenhängend denken.

Allein noch ist das ganze Feld unserer geistigen Thätigkeiten nicht ausgemessen, und wir haben noch einige Aeußerungen derselben, die gleichsam als Verbindungsglieder dieser verschiedenen Operationen des Erkennens und Denkens dienen, nachzuholen.

Wenn ich mir heute zwar einer Vorstellung, oder eines Urtheils bewußt wäre, allein morgen wüßte ich nicht mehr, daß ich mir gestern derselben bewußt gewesen, würde mir es dann wohl jemals möglich werden, etwas im Zusammenhange zu denken? Unmöglich. Alles würde im Fluge vor mir vorübereilen, und ich könnte immer nur den gegenwärtigen Moment erhaschen. Erhaschen? Nein, auch das könnt' ich nicht einmal, denn indem ich ihn erhaschen wollte, wäre er schon vom folgenden verdrängt, und keiner ließe eine Spur seines Daseins zurück. Wenn es demnach möglich werden soll, daß ich jemals etwas im Zusammenhange denke; so muß

ich nicht nur des jetzigen Urtheils u. s. w. mir bewußt werden, sondern auch in Zukunft mir bewußt sein, daß ich seiner schon vordem mir bewußt war. Mit einem Worte, ich muß mich jedes ehemaligen Zustandes meines geistigen Vermögens **erinnern** können. Daß wir dies können, ist Thatsache, und mithin müssen wir uns ein **Erinnerungsvermögen** zuschreiben.

Jedoch trägt dieses Erinnern selbst noch nicht zum Denken, sondern nur zum Erkennen bei. Beim Denken nämlich muß ich ehemals gehabte Vorstellungen mir vorstellen, und mithin diese jetzt selbstthätig in mir hervorbringen. Um Denken zu können, muß ich also auch das Vermögen haben, ehemalige Vorstellungen jetzt **willkührlich** in mir hervorzubringen. Allerdings haben wir dieses Vermögen, und nennen es **Gedächtniß** *).

*) Das Gedächtniß kann sich ohne das Erinnerungsvermögen, allein dieses kann sich nicht ohne Gedächtniß äußern. Denn die Vorstellung, die ich in diesem Augenblicke, als eine schon ehemals ge-

Lassen Sie uns aber den Akt des Gedächtnisses jetzt etwas aufmerksamer untersuchen, und ausmitteln, was in uns vorgehe, indem wir eine ehemals gehabte Vorstellung freiwillig in uns erneuern. Ich rufe z. B. die Vorstellung, die ich mir ehedem von Ihnen machte, wieder hervor. Unwillkührlich schwebt mir sogleich Ihr Bild vor dem Auge meines Geistes, so, daß ich Sie gleichsam in der Vorstellung, d. h. ohne Sie gegenwärtig vor mir zu haben, anschaue. Dies geht mir aber mit allen Gegenständen so, und mithin muß ich das Vermögen haben, Gegenstände, auch wenn sie jetzt abwesend sind, und ich mir nur die Vorstellung von densel-

habte erkenne, kann auch durch eben die Ursachen, durch welche sie ehemals bei mir entstand, in diesem Augenblicke wieder bei mir erzeugt werden. Ich kann jetzt z. B. den Gegenstand sehen, den ich mich erinnere, schon gesehen zu haben. Dieses Urtheil ist Erinnerung, allein hier ist das Gedächtniß nicht thätig. Hoffbauer Erfahrungsseelenlehre S. 33.

ben freiwillig hervorrufe, anzuschauen, ein Vermögen, welches man mit einem sehr bezeichnendem Worte benennt hat, Einbildungskraft (Imagination) *).

Ohne Einbildungskraft ist kein Gedächtniß, ohne Gedächtniß überhaupt kein zusammenhängendes Denken möglich, mithin ist das Vermögen der Einbildungskraft gleichsam das Mittel=

*) Kant unterscheidet zwischen Einbildungskraft und Phantasie. Die erstere erklärt er eben so, wie sie oben erklärt worden ist, die letztere ist nach ihm Einbildungskraft, so fern sie auch unwillkührlich Einbildungen hervorbringt. Auch Platner unterscheidet zwischen beiden, doch so, daß Phantasie sei, das Vermögen der Vorstellungen von nicht gegenwärtigen Gegenständen, und Einbildungskraft ein ausgezeichneter Grad der Vollkommenheit der Phantasie, zu der diese sich verhalte, wie der Scharfsinn zum Verstande. — Das Urtheil hierüber mag fällen, wer will, und Lust dazu hat.

glied, welches das Erkenntnißvermögen mit dem Denkvermögen in uns verbindet. Wie sich die Anschauung zum Erinnerungsvermögen, so verhält sich die Einbildungskraft zum Gedächtniß.

Alle Bilder, welche wir vermittelst der Einbildungskraft in uns erzeugen, müssen uns irgend einmal in der Anschauung gegeben worden sein. Neues bringt diese Zauberin nicht hervor, sie ist also nicht schöpferisch, sondern nur hervorrufend. Freilich finden wir, daß sie nach Willkühr öfters neue, und oft seltsame, Bilder erzeugt, denn was hindert sie, sich ein Geschöpf mit einem Frauenkopfe, Thierleibe, und Fischschwanze zusammen zu setzen? Allein woher nimmt sie doch am Ende diese ihre eignen Geschöpfe, als aus dem Vorrathe der Vorstellungen, die sie beliebig trennt, und wieder verbindet? Diese eignen Geschöpfe der Einbildungskraft unterscheiden sich nur dadurch von den Bildern, welche sie in Gemäßheit von Anschauungen sich entwirft, daß ihnen keine An=

schauung entspricht *). Sie sind also nichts Wirkliches, sondern bloße Dichtungen.

Diesen verschiedenen Aeußerungen zu Folge kann man die Einbildungskraft füglich von zwei Seiten betrachten, denn sie ist entweder bloß hervorrufend oder selbstbildend, nach eignem Belieben zusammensetzend. In wiefern sie das letztere ist, bezeichnet man sie auch mit einem besondern Namen, und nennt sie das Dichtungsvermögen.

O Verduc, wie vieles verdanken wir der Einbildungskraft! Sie ist es, die das liebe Bild meines durch weite Räume von mir getrennten Freundes jetzt vor mich stellt, Italiens Zitronenhaine um mich blühen läßt, Italiens reinen Himmel von neuem über mich wölbt. Und wenn schon längst sparsames Haar meinen Scheitel deckt, wird sie noch jene schönen Tage vor mich zaubern, die ich mit Ihnen, Bester,

*) Der Zustand, worin der Mensch Einbildungen für Anschauungen hält, heißt Verrücktheit.

verlebte, die mir so froh entschwanden, und die ich dann noch einmal genießen werde, zum zweitenmale mich als Jüngling fühlend. Lieg' ich dann froh und selig in diesen Gärten der Zauberin, so werd' ich dem Gedächtniß rufen, mir zu helfen, jene Gespräche mit Ihnen wiederum zu halten, denen mein Geist und Herz ihre Bildung und Verädlung danken. Von neuem werd' ich dann, wie sonst, den großen Weltgeist in der Organisation des Wurmes und der Blüthenknospe, der Gruppe des Laokoon und Klopstocks heiligem Gesange, in den Flächen des Kristalls und den Bahnen der Weltkörper mit Ihnen bewundern. O Verduc, ohne Gedächtniß wüßt' ich ja nicht, daß ich Ihr ewiger Schuldner bin!

Daß ich nur aber über dem Lobe des Gedächtnisses nicht meine Untersuchung vergesse! Ich komme schon auf sie zurück.

Nach allen bisher angeführten Thatsachen ist es nun leicht, anzugeben, was Vernunft sei, wie sie in dem Menschen sich äußere, und was

sie in ihm bewirke. Nur müssen wir nicht vergessen, daß Vernunft hiebei nicht in dem vorher angegebnem engern, sondern in dem gewöhnlichen weitern Sinne genommen werden muß, wo man sich unter ihr das Erkenntniß und Denkvermögen, kurz, alle jenen einzelnen geistigen Vermögen, uud ihre Operationen zusammengenommen denkt. Noch aber will ich dabei nicht verweilen, sondern vorher meine Aufmerksamkeit auf einige andere Merkwürdigkeiten in dem Menschen lenken, damit sein ganzes Wesen ermessen werde.

Wir sehen ein, daß alle jene Operationen des Erkennens und Denkens, eben so viele Veränderungen sind, die in unserm Innern vorgehen. Keine Veränderung aber kann vorgehen, ohne durch irgend eine Kraft bewirkt zu werden, mithin setzen auch alle diese Veränderungen eine sie bewirkende Kraft in uns voraus. Himmelweit aber von allen Funktionen des Organismus unterschieden, können wir nicht annehmen, daß diese Veränderungen bloß durch unsre eigne Or=

ganisation hervorgebracht werden. Wodurch aber sonst? — Ja wer dies wüßte, wer dies angeben könnte! — Wir können mehr nicht, als von ihren Wirkungen auf sie zurückschließen, was wir im Grunde auch nur bei allen andern Kräften können, denn wer hat noch bestimmt, was Anziehungskraft, Bildungskraft, Lebenskraft u. s. w. sei? Alles, was wir davon bisher haben ausmitteln können, — und wahrscheinlich werden wir auch nie mehr davon ausmitteln — ist, daß sie seien die unbekannte Ursache gewisser Thätigkeiten *).

*) Il fallait respecter les qualités occultes; car depuis le brin d'herbe que l'ambre attira, jusqu'à la route que tant d'astres suivent dans l'espace; depuis la formation d'une mite dans un fromage jusqu'à la Galaxie; soit que vous considériez une pierre qui tombe, soit que vous suiviez le cours d'une comète traversant les cieux, tout est qualité occulte. *Voltaire.* Alles, was hier Voltaire von der qualitas occulta sagt, ist an-

Die Kraft in uns, durch welche jene Veränderungen wirklich werden, nimmt man als eine geistige an, setzt sie dem Körper und seinen Kräften entgegen, und nennt sie Seele. Dies ist ganz gut, nur hätten sich die Philosophen nie sollen beikommen lassen, über das Wesen dieser Seele raisonniren zu wollen, denn jede Kraft ist als solche für uns unergründlich. Sie wirkt, das sehen wir, sie ist, das schließen wir. Wie sie ist, woher sie ist, was sie ist, sind Fragen, die nie beantwortet werden können, und die man also am besten thut, gar nicht aufzuwerfen. Wie wirkt sie, und wodurch wird sie zum Wirken aufgeregt? das sind freilich ganz andere Fragen, denn hierüber kann eine genaue Beobachtung uns Aufschluß geben.

wendbar auf das, was oben von der Kraft gesagt wurde. Kraft kann selbst nie Erscheinung sein, sondern sie ist nur der intelligible Grund von diesen.

Wir wollen also deshalb diese Fragen jetzt aufwerfen. Uiber die erste derselben sind wir aber schon in Richtigkeit, und haben nur noch die zwote zu untersuchen übrig.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß jede Kraft nur unter gewissen erforderlichen Umständen wirkt, und zur Wirksamkeit erst aufgeregt werden muß. Der Keim einer Pflanze hat unstreitig und unbestritten eine Kraft in sich, sich zu entwickeln, und eine Pflanze aus sich hervorzutreiben, aber dieser in ihm liegenden Kraft ungeachtet, entwickelt er sich doch nur dann, wenn er in die Erde verpflanzt, von Luft, Feuchtigkeit u. a. m. dazu gereizt wird. Die Kraft im Keime der Pflanze entwickelt sich mithin nicht von selbst, sondern lediglich unter gewissen gegebenen Bedingungen, ein Fall, der bei allen übrigen Kräften ebenfalls eintritt, und der zur Aufstellung folgenden Satzes berechtigt:

Jede Kraft kann nur unter zwei Bedingungen sich wirksam äußern. Es

muß 1) ein Reiz *) von außen in sie einwirken, und sie 2) durch diesen Reiz zu ihrer (bestimmten) Thätigkeit gebracht werden. Diese zwei Bedingungen setzen noch eine dritte, vermittelnde, voraus, daß nämlich die Kraft für die Einwirkung des Reizes auch so empfänglich sei, daß ihre Thätigkeit dadurch aufgeregt werden könne. Es giebt also bei keiner Kraft eine Thätigkeit, ohne einen vorhergegangenen Reiz, oder allgemeiner, ohne ein sie zur Wirksamkeit aufregendes Mittel.

Wie mit allen Kräften, so verhält es sich auch mit der geistigen Kraft in uns, und es ist uns schon aus den bisherigen Untersuchungen bekannt, daß die Nerven das auf sie wirkende Medium sind, welche selbst von äußeren Eindrücken

*) Vielleicht hätte ich richtiger gesagt, Antrieb, denn Reiz ist zu speziell. Newton sah sich genöthigt, um die Attraktionskraft wirken zu lassen, zum ersten Stoße seine Zuflucht zu nehmen.

bewegt, wiederum auf die Kraft der Seele wirken.

Es dürfte daher jetzt nothwendig sein, über Gehirn und Nerven einige Betrachtungen anzustellen, und zwar hiebei die vergleichende Anatomie zu Hilfe zu nehmen, weil sich uns vor allen Dingen die Frage aufdringen muß, warum nur die menschlichen Nerven einer solchen Wirkung fähig sind?

Der genaue Beobachter und scharfsinnige Physiolog Sömmering kann uns hiebei am besten leiten, und deshalb will ich hier seine eignen Worte anführen *).

„Mit Genauigkeit, Sorgfalt, und Nutzung glücklicher Gelegenheiten angestellte Vergleichung der Gehirne aus mehreren Thierklassen — sagt er — führte mich am Ende auf den sehr wich-

*) Uiber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer S. 59 fgg. Vergl. dessen Nervenlehre und über Gehirn und Rückenmark.

tigen, von mir selbst zuerst entdeckten, Hauptsatz:

„Daß der Mensch beim größesten Gehirn die kleinsten Nerven habe, oder daß man nur in Rücksicht der Vergleichung des Gehirns mit seinen Nerven sagen könne, der Mensch hat das größte Gehirn.

„Sonst vermuthete man, oder nahm auch wohl geradezu an, der Mensch habe das größte Gehirn. Wie bewies man aber dieses? Man wog das Gehirn und den Körper der Menschen, und eben so der gemeinsten Hausthiere: so weit hielt nun dieser Satz noch ziemlich die Probe. Allein Physiologen, die weiter giengen, und diesen Satz durch mehrere Thiergeschlechter genauer bestimmen wollten, kamen in nicht geringe Verlegenheit, wenn sie fanden, daß z. B. die Vögel, in der Proportion des Gewichts ihres Gehirns, verglichen mit dem Gewicht ihrer Körper, gar weit den Menschen übertreffen, auch die Delphine, Seehunde, und noch mehr die

kleinen Säugethiere, als Mäuse, Eichhörnchen u. s. w. schienen für ihren kleinen Körper (gewiß aber nicht für ihren Kopf und Sinnorgane, für den Theil, der das Gesicht bildet, verglichen mit der Gehirnkapsel) ein ungeheuer groß Gehirn zu besitzen.

„Es ist aber auch äußerst unbestimmt, den ganzen Körper, dessen Gewicht nach einer Ermüdung, Krankheit, beim fett und mager werden, so sehr abwechselt, mit dem Gehirn, dessen Gewicht unter allen diesen Umständen beständiger, und weniger Veränderung ausgesetzt bleibt, das z. B. nie fett wird, zu vergleichen; besser, leichter und sichrer hingegen lassen sich Gehirne mit ihren eignen Nerven vergleichen.

„Ich glaube zwar nicht, daß die Nerven zum Gehirn, bloß wie Ausführungsgänge zu einem Abscheidungswerkzeuge oder Drüse gehören, sondern es scheint mir vielmehr, daß eine sehr geringe Menge Gehirnmasse zur gehörigen Verbindung mit den Nerven (in soweit sie zum

Pflanzen- oder bloß thierischem Leben erforderlich ist) hinreichet.

„Dasjenige Geschöpf also, das über diese, zum bloß thierischen Leben nothwendige, Portion von Gehirn, den größten Reichthum oder Uiberfluß von Gehirn hat, wird wahrscheinlich auch die vorzüglichste Anlage zu Geisteskräften besitzen.

„Hier erscheinet der Mensch, der sonst nur eine Mittelcreatur unter den Thieren der Erde, in Ansehung seiner körperlichen Vollkommenheiten vorstellt *), bei weitem als das Erste Geschöpf! Alle Affen, ohne Unterschied, müssen ihm in dieser Hinsicht nachstehen; denn obgleich ihr Gehirn, besonders bei den kleinern Arten mit Rollschwänzen, am Gewicht (verglichen mit dem Gewicht ihrer Körper) das menschliche schier übertrifft, so erforderten doch ihre, in Rücksicht des Kopfes, sehr große Augen- und Ohren-Organe,

*) Vergl. Herders Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit S. 87.

ihre starke Zunge, und nicht kleine Nasenhöle, ihr starkes Gebiß einen weit größern Aufwand von Gehirn, zur Verbindung mit den großen Nerven dieser Sinnorgane, als nach Verhältniß bei Menschen, und zieht man diesen Theil ab, so schwindet ihr Gehirn gewaltig zusammen.

„Selbst unter den übrigen Thieren scheinen mir, wenigstens so weit ich es zu beurtheilen vermag, die nach dem Grad ihrer List und Gelehrigkeit verschiedenen, eine größere oder mindere Menge (daß ich so rede) zum bloß thierischen Leben nicht gehöriges oder überflüßiges Gehirn zu besitzen. Kurz! die zu den sogenannten Geisteskräften bestimmte Portion Gehirn, scheint nach den Gattungen der Thiere zu variiren.

„Das größte Gehirn eines Pferdes, das ich aufhebe, wiegt 1 Pfund 14 Loth, das kleinste eines ausgewachsenen Menschen (das ich angetroffen) 2 Pfund 11 Loth; allein das Pferdsgehirn zeigt auf seiner Grundfläche wenigstens zehnmal dickere Nerven, und doch ist's, absolut genommen, um 20 Loth am Gewicht geringer.

„Nur schließe man nicht weiter, daß der Mensch dafür die feinsten Nerven haben müsse, das ist meine Meinung noch ganz und gar nicht.

„Ein Augapfel fordre z. B. 600 Nervenfasern zu seiner Ausrüstung, ein anderer halb so groß er 300. Man setze nun, daß das Thier, dessen Augapfel 600 Nervenfasern hat, dabei ein Gehirn von 7 Qvent besäße, das mit 300 ein Gehirn von 5 Qvent; so wird man dem Thier, das 5 Qvent Gehirn besitzt, doch ein größeres Gehirn und mit ihm eine vorzüglichere Fähigkeit, durchs Gesicht erhaltene Empfindungen und Eindrücke aufzubewahren, zuschreiben können. Denn rechne ich auf jedes 100 Nervenfasern ein Qvent Gehirn, so bleibt dem absolut kleinern Gehirn dennoch 2 Qvent übrig, wenn das größere nur 1 Qvent behält.

„Daß das Auge mit doppelt so viel Nervenfasern vollkommener, als das andre, sein mag, gehört nicht zu meiner jetzigen Betrachtung."

Diese nachher auch von andern berühmten Physiologen, einem Blumenbach, Monro, Gardiner u. a. bestätigte Beobachtung *) weist uns sogleich auf den eigentlichen Punkt hin, den wir bei unserer Untersuchung ins Auge fassen müssen. Wir haben nämlich bei den Nerven und dem Gehirne vornehmlich auf ihre Struktur, und die Verrichtungen der erstern zu sehen, hier Vergleichungen anzustellen, und dann aus diesen Vergleichungen unsere Resultate zu ziehen.

Um aber bei diesen Vergleichungen nicht zu tief herabzusteigen, wollen wir gleich bei derjenigen Thierklasse anfangen, welche schon mehr Vorstellungsfähigkeit zeigt, und in dieser Hinsicht dem Menschen analoger ist, bei den Amphibien **).

*) Vergl. noch Sömmerings Anmerkung zu Hallers Physiologie, übers. von Meckel, §. 372.

**) Mehrere hieher gehörige Bemerkungen hat Herder mitgetheilt in seinen Ideen z. Ph. d. G. d. M.

Wenn wir das Innere derselben untersuchen, so finden wir, daß sie bei einem sehr kleinen Gehirne verhältnißmäßig äußerst dicke Nerven haben. Diese letztern sind mithin auch weniger von dem Gehirne abhängig. Unverkennbar aber ist auch der Einfluß dieser Nerven-Constitution auf alle Aeußerungen ihres Lebens. Wir bemerken von der einen Seite eine ziemlich schwache Beweglichkeit, und weniger Zusammenstimmung des ganzen Nervensystems, indeß sich uns von der andern auffallende Eigenheiten darbieten. Die einzelnen Theile solcher Thiere scheinen, wie uns die Galvanischen Versuche, und die Erfahrungen, daß sie, auch abgeschnitten, sich anhaltend fortbewegten *), lehren, fast unver-

*) Etwas ähnliches bemerkt man bei Insekten. Abgerissene Fliegen- oder Spinnenfüße bewegen sich noch lange fort, und die Empfindbarkeit in den einzelnen Theilen dieser Thiere muß noch größer sein, weil das ganze Gehirn bei ihnen nur in einem Knoten besteht. Deshalb muß aber auch der Consensus unter ihren sämtlichen Nerven weit ge-

wüstlich, und ihr ganzes Leben ist weit zäher, denn man weiß, daß Frösche, denen das Herz ausgerissen worden, doch noch umherhüpfen. Ihre einzelnen Theile scheinen also eine besonders starke Lebenskraft zu haben, und ohne Zweifel ist der Grund hievon eben in jener minderen Zusammenstimmung ihres Nervensystems aufzusuchen, zu Folge dessen ein auf einen Theil wirkender reizender Eindruck seine Empfindung nicht allen übrigen mittheilt. Die Empfindbarkeit ist demnach bei diesem Nervenbaue mehr zerstreut, also kein Zusammenwirken auf Einen Punkt, und mithin keine lebhafte Vorstellung. Die Nerven scheinen mehr zur Erregung des Lebens, als zu einem höheren Behufe da zu sein. Zu dieser Erregung und Erhaltung eines mehr vegetativen Lebens sind sie aber auch ganz geeignet, wie uns die äußerst starke und leichte Reproduktionskraft dieser Thiere ebenfalls beweist, die bei so-

ringer, mithin eine lebhafte Vorstellung noch unmöglicher sein.

genannten vollkommneren Thieren weit schwächer und geringer ist *).

Steigen wir nun von dieser Thierklasse höher herauf, so finden wir auch, daß das Mark der Nerven mehr nach dem Gehirn zutritt, und die Masse desselben vergrößert. Je mehr dies geschieht, desto weniger Zähigkeit des Lebens, desto geringere Lebenskraft in den einzelnen Theilen, und desto mehr Zusammenstimmung der Empfindung im Ganzen finden wir; wo diese

*) Es scheint mir in der Zurückwirkung des Ueberschusses von Hirnmasse auf den Körper mit ein Grund zu liegen, weshalb unvollkommnere Thiere eine stärkere Reproduktionskraft, als vollkommnere zeigen. Das größte Hirn des Menschen muß also bei einer Verletzung eines zu ihm gehörigen Nerven stärker zurückwirken, den Körper heftiger erschüttern, als das auch im Verhältniß zu seinem ganzen Körperchen kleine Gehirn einer Wassereidechse. Sömmering in den Anmerkungen zu Hallers Physiologie.

aber mehr in Einen Punkt gedrängt wird, bemerken wir auch zugleich mit der concentrirteren Empfindung deutlichere Vorstellung, denn wir sehen Handlungen, die unläugbar davon zeugen *). Je dickere Nerven aber auslaufen, desto geringer ist immer noch die Geistesfähigkeit, das Gehirn selbst mag übrigens so groß seyn, als es wolle. Die Ursache hievon liegt zweifelsohne darin, weil das Gehirn nun mehr nach außen wirken muß, denn wenn man bei einem Affen,

*) Hieher gehören alle die Beispiele, welche oben S. 236 fgg. angeführt worden sind. Merkwürdig ist, daß die vorzüglichsten Kunsttriebe, diese Surrogate der Vernunft, bei denen Thieren gefunden werden, wo man fast gar kein Gehirn und eine Menge Nerven durch den ganzen Körper verbreitet findet. Herder sagt davon: „je schärfer die Sinne der Thiere, und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto einartiger ist ihr Kunstwerk.“ S. dessen Werk über den Ursprung der Sprache.

dessen ganzes Kadaver acht und ein halbes Pfund wog, das Gehirn von drei Unzen und einer Drachme fand, und dies im Verhältniß sehr stark scheinen dürfte, so muß man auch wieder abrechnen, daß die starken in die Augen und Nase auslaufenden Nerven sehr vielen Aufwand von diesem Gehirn erfordern, so daß dieses mithin mehr extensiv als intensiv wirken kann. Es werden aber bei diesen Thieren so starke Nerven nach außen erfordert, weil die äußern Sinne besonders scharf sein müssen, indem sie ihnen zu Führern dienen.

Es ist ja auch bekannt genug, daß in Ansehung der scharfen Sinne der Mensch weit hinter den Thieren steht. Eulen und Katzen sehen im Dunkeln, Raubvögel erspähen ihre Beute aus der größten Höhe, riechen das Aas in Meilenweiter Entfernung schon. Wie fein ist der Geruch des Hundes, wie leise sein Gehör! Diese Sinnen aber bestimmen die Thiere auch, ihrer Leitung folgen sie, sie sind es, die ihnen statt Wegweiser zu ihrer Erhaltung und ihrem

Wohlsein dienen, und mithin ist die Sinnlichkeit bei ihnen überwiegend.

Alle diese Beobachtungen aber zeugen, daß wir nicht unrecht thun, aus der dem Menschen eigenthümlichen Struktur seines Gehirns und seiner Nerven Folgerungen auf seine höheren geistigen Vermögen abzuleiten. Bei keinem Thiere sind im Verhältniß der Größe des Gehirns so zarte und feine Nerven, bei keinem Thiere pflanzt sich die Erschütterung eines Nerven so lebhaft durch ihr ganzes Gewebe bis zum Mittelpunkte aller fort, bei keinem Thiere braucht das Gehirn so wenig Aufwand für die Sinne, und überhaupt die bloßen Lebensverrichtungen, bei keinem Thiere kann mithin das Gehirn so intensiv wirken, die Empfindungen so concentriren, im lebhaften und starken Zusammenwirken so sehr das Bewußtsein erregen, und Deutlichkeit in die Vorstellungen bringen, als bei ihm *).

*) Blumenbach theilt deshalb in seiner Physiologie auch die Werkzeuge der thierischen Verrichtungen im menschlichen Körper, das große und

Nicht schön allein, sondern auch richtig sagt Herder deshalb: „All unser Denken wird nur aus Empfindung. Alle Tritte, die wir bisher zurückgelegt haben, zeigen, daß die Gottheit uns dies alles, durch Wege und Kanäle schaffte, die immer empfangen, läutern, fortschwemmen, mehr einigen, der Seele ähnlicher machen, was ferne ihr noch so unähnlich war. Ich fürchte mich also gar nicht vor dem alten Ausdruck, daß der Mensch eine kleine Welt sei, daß unser Körper Auszug des Körperreichs, wie unsre Seele ein Reich aller geistigen Kräfte, die zu uns gelangen, sein müsse, und daß schlechthin, was wir nicht

kleine Gehirn, Rückenmark und Nerven, in zwei Hauptklassen, in das Sensorium und die Nerven, und versteht unter Sensorium alles dasjenige, was außer den Nerven und ihren ersten Anfängen zum Nervensystem gehört, und wodurch die Verrichtungen der Nerven mit unserm Seelenvermögen verknüpft zu sein scheinen. S. den 1sten Abschn. d. a. W.

sind, wir auch nicht erkennen und empfinden können. — Alle Empfindungen, die zu einer gewissen Helle steigen (der innere Zustand dabei ist unnennbar), werden Apperception, Gedanke; die Seele erkennet, daß sie empfinde. Was nun auch Gedanke sei, so ist in ihm die innigste Kraft, aus Vielem, das uns zuströmt, ein lichtes Eins zu machen, und, wenn ich so sagen darf, eine Art Rückwirkung merkbar, die am hellesten fühlet, daß sie Eins, ein Selbst ist. Eine Bildersprache der Art scheint freilich mystisch; in Geheimnissen aber, und im tiefsten Geheimniß der Schöpfung unsrer Seele, kann man sich kaum anders erklären. Gnug, was wir bei jedem Reiz, jeder Empfindung, jedem Sinne sehen, daß nämlich die Natur ein „Vieles eine" das geschieht hier auf die helleste innigste Weise."

Unläugbar trägt hiezu die dem Menschen eigenthümliche Struktur seiner Nerven und seines Gehirnes bei, und in ihnen liegt unstreitig das

Medium, das Geist und Körper mit einander verbindet. Wir wollen aber nicht unbescheiden sein, und weder mehr zu wissen vorgeben, noch mehr zu wissen verlangen, als dieses. Ich sage deshalb nichts von allen Hypothesen, die man ergrübelt hat, um diesem Geheimnisse näher auf die Spur zu kommen, kein Wort von dem Nervensafte und Nervenäther, von dem elektrischen Strome in den Nerven, oder dem zwiefachen Seelenorgane u. a. m.

Weit weniger aber noch von dem Sitze der Seele, ob sie in der Zirbeldrüse stecke, in den Steinchen der Zirbeldrüse, in der Gehirnhölen Feuchtigkeit, oder wo sonst. Es ist hier von einer Kraft die Rede, und ich bin in der That keiner von denen, die keine Grenze im Philosophiren anerkennen; und meine ganze Philosophie erstreckt sich nur bis zur Kraft, welche ich annehme, weil ich muß, ohne nach ihrem Was und Wo zu fragen. Denken kann ich sie, aber nicht erkennen, und es soll mir nie einfallen, etwas erkennen zu wollen, das kein Ge-

genstand der unmittelbaren Wahrnehmung (Anschauung) ist *).

*) Herr Platner in seinem Lehrbuch der Logik und Metaphysik §. 50 fg. drückt sich hierüber also aus: „Man nenne das innere Seelenorgan, weil in demselben die Seele zunächst wirksam ist, figürlich den Sitz der Seele; ohne dabei zu denken an räumliche Einschränkung. — Wenn, wie Herr Prof. Jakob (Erfahr. Seelenl. §. 44) versichert, die Frage vom Sitze der Seele, sinnlos ist: so wird sie dadurch nichts vernünftiger, daß man den Sitz der Seele durch den ganzen Körper verbreitet, anstatt ihn in einer einzelnen Stelle des Gehirns zu suchen. Denn die Schwierigkeiten in Ansehung des Raumes bleiben dieselben. — Die, welche nicht einen einzelnen Theil des Gehirns als den Sitz der Seele erkennen wollen, aus Besorgniß, der Seele einen räumlichen Ort anzuweisen, bedenken einestheils nicht, daß hier an wirklichen Raum nicht gedacht wird, anderntheils, daß die Seele nicht wichtiger eingeschränkt ist in einen Raum, wenn man sie, in

Genug, daß ich auch hier erkenne, was mir die ganze lebende Schöpfung bestätigt, daß jedes Geschöpf, die zu seiner Art zu sein und zu wirken, nothwendigen Organe erhalten hat. Der Mensch ward eben so wenig verabsäumt, als irgend ein anderes, vielmehr steht er auf der obersten Sprosse der irrdischen Wesenleiter, denn was im Himmel und auf Erden ist ädler, erhabner, als die Denkkraft!

Der Mensch ward zum Denken organisirt.

der ungegründeten Voraussetzung, daß der ganze Körper ein ihr angemessenes Organ sei, durch den ganzen Körper verbreitet." Ich für meinen Theil kann dies alles füglich bei Seite setzen, denn da mir die Seele durchaus nichts als eine Kraft ist, so brauch' ich, auch figürlich, nicht nach ihrem Sitze zu fragen. Ich habe gar nichts dagegen, wenn man bei dieser Kraft an Kants Prinzip vom hypothetischen Vernunftgebrauche denkt, vermittelst dessen die Einheit und das Systematische befördert wird.

Bevor ich aber ein Wort darüber sage, ob und in wiefern nur die Denkkraft den Menschen bei seinen Thätigkeiten, und in dem ihm angewiesenen Kreise, leiten konnte, und ob durch sie hinlänglich und gütig für ihn gesorgt sei, will ich erst noch einige hieher gehörige Bemerkungen über seine Natur mittheilen.

Es war thöricht, des Menschen Loos deshalb zu bejammern, weil er mit dem zähen Leben des Frosches nicht die Stärke des Löwen, das scharfe Gesicht des Luchses, und vielleicht auch — die liebe Ruhe der Auster verband. Daß solche Eigenschaften dem vollkommensten Wesen der irrdischen Schöpfung fehlten, war manchen gar nicht recht, und sie meinten, der Schöpfer hätte dies wohl besser machen können, oder sie an seiner Stelle würden es wenigstens besser gemacht haben. Gegen solchen Tadel liessen sich einige Philosophen einfallen, den Schöpfer zu rechtfertigen, und dabei erinnere ich mich nebst anderem auch gelesen zu haben, daß die geringere Schärfe der menschlichen Sinne le-

diglich aus Mangel an Uibung derselben herrühre, und zum Beweise führte man uns wilde Völkerschaften an, deren Gehör außerordentlich leise, wie ihr Gesicht scharf, und ihr Geruch fein sei.

Das Letztere ist nun allerdings wahr, allein nichts destoweniger trifft die Einwendung nicht. Denn wenn wir die Ursache jener vorzüglicheren Sinnenfeinheit aufsuchen, so müssen wir gar bald einsehen, daß es kein sonderlich wünschenswerthes Glück für die ganze Menschheit wäre, damit begabt zu sein. Der Neger z. B. hat schärfere Sinne als der Europäer, allein laßt uns erst untersuchen, ob dies auch wirklich von bloßer Uibung herrühre.

„Die Nerven — sagt Sömmering *) — die mit der Grundfläche des Gehirns verknüpft sind, scheinen mir, im Verhältniß eines gleich großen europäischen Gehirns, etwas stärker und

*) Uiber den Unterschied des Negers vom Europäer S. 58 und 67.

dicker, wenigstens der Geruch- Gesicht- und der fünfte Nerve kommen mir ungemein groß vor, weil der Unterschied bei diesen stärksten Nervenpaaren auffallender ist. Wenn Ohren- Augen- und Nasenorgane größer sind, so darf man sich eben nicht wundern, daß auch die ihnen zugehörigen Nerven ansehnlicher und dicker erscheinen.

„Nun läßt sich analogisch schon daraus folgern, das Gehirn im Neger sei kleiner als im Europäer. Vielleicht möchte man sich hieraus einige Thatsachen von ihrer Wildheit, Unbändigkeit und etwas minderen Fähigkeit zur feinern Kultur, erläutern.

„Nach Pater Charlevoix haben die Negern von Guinea sehr beschränkte Geisteskräfte, viele unter ihnen schienen vollkommen dumm, es gäbe welche, die nicht über drei zählen könnten, von selbst dächten sie nichts, hätten kein Gedächtniß, und das Vergangene sei ihnen eben so unbekannt als das Zukünftige.“

So bestätigt uns diese Beobachtung, daß, wo die Natur in einem Geschöpfe nach außen wirkt, sie nicht auch zugleich eben so stark nach innen wirken könne, denn thierisch scharfe Sinne und ein hoher Grad von Geisteskraft sind mit einander unvereinbar. Wir finden auch hier, daß jedes Geschöpfes Vollkommenheit nur nach der Art seiner Wirkungen bestimmt werden müsse, und es ist unschwer einzusehen, daß der Mensch nicht darum das ädelste, vielleicht auch vollkommenste Wesen der irrdischen Schöpfung zu nennen sei, weil er wirklich alle an andern Thiergeschlechtern einzeln vorkommenden Vollkommenheiten in seiner Natur vereinige — etwas, das ganz unmöglich ist, da immer eine dieser Vollkommenheiten die andere ausschließt —, sondern lediglich darum, weil er in seiner Natur ein Etwas erhalten hat, das ihn für den Mangel aller jener Vollkommenheiten entschädigt — die Denkkraft. Der Mensch ist auch Pflanze und Thier, er äußert vegetatives und animalisches Leben, allein nicht sein ganzes Leben ist darauf eingeschränkt, sondern alles ist in ihm

höher empor geläutert, alles dahin geordnet, daß es zu dem Höchsten Aedelsten in seinem Wesen hinwirke, und mithin mußte die Natur es an dem, was eigentlich den Vorzug der Thiere ausmacht, bei ihm fehlen lassen. Der Mensch sollte Mensch sein.

Beneiden wir also die Thiere nicht um ihre schärferen Sinne, und wünschen uns dieselben nicht, denn sie werden unumschränkt von ihnen beherrscht, indeß bei uns in den Sinnen Geist und Körper zusammenstoßen. Unsre Sinne stimmen harmonischer zusammen, und wirken in dieser Harmonie mächtiger auf Einen Punkt hin. Unser Auge hat zwar nicht des Luchses scharfen Blick, der aus weiten Entfernungen uns die Gegenstände entdeckte, aber es hilft uns in mäßsigen Entfernungen die Bestimmungen der Gegenstände, die Verhältnisse ihrer Theile, und des Ganzen zu andern genauer, richtiger bemerken, und verschafft uns dadurch deutlichere Vorstellungen. Unser Auge leitet uns also nicht bloß, sondern verschafft uns auch Belehrung. Kein

Sinn ist bei uns überwiegend, und es gehört schon ein nahe an die Thierheit grenzender Mensch dazu, um durch die Gaumenlust so ganz seiner selbst vergessen zu werden, daß sein Ohr dabei für den Flötenzug der Nachtigall, sein Auge für eine malerische Landschaft, die in schönen Gruppen sich vor ihm ausbreitet, seine Nase für den Blüthenduft athmenden Hauch des Frühlingsabends, nicht zugleich empfänglich wäre.

Sobald ich also sage, der Mensch sei zum Denken organisirt, so schließe ich auch sogleich alle jene Vollkommenheiten der Thiere bei Betrachtung seiner Natur aus, die diese nur haben, damit sie der Vernunft, eines höheren geistigeren Lebens, desto leichter entbehren könnten. Als die schaffende Natur ihr irrdisches Meisterwerk, den Menschen, vollendet hatte, und der geliebte Sohn dastand vor der erhabnen Mutter in aller seiner Schönheit, entließ sie ihn mit den Worten: „Gehe hin, und denke!“

Denken ist der Charakter der Menschheit.

Unglückseliger du, der die Hoheit dieses Charakters nicht zu schätzen versteht, und sie mit dem Instinkte der Thiere vertauschen möchte! Fühlst du nicht die ganz eigenthümliche Erhabenheit und Würde deiner Natur? In deinem Denken kündiget sich dir das ädelste schönste Geschenk der Natur, — deine Freiheit an. Als freies Wesen wandelst du umher, und ragst so weit über die übrige dich umgebende Natur, als ein Geschöpf höherer Art, empor. Dein Wohnplatz, die Erde, folgt der Nothwendigkeit, das Thier muß seinem Instinkte folgen, wem brauchst du zu folgen, als dir selbst! Man müßte in der That schon sehr entartet, alles Gefühls seiner Würde und seines natürlichen Erbadels gänzlich beraubt sein, wenn hier bei diesem Gedanken das Herz nicht freudiger aufschlüge, und es uns gleichgiltig wäre, ob wir im Schooße des Uiberflusses Sklaven, oder ohne Uiberfluß freie Wesen seien, ob wir stets nur

gegängelt würden, oder mit eigner Kraft einher schritten.

Ich merke aber, daß ich mir selbst vorgreife, und daran thue ich vielleicht unrecht, allein es ist mir einmal nicht möglich, da nur den kalten Reiz eines Amphibiums zu äußern, wo das Gefühl meiner erhabneren Menschheit mich ergreift, und meine ganze Seele in Begeisterung mit sich davon reißt. Und bei Ihnen hab' ich wohl nicht nöthig, mich deshalb zu entschuldigen, denn ich weiß, daß Sie in diesem Punkte gleich mit mir denken. Sie sagten es ja auch einst zu mir, daß derjenige Mensch, welcher seine Größe und Würde nicht nur nicht erkenne, sondern auch fühle, und von diesem Gefühle nicht innigst und aufs lebendigste durchdrungen sei, daß der nur menschliche Gestalt habe, aber nie Mensch in des Wortes höherer Bedeutung sein könne. Also nichts, das nur entfernt einer Entschuldigung ähnlich sähe!

Ich bin aber auch jetzt noch nicht mit meiner Schilderung von den Vorzügen der menschli-

chen vor der thierischen Natur an Ende. Ich habe noch eines Punktes Erwähnung zu thun, und dieser ist zu wichtig, selbst auf das ganze Denken des Menschen von zu großem Einflusse, als ihn unberührt lassen zu können, oder nur im Vorübergehen seiner zu erwähnen.

Ich habe mich, als ich oben die Operation des menschlichen Denkens näher zu bestimmen suchte, öfters solcher Ausdrücke bedient, „der Mensch sagt dabei aus" u. s. w. und ein strenger Purist in der Philosophie könnte dies allerdings tadeln, allein im Grunde ist es doch sogar tadelnswürdig eben nicht, und ich entsinne mich, daß ein zwar alter, aber deshalb gar nicht zu verachtender teutscher Philosoph, sich über das Denken also ausdrückt: „Wenn ich gedenke, so rede ich allezeit innerlich mit mir selbst von denen Bildungen, die durch die Bewegung der äußerlichen Körper, mittelst der andern Gliedmaßen dem Gehirne eingedruckt sind" *).

*) Christian Thomasius Einleitung zur Vernunftlehre S. 24.

Es ist ja doch ausgemacht, daß wir an sinnliche Bedingungen geknüpfte Vernunftwesen nicht rein-vernünftig denken können, und sind nicht sogar unsre Bezeichnungen der geistigsten Operationen in uns — Begriff, Vernunft u. s. w. — von Empfindungen abgenommen? Genug, unsre Vernunft bedarf eines Stabes, an dem sie sich stütze, und dieser Stab ist — die Sprache. Vernunft und Sprache sind so genau mit einander verbunden, ihr wechselseitiger Einfluß auf einander ist so groß, ihre Verwandschaft so nahe, daß das geistigste Volk der Erde für beide sogar nur Ein Wort hatte — λογος. Sprache ist dem Menschen eigenthümlich, die Thiere alle haben nur Stimme, d. h. unartikulirte Laute *).

*) Folgende Bemerkungen des scharfsinnigen Jakobi werden für jeden, der nachzudenken gewohnt ist, hier am rechten Platze stehen.

„Ich nenne Instinkt diejenige Energie, welche die Art und Weise der Selbstthätigkeit,

Wir wollen zuvörderst die Organisation des Menschen zur Sprache untersuchen.

womit jede Gattung lebendiger Naturen, als die Handlung ihres eigenthümlichen Daseins selbst anfangend und alleinthätig fortsetzend gedacht werden muß, ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust und Unlust) bestimmt.

„Der Instinkt sinnlich-vernünftiger (d. i. Sprache erzeugender) Naturen, hat, insofern diese Naturen bloß in ihrer vernünftigen Eigenschaft betrachtet werden, die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseins (des Selbstbewußtseins, der Einheit des reflektirten Bewußtseins mittelst kontinuirlicher durchgängiger Verknüpfung — Zusammenhang —) zum Gegenstande; und ist folglich auf alles, was dieses befördert, unaufhörlich gerichtet.

„In der höchsten Abstraktion, wenn man die vernünftige Eigenschaft rein absondert; sie nicht mehr als Eigenschaft, sondern ganz für sich allein betrachtet; geht der Instinkt einer solchen

Da dieses aber nur durch Vergleichung der thierischen und menschlichen Stimmwerkzeuge ge-

bloßen Vernunft allein auf Personalität, mit Ausschließung der Person und des Daseins, weil Person und Dasein Individualität verlangen, welche hier nothwendig wegfällt.

„Die reine Wirksamkeit dieses letzten Instinktes könnte reiner Wille heißen. Spinoza gab ihr den Namen: Affekt der Vernunft. Man könnte sie auch das Herz der bloßen Vernunft nennen. Ich glaube, daß, wenn man dieser Indikation philosophisch nachgeht, mehrere schwer zu erklärende Erscheinungen, auch die eines unstreitig vorhandenen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit, seines Vermögens und Unvermögens, sich vollkommen begreiflich werden finden lassen. Man muß aber zugleich auf die Funktion der Sprache bei unsern Urtheilen und Schlüssen wohl Acht haben, damit man durch Instanzen, welche auf nur etwas schwer zu enträthselnden Wortspielen beruhen, nicht irre oder muthlos gemacht wer-

schehen kann, und eine vollständige Vergleichung leicht allzulang werden dürfte, so will ich nur einige Erfahrungen anführen, die längst hinlänglich bewährt nicht bestritten werden können.

Es ist ausgemacht, daß durch das Ausdehnen oder Zusammenziehen der Stimmritze die verschiedenen Töne gebildet werden, und daß die jedesmalige Beschaffenheit der Luftröhre hiezu ebenfalls nicht wenig beiträgt. Auf die besondere Struktur der Zunge, die dazu erforderliche Stellung der Zähne u. a. m. will ich jetzt gar keine Rücksicht nehmen, wiewohl es unbezweifelt gewiß ist, daß die aufrechte Stellung der Zähne im Unterkiefer, die davon abhängige Modifikation des Gaumens, die bloß dem Menschen zukommenden Lippen, und mithin beinahe die ganze Bildung seines Gesichts Mittel zu der Sprache sind *).

de." Eduard Allwills Briefsammlung.

*) Die Stimme allein bestehet bloß im Luftröhrenkopf, die Stimme der Sprache wird aber durch

Vor der Hand also bloß einige Bemerkungen von jenen.

Dasjenige Geschöpf, welches reden sollte, mußte solche Stimmwerkzeuge haben, die es fähig machten, die verschiedensten Töne hervorzubringen. Es mußte mithin die Stimmritze auf die mannichfaltigste Weise erweitern und verengern können, und von allen Geschöpfen ist keins dazu so geschickt, als der Mensch, dessen Kehlkopf mit äußerst elastischen Bändern versehen ist, wie man sie weiter an keiner Thiergattung findet. Auch sind bei keinem Thiere die Ringe der Luftröhre selbst so offen und so biegsam als bei dem Menschen, welches bekanntlich zur Veränderung und Modulation der Stimme sehr vieles beiträgt, denn wir finden, daß diejenigen Thiere, welche in ihren Tönen am meisten variiren,

die Zunge, Zähne, Lippen, Nase, und den Gaumen gebildet und zu Buchstabenlauten, Sylbenlauten und Wörterlauten abgeändert, aus denen die Rede und Sprache entsteht. J. R. Forster.

dem Menschen hierin nahe kommen, oder mindestens Aehnlichkeit mit diesem Baue seiner Luftröhre haben.

Wie viel die Beschaffenheit der menschlichen Lungen hiezu beitrage, davon hat man zur Zeit weder hinlängliche noch sichere Beobachtungen, es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß auch sie bei dem Geschäft der Rede gar nicht unwirksam sind. Alles, was wir aber bis jetzt darüber wissen, ist nicht viel mehr, als daß die aus den Lungen dringende Luft, und die Schwingungen der Theile, die sie berührt, ein nothwendiges Erforderniß zur Stimme überhaupt sind, denn nur die mit Lungen versehenen Thiere geben Töne von sich.

Ob nicht auch die dem Menschen eigenthümliche aufrechte Stellung zu Erzeugung der Sprache bei ihm beiträgt?

Folgende Beobachtung gehört unstreitig hieher. Herr Ferrein schnitt den Kehlkopf samt der Luftröhre u. s. w. aus verschiedenen Thieren und hernach aus einem Menschenkadaver heraus;

blies Luft in denselben auf die Art, wie es ungefähr von der Lunge geschehen möchte; und er erhielt nicht nur allein die Stimme jedes Thieres, sondern auch eine ganz deutliche Menschenstimme.

Alles dieses zeigt uns, daß der Mensch ganz eigen zur Sprache gebildet sei. Er unterscheidet sich hiedurch selbst von denen ihm sonst am ähnlichsten Säugethieren, von den Affen, die man seit Rousseau's Zeiten vielleicht am Ende gar zu den Originalmenschen gemacht hätte, woran freilich der gute Genfer auch einige Schuld hatte. Außer andern Umständen, worin sich die Stimmwerkzeuge selbst des Orang-Utangs von den menschlichen unterscheiden, gehört hieher der sehr geräumige häutige Sack, der an ihnen angetroffen wird, und der — nach Camper's und Sömmering's Bemerkung — gleichsam den sich bildenden Laut verschluckt, und sie daher zu stummen Thieren macht. Sömmering sagt sogar, daß er das Zungenbein eines

Brüllaffen besitze, das eine große Knochenhöle bilde *).

Dadurch ist zwischen dem Menschen und dem Affen eine ewige unübersehbare Kluft befestigt, und wir haben nicht zu fürchten, daß wir einen Affen für den Stammvater unsers Geschlechts anerkennen müßten. Wie aber? Setzt nicht Sömmering an eben jener Stelle, wo er diese Bemerkungen mittheilt, hinzu: „es wäre wohl zu versuchen, ob etwa durch vorsätzliche, künstliche Zerstörung dieses Sacks, die Affen fähiger gemacht würden, auch menschliche Töne

*) Linne' und etliche andere Naturforscher behaupteten, daß die Affen gleiches Sprachorgan mit dem Menschen hätten, und, setzten einige hinzu, sie redeten nur nicht, um nicht — wie die Neger behandelt zu werden. Ob dies wohl etwas anders als die bitterste Satire ist! Vergl. Blumenbach über d. nat. Versch. im Menschengeschl. S. 51, nach meiner Uibersetzung Not. 35.

nachzuahmen?" *) Allerdings sagt er dies, aber was soll daraus folgen? Immer bliebe es doch wahr, daß ihnen die Natur das ädle Organ der Sprache versagt, und eben in diesem Versagen sie weit unter den Menschen gesetzt hatte, der, wenn jene künstliche Zerstörung dieses Sackes, woran ich doch zweifle, ja den beabsichtigten Erfolg haben sollte, gleichsam sein Erlöser geworden wäre. Doch was sag' ich? Sollte daraus, daß der Affe nunmehr menschliche Töne nachahmte, folgen, daß er auch Sprache bekäme? Ist denn Nachahmung dieser Töne Sprache? So müßten die Papagayen, Dohlen, Elstern und andere Vögel, die durch Lösung des Zungenbandes geschickt geworden sind, einzelne Wörter nachzuplaudern, ebenfalls Sprache haben, was doch wohl kein vernünftiger Mensch im Ernste behaupten wird. —

Dieses führt mich auf den Hauptpunkt hin. Sprache besteht nicht bloß in der Bildung ein-

*) a. a. O. S. 80.

zelner artikulirter Töne *), und mithin bewei-
sen die eigends zur Rede eingerichteten Stimm-
werkzeuge des Menschen seine Sprachfähigkeit
noch nicht hinlänglich **), sondern Sprache
besteht in einer Vernunftmäßigen
Verbindung dieser artikulirten Töne
oder Wörter. Diese vermißt man an den ge-
nannten Vögeln gänzlich, denn wie täuschend
sie auch bisweilen die Stimme des Menschen
nachahmen, so sprechen sie doch einmal nichts
weiter, als was ihnen gelehrt worden ist, und
dann dieses nie anders, als wie es ihnen ge-
lehrt worden ist. Der Mensch hergegen ver-
knüpft seine Wörter eben so, wie seine Gedan-
ken, und mithin ist klar, daß alle Sprache

*) Wiewohl die Griechen eine Benennung des Men-
schen — μερoψ — daher nahmen.

**) Herr Hofrath Meiners will sie ganz allein
von diesen, so wie Sulzer allein aus der Ver-
nunft ableiten. Meines Bedünkens aber sind alle
beide dazu nothwendig.

Vernunftfähigkeit voraussetze, und daß der Mensch nur darum ein Sprache erzeugendes Geschöpf ist, weil er ein vernünftiges Geschöpf ist, denn diese beiden Vermögen, der Vernunft und Sprache, sind wechselsweise von einander abhängig, stehen mit einander, fallen mit einander.

Der Affe könnte also durch jene Operation in seinen Stimmwerkzeugen nicht allein kein sprechendes Thier werden, sondern er würde auch dadurch nicht vernünftiger werden, weil jede Sprache — Vernunft als ihre Bedingung voraussetzt.

Bisweilen hat man wohl auch die Frage aufgeworfen, ob die Stimmen der Thiere ihnen nicht ebenfalls statt Sprache dienen, ob sie einander nicht verstehen? Zur Bestätigung dieser Meinung hat man die verschiedenen Modulationen der thierischen Stimmen angeführt, z. B. den lockenden, girrenden oder zürnenden Ton der Vögel, den sie unter einander recht gut zu unterscheiden verstünden. Diese wohl mehr dich-

terische als philosophische Idee erinnert mich immer an den Ausspruch des guten Demokrit *), „die Vögel können kein Griechisch und verstehen einander doch," und hauptsächlich an das, was er seinen schönen Landsmänninnen auf ihre Replique," „aber Sie sind kein Vogel, wiewohl Sie ein loser Mann sind, der uns immer zum Besten hat," antwortet. „Die Vögel — sagt er — verstehen einander durch eine gewisse Sympathie, welche ordentlicher Weise nur unter gleichartigen Geschöpfen statt hat. Jeder Ton einer singenden Nachtigall ist der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der zuhörenden unmittelbar den Unisono dieser Empfindung. Sie verstehet also, vermittelst ihres eigenen innern Gefühls, was ihr jene sagen wollte."

Ich bin ganz der Meinung des weisen Demokrit, oder eigentlicher wohl des weisen Wieland, und im Ernste von der Sache gesprochen,

*) Wielands Abderiten im 13ten Kapitel der neuesten Ausgabe.

muß ich auf jeden Fall dahin entscheiden, daß ich den Thieren Stimme der Empfindung, den Menschen hingegen Stimme der Vernunft zuschreibe, wenn ich die Sprache anders so nennen darf.

Hinweg also mit allen den Fragen von der Sprache der Thiere. Vernunft und Sprache sind das herrliche Eigenthum, das die Natur dem Menschen statt des thierischen Instinktes gab. Und warlich sie hat das ädelste ihrer Gebilde damit nicht karg beschenkt, nicht stiefmütterlich ausgestattet. Unsre weiter anzustellende Untersuchung wird uns dies deutlich genug zeigen.

Aber wahrhaftig diese Untersuchung muß ich ein andermal anstellen, denn mein Brief ist ohnedem zu einem Buche geworden. Seien Sie aber versichert, daß ich in meinem künftigen Briefe Ihnen darthun werde, daß die Natur den Menschen so gewiß zur Glückseligkeit organisirt und bestimmt habe, als gewiß es ist, daß ich nie aufhöre Sie zu schätzen und zu lieben.

B.

Der Mensch,

als denkendes Wesen.

A nice and subtle happiness, I see,
Thou to thyself proposest in the choise
Of thy associates. — — *)

Milton Parad. lost B. VIII. v. 399.

Letzter Brief

des jungen Grafen — z — g.

Alle Achtung, mein Theuerster, für den liebenswürdigen Sonderling aus Genf, der, wie

*) Du selbst verschaffst dir, wie ich sehe, eine feine und ausgesuchte Glückseligkeit durch die Wahl deiner Gesellschaft.

ich höre, jetzt Gesetzgeber einer großen Nation wird, was er in seinem Leben sich wohl niemals eingebildet hat, aber bisweilen ist er doch gar zu parador. Kaum traut man seinen Sinnen, wenn man ihn über den ursprünglichen Zustand der Menschen also reden hört:

„Wenn ich den Menschen betrachte, wie er aus den Händen der Natur hervorgieng, so sehe ich ein Thier, das zwar minder stark als diese, minder behend als jene, allein im Ganzen doch am vortheilhaftesten unter allen organisirt ist. Ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget.

„Zu fressen haben, schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat.“

Dieses könnte man zur Noth indeß noch gelten lassen, aber hören Sie ihn weiter reden:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie von dem Stande der Natur reden, die Ideen mit hinein bringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem ursprünglichen Stande, wo die Menschen weder Häuser noch Hütten noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammen thaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dollmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen."

Häßliches Gemälde von der ursprünglichen Menschheit! Wie konnte doch ein Mensch sich nicht schämen, solche Paviane als die Stammältern der Sokrates, Mark-Aurele, Aristide,

Friederiche, und — Rousseau's auszugeben! Zumal da Vernunft und Erfahrung diesem allen so geradezu widersprechen, und Rousseau selbst sich darin widerspricht, denn er will behaupten, die Menschen seien in diesem Zustande glücklicher. Hat er aber wohl bedacht, daß bei diesem Zustande der ursprünglichen Menschen, sobald die Bevölkerung überhand nimmt, nichts anders als der Hobbesische Krieg Aller gegen Alle entstehen könne? Es ist freilich seine Meinung nicht, daß dieser entstehen solle, allein dafür trifft er auch bei jedem Schritte, den er vorwärts thut, auf unübersteigliche Schwierigkeiten, findet es schlechthin unbegreiflich, wie etliche Menschen auf den Einfall hätten kommen können, mit einander in Gesellschaft zu treten, und muß, weil sich doch einmal nicht wegläugnen läßt, daß sie wirklich darin sind, hier einen garstigen salto mortale machen, der sich ziemlich possierlich ausnimmt. — Und er ist dabei doch immer der, welcher Unrecht hat, da sich hingegen, seiner eignen Hypothese zu Fol-

ge, das Recht auf des von ihm so oft getädelten Pufendorf's Seite findet *).

Es war aber sehr konsequent von Rousseau, daß er bei diesen seinen Menschen Vernunft und Sprache nicht in Anschlag brachte, denn was hätten sie auch damit anfangen sollen, sie, die glücklicher waren ohne beide! Nur begreif' ich hiebei nicht, warum wohl die Natur — vielleicht in einer Art von Laune — ihnen doch so ein ich weiß nicht was, das einer Vernunft ähnlich sah, und Organe zur Sprache gegeben hat. Es ist wirklich gar nicht hübsch von der Natur, daß sie uns bei unsern Hypothesen so oft im Stiche läßt.

*) Genuina igitur — sagt dieser — et princeps causa, quare patres familias, deserta naturali libertate, ad civitates constituendas descenderint, fuit, ut praesidia sibi circumponerent contra mala, quae homini ab homine imminent. S. dessen Jus naturae et gentium libr. VIII. §. 7.

Aber ich für meinen Theil halte mich auch lieber an die Natur, als selbst die schönste Hypothese, und bin der unvorgreiflichen Meinung, daß sie wohl besser gewußt haben müsse, was sie hervorbringen wollen, als wir ihr sagen können, was sie hervorbringen sollen. Gesetzt aber auch, wir wüßten es wirklich besser, so müssen wir uns doch vor der Hand so lange an die Natur halten, bis sie es — macht, wie wir wollen, und nicht mehr, wie sie will.

Wäre es Absicht der Natur gewesen, daß wir für immer in einem Zustande thierischer Rohheit hätten bleiben sollen, so würde sie wohl auch solche Anstalten mit uns getroffen haben, die es uns für immer unmöglich gemacht hätten, die Scheidewand zu durchbrechen, welche Thier- und Menschheit von einander trennt. Dies hat sie aber, wohl uns! nicht gethan, ja sie hat vielmehr alles in uns so angelegt, daß wir diese Scheidewand nothwendig durchbrechen mußten.

Nur wenn man diese Anlagen ganz verkennt, oder auf sie nicht Rücksicht nimmt, ist es möglich,

das Gegentheil zu behaupten, und dieses ist bei Rousseau der Fall. Denn hätte dieser Denker auf das Vermögen der Sprache im Menschen nur einigermaßen Rücksicht genommen; so würde er über die ganze Natur und Bestimmung des Menschen ein weit anderes Urtheil gefällt haben.

Da Ihnen dieser Ausspruch aber leicht eben so parador vorkommen dürfte, als der Rousseauische, so muß ich meine Meinung hierüber deutlicher erklären.

Ich werfe die Frage auf: „würde der Mensch wohl je, als isolirtes Wesen, zur Sprache gelangt sein?“ Die Beantwortung dieser Frage will ich Ihnen auf eine Art geben, die uns sogleich zu unserm Ziele führen wird, an dem Beispiele eines Knaben nämlich, der so isolirt aufgewachsen ist.

In einem Walde von Polen fieng man einen wilden Knaben von ungefähr zehn Jahren auf. Dieser Knabe hatte seine ganze Lebenszeit

unter den Bären zugebracht; er gieng auf Händen und Füßen, recht wie Moskati's Urmensch, kletterte die Bäume hinan, und ließ keinen andern Ton von sich hören, außer einen, der dem Brummen der Bäre ähnlich war. Es kostete nicht wenig Mühe, ihn einzufangen, und als man endlich seiner sich bemächtigt hatte, zeigte er durchaus keine Spur von Vernunft, und war eine Zeit lang so wild, daß man ihn an eine Kette legen mußte. Nach und nach aber wurde er zahm, und lernte endlich auch reden. Befragte man ihn aber um seinen vorigen Zustand, so wußte er nichts davon zu sagen, und er schien durchaus keine Erinnerung seiner Vergangenheit zu haben *).

Man hat noch mehrere solche unglückliche Kinder aufgefunden, und die Nachrichten von ihnen lauten ziemlich alle dieser gleich, nur mit dem Unterschiede, daß jedes von ihnen den Charakter derjenigen Thiere an sich trug, unter denen sie gelebt hatten und aufgewachsen waren.

*) Connor im evangel. medic. S. 133.

Offenbar gieng man zu weit, wenn man aus diesen Beispielen glaubte erweisen zu können, daß die Seele jener Kinder ganz und gar der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles geglichen, und niemals einen Begriff gehabt habe. Dies konnte wohl durchaus der Fall nicht sein, denn jener angeführte Knabe z. B., kannte er nicht seine Nahrungsmittel? Unterschied er nicht seine Gefährten, die Bäre, von den Menschen, vor denen er lief? Mußte er nicht sein Nachtlager haben, und nicht, um dieses jedesmal wieder finden zu können, den Ort, wo er es hatte, sich merken? Müssen wir also, wenn wir nicht mit Begriffen und Worten spielen wollen, ihm nicht Bewußtsein, Erinnerung, Vorstellungen, Unterscheidungsvermögen, ja selbst auf eine gewisse Weise Verstand zuschreiben?

Dieses alles aber finden wir auch bei den Thieren, und wir haben hier den ächten Menschen im Stande der Thierheit — wie Jean Jacques will, in seinem Naturstande. Er hat Bewußtsein, aber kein deutliches Bewußtsein

seiner selbst, Erinnerung, aber nicht Gedächtniß, Vorstellung, aber nicht Begriff, Erkenntnißvermögen, aber nicht Denkvermögen, Verstand, wenn man will, aber nicht Vernunft, Einbildungskraft, aber nicht Dichtungsvermögen. — Seine Sprachorgane hat er freilich auch, so gut wie wir (?), allein er hat sie zu nichts weiter, als zur Nachahmung thierischer Töne, höchstens wie der Rothfink zur Nachahmung verschiedenerlei solcher Töne. Er läuft wie ein Thier, lebt wie ein Thier, — ist ein Thier. Den engen Kreis der thierischen Bedürfnisse niemals überschreitend, ohne irgend eine Veranlassung ihn zu überschreiten, wie hätte der verwahrloste Unglückliche je darauf fallen sollen, sich eine Sprache zu erfinden, wozu hätte sie ihm dienen sollen, und — wie hätte er sie erfinden können, er, dem die Vernunft mangelte?

Dies führt uns natürlicher Weise auf die Fragen, „wozu ist die Sprache? Wodurch und wie entsteht sie?" *)

*) Ob den Verf. zu seinem folgenden Raisonnement wohl Pufendorf Veranlassung gegeben, der

Sprache dient uns zur Mittheilung unserer Gedanken, und zum Ausdruck unserer Gefühle an und gegen andere, nicht aber, wie manche meinen, zur Festhaltung, oder wohl gar zur Aufhellung unserer Begriffe *), sie kann mithin

B. 7. §. 2. seines Jus nat. et gent. sagt: »Plerique igitur ad naturam hominis heic confugiunt, quae ita ad societatem civilem rapiatur, ut citra eam nec velit, nec possit vivere. Cui fini allegantur argumenta illa, — desumta potissimum a solitariae vitae miseriis, a taedio solitudinis, a sermone, qui citra societatem homini frustra datus esset, ab appetitu conversandi cum hominibus, ab utilitate ex conjunctione cum aliis resultante, et si quae sunt alia.« Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man diese Pufendorfische Meinung mit dem, was ich gesagt habe, ein wenig vergleichen wollte.

*) Herr Platner sagt i. a. W. §. 169. „Wo der Mensch mit Sprache lebt, empfängt er die meisten Begriffe mit den Wörtern.“ Man

auch nicht von dem Menschen für sich, sondern lediglich für andere durch das Bedürfniß und den Wunsch der Mittheilung ge-

hüte sich aber nur, Begriffe und Wörter nicht mit einander zu verwechseln, etwas, das mir derselbe Philosoph zu thun scheint, wenn er §. 168. sagt, „jeder Allgemeinbegriff muß, um vorstellbar zu sein, in der Phantasie eine individuelle Vorstellung werden. Dieses geschieht bei sehr niedrigen Abstrakten durch ein das sinnlich Aehnliche ausdrückendes Gemeinbild; bei sehr hohen durch Wörter.“ In der That, hier begreif' ich Herrn Platner gar nicht, denn meines Bedünkens ist ein Allgemeinbegriff gar nicht vorstellbar, und gesetzt, er wäre es ja, so ist er es doch nicht durch ein Wort, denn sonst hätte ja das einen Allgemeinbegriff bezeichnende Wort ehe da sein müssen, als der Allgemeinbegriff, etwas, das sich nicht recht gut denken läßt. Vielleicht aber habe ich Herrn Platner nur nicht recht verstanden, und ich gestehe, daß er hier schwer zu verstehen ist.

gen sie erfunden sein. Das erstere scheint unser Herder zu wollen *), wenn er sagt, durch Vernunft und Reflexion unterscheide der Mensch die Merkmale einer Sache, diese Merkmale seien in seiner Seele Worte, folglich habe er mit den Merkmalen, die er durch Reflexion erhalten, auch die Sprache erfunden. Wir wollen gleich sehen, wie es sich hiemit verhalte.

Ist es wohl einem Zweifel unterworfen, daß der angeführte wilde Knabe Merkmale an den Gegenständen unterschieden habe? daß er von gewissen Vorstellungen geleitet worden sei? — Dennoch hatte er keine Worte, und es widerlegt sich mithin von selbst, daß die Merkmale in unsrer Seele — Worte würden. Das Wort ist ja nicht die Sache selbst, ist nur Zeichen für sie, und kein nothwendiges, sondern ein bloß willkührliches Zeichen, wie sich daraus ergiebt, daß so verschiedene Nationen für eine

*) In der schon angeführten Preisschrift über den Ursprung der Sprache.

und dieselbe Sache so verschiedenerlei sie bezeichnende Töne haben. Dann wäre es freilich wohl noch ein anderes, wenn diese Zeichen nothwendige und allgemeine wären, denn in diesem Falle würden wir annehmen müssen, daß jeder Gegenstand in uns zum Worte werden müßte.

Für sich selbst also, bloß zu seinem eigenen Gebrauche, hätte der Mensch gar nicht nöthig gehabt, Tonzeichen für gewisse Sachen zu erfinden, d. h. sich eine Sprache zu bilden, und Rousseau hatte allerdings hier Recht, seinem Menschen keine Sprache zu geben. Er hat nur darin gefehlt, daß er überhaupt auf die Sprachfähigkeit des Menschen keine Rücksicht nahm, denn

> der Mensch kündigt sich, weil er ein sprachfähiges Wesen ist, als zur Geselligkeit bestimmt an.

Wir finden ja nirgends in einem Geschöpfe ein Organ, das es nicht üben und gebrauchen, eine

Fähigkeit, die es nicht entwickeln sollte, und der Mensch machte eine Ausnahme hierin?

Diesem allem zu Folge dürfen wir, auch den ursprünglichen, Menschen nicht als isolirtes Wesen annehmen, und die Natur selbst bezeugt, daß wir dies nicht einmal können.

Mann und Weib! Beide einander so ähnlich, und doch so unähnlich, jedes gewisser=maßen eine eigne Organisation, was sind sie oh=ne einander? Allenfalls was das Veilchen in der Wüste, aber auch mehr nicht. Beide sind nur mehr, wenn man sie in Beziehung auf ein=ander denkt, und beide muß man in Beziehung auf einander denken, denn sie sind Eins, nicht verschieden, und nur wenn sie Eins sind, er=füllen sie ihre Bestimmung, sieht man Zweck=mäßigkeit, wo man sonst glauben könnte, die Natur habe nur zwecklos gespielt. In der That könnte man sonst wohl versucht werden, zu fra=gen, „war es wohl Laune, Einfall, Grille der Natur, daß sie gerade die Gattungen in Geschlechter zertheilte?" — Nein, du Göttli=

che, du hast nicht gespielt mit deinen Kindern, und nicht aus ihnen gemacht, was gerade ein toller Einfall dir etwa eingab, mit Absicht giengst du überall zu Werke, und mit Weisheit führtest du alles aus. Nicht an dir, sondern an uns liegt es, wenn wir das Gegentheil glauben, denn wir sehen oft, nicht was du zeigst, sondern was wir sehen wollen.

Wie schön stimmt mit dem, was ich bisher sagte, die älteste Urkunde der Menschengeschichte zusammen. Hören Sie.

Zwei Menschen gehören dazu, um ein organisches Ganzes *) zu machen, und der Mensch, den ich Ihnen im vorigen Briefe schilderte, kann mithin, als isolirtes Wesen, wie wir ihn annahmen, noch kein vollkommener Mensch genannt werden. Allein und einsam — denn der Mensch ohne Menschen ist immer einsam —

*) Ein organisches Wesen ist ein solches, in dem sich alles gegenseitig wie Zweck und Mittel verhält. Kant.

wandelt er noch umher, und würde vielleicht das werden, was der wilde Knabe in den polnischen Wäldern wurde, der es ungefähr eben so weit gebracht hat, als wir es jenen bringen sahen, aber auch schwerlich weiter. Immer würde er in einer Art von Dumpfheit bleiben, und dies nennt die Mosaische Urkunde, er sei in einen tiefen Schlaf verfallen *).

*) Genesis 2, 21. womit ich zu vergleichen bitte 1, 27. zwei Stellen, womit sich die Interpreten sehr gemartert haben, um sie zu vereinbaren. Außer Herder, Eichhorn und einigen andern, die schätzbare Bemerkungen darüber mitgetheilt haben, liefern zweifelsohne die philosophisch richtigsten Erklärungen darüber Kant und Schiller in ihren kleinen Schriften. Fichte in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache in Niethammers philosophischem Journale hat ebenfalls einige sehr scharfsinnige Bemerkungen mitgetheilt, die ich nicht unbenutzt gelassen habe. Eine kleine Nachlese von Bemerkungen darüber, die jene berühmten Männer mir übrig gelassen haben, werde ich an einem andern Orte mittheilen.

Und wann erwachte er aus diesem Schlafe? — Als die vor ihm stand, die ihm gleich war, ein Geschöpf seiner Gattung, — die er für Fleisch von seinem Fleisch, für Bein von seinem Bein erkannte, wie es an jener Stelle heißt. Da fiel der Schlaf von seinen Augen, da entwand er sich der dumpfen Betäubung, die Glorie der Menschheit stralte zum erstenmal aus seinem Auge, denn in das Auge trat Seele.

Wie ganz anders müssen wir uns also die Vereinigung des Urmenschen denken, als Rousseau! Nicht bloß dazu führt ein Zufall sie zusammen, damit sie in Befriedigung eines thierischen Genusses den Zweck der Natur — Fortpflanzung der Gattung — befördern möchten, nein, sie gehören nothwendig zusammen, können ohne einander nicht gedacht, von einander nicht getrennt werden, und nicht bloß Körper mit Körper vereinigt sich, sondern auch Seele mit Seele. Thiere können nach der Paarung von einander laufen, der Urmensch durfte das nicht, wenn er nicht zum Thiere ausarten soll-

te, und er sollte das nicht, denn der Keim der Vernunft in ihm sollte entwickelt werden. Nur aber wenn sich Vernunft an Vernunft gleichsam reibt, erwacht sie aus ihrem Schlummer, und wird zur Wirksamkeit aufgeregt. Nur aus solcher Wechselwirkung der Vernunft mit einer andern kann Sprache entstehen, und so vereinigen sich alle Anlagen des Menschen, uns zu überzeugen, daß er nothwendig ein geselliges Wesen sein müsse, wenn er ein Mensch werden solle.

Ruhe sanft, du ehrlicher Hans Jakob! Du hast es wahrscheinlich gut mit den Menschen gemeint, denn es war wohl dein fester Glaube, daß sie glücklicher werden würden, wenn sie in den Stand der Thierheit träten. Ich verzeihe Dir deshalb alle Paradoxien, erwarte aber dafür auch von Dir Verzeihung, wenn ich behaupte, die Natur hab' es doch noch besser mit uns gemeint, als Du, da sie aus jenem Stande uns heraustrieb, zu Menschen machte, und mit dem schönen Bande der Geselligkeit umschlang. Ich behaupte dies nicht ohne Grund,

denn nur in dieser Anstalt der Natur seh' ich Glück für den Menschen sprießen, der sich sonst leicht das elendeste aller Geschöpfe wähnen könnte.

Hier, geliebter Verduc, bin ich auf den Punkt gekommen, zu dem ich wollte, und ich glaube nun im Stande zu sein, Ihnen darzuthun, daß es eine unbillige Klage des Menschen sei, wenn er jammert, daß die Natur ihn verwahrlost, oder stiefmütterlich behandelt habe. Auch er ward zur Empfindung der Freude auf diesen Schauplatz berufen, auch er sollte Glück und Wonne aus dem schäumenden Kelche der Schöpfung trinken. Er gieng nicht leer aus, als die gütige Mutter ihre Gaben vertheilte, sondern erhielt, wie jedes andere, seinen gebührenden Antheil. Nur wollen wir auch hier nicht vergessen, daß jedes gerade nur den Antheil erhielt, den es in seiner Lage brauchte, und darnach wollen wir das beurtheilen, was der Mensch von der Natur erhielt.

Allein vorher wollen wir unsern Blick noch einmal zurückwerfen, damit wir uns ganz gehörig orientiren.

Zu welchem Behufe und in welcher Absicht haben wir jetzt die Natur des Menschen untersucht?

Um auszumitteln, ob er mit der ganzen Thierschöpfung nur eine Gattung ausmache, oder als besondere Art zu dieser Gattung gehöre, denn es läßt sich nur hieraus bestimmen, ob er mit der ganzen übrigen Thierschöpfung einerlei Bestimmung habe, oder nicht.

Und was haben wir bei dieser Untersuchung gefunden?

Daß der Mensch zwar allerdings Aehnlichkeit mit der ganzen übrigen Thierschöpfung habe, in wiefern er ein lebendes und empfindendes Wesen ist, daß er sich aber, in wiefern er ein denkendes Wesen ist, so auffallend von allen Thieren unterscheide, daß es in dieser Hinsicht nicht möglich ist, ihn nicht

als eine ganz besondere Art in dieser Gattung aufzustellen.

Nun hat aber der Mensch, in wiefern er lebendes und empfindendes Wesen ist, mit allen Thieren, den Trieb nach Wohlsein gemein, und dieses Wohlsein ist nur durch Befriedigung der Bedürfnisse möglich, wozu jedes dieser Wesen eigne Organe erhalten hat, die es zu gebrauchen versteht. Es entstand daher die Frage, wie es sich in dieser Hinsicht mit dem Menschen verhalte? denn es hatte ganz das Ansehen, als sei er hier von der Natur verwahrlost worden.

Und nun, mein Freund, steuern wir nach diesem Umblick muthig vorwärts, denn wir haben jetzt Kompas und genaue Karten, die uns sicher stellen, nicht an irgend einer Klippe oder Sandbank zu scheitern. Ich zeige jetzt, daß die Natur den Menschen nicht hintangesetzt habe. Wollten Sie aber vielleicht Ihrem Steuermanne sich nicht ganz getrost überlassen, wohl, hier zeigt er Ihnen seine Karte! Lesen Sie vorerst, was hier steht:

„der Mensch ist vernünftiges denkendes Wesen. Dadurch kündigt er sich zugleich und unmittelbar als geselliges Wesen, und nicht minder un-

mittelbar als Sprache erzeugendes (sprechendes) Wesen an."

Vernunft, Geselligkeit und Sprache, diese Dreieinigkeit in dem Menschen, bestimmen sein Leben, und leiten ihn durch alle noch so verwundenen Gänge eines labirinthischen Schicksals glücklich zu seinem Ziele hin, das — ich behaupt' es jetzt dreister und kühner — nicht Elend ist.

Wohlan! sagen Sie nun alles heraus, was der menschlichen Natur mit irgend einem Scheine zur Last gelegt werden könnte, jetzt werd' ich Ihnen antworten.

Nackt und waffenlos betritt der Mensch der Schauplatz dieser Welt, da doch für alle Thiere in dieser Hinsicht recht gut gesorgt ist.

Nichts weiter? Lassen wir uns hierüber nicht bange sein, denn er hat Vernunft, er wird also nicht umsonst sehen, nicht umsonst beobachten. Er hat auch außer der Vernunft seine kunstreiche Hand und den freien Gebrauch derselben. Mißlicher sähe es freilich um ihn aus, wenn er auf Vieren gienge, aber er geht aufrecht, weil die Natur einen bessern Gebrauch für seine Hand wußte, als Moskati. Der Mensch konnte also füglich nackt und waffenlos hienieden erschei-

nen, weil er Vernunft und Hände hat, und er sollte so erscheinen, damit die erstere durch das Bedürfniß entwickelt, die letztere geübt würde. Und ist beides nicht geschehen? Hat sich der waffenlose Mensch nicht durch erfundene Waffen zum Oberherrn der ganzen Erde gemacht? Unterjocht er nicht weit stärkere, ereilt er nicht weit schnellere Thiere als er ist, muß nicht der Adler, der sich zur Sonne schwingt, wie der Wallfisch, der Ströme aus seiner Nase braust, und Schiffe wanken macht, ihm erliegen? Und der nackte Mensch, hat ihm nicht in Novazembla der Eisbär seinen dichten Pelz, in Indien der Seidenwurm sein Gespinst, ein Strauch seine Wolle zu einer Bedeckung liefern müssen? —

Aber Anfangs war ihm doch seine Blöße und Waffenlosigkeit beschwerlich?

Was ich gern zugestehen will. Aber das sollt' es auch. Schmerzhafte Empfindung ist es ja auch bei allen Thieren, die sie zur Selbstthätigkeit treibt, denn ohne sie würde der Löwe nicht würgen, der Fuchs nicht stehlen, das Faulthier ewig auf einem Baume bleiben. Dasselbe soll bei dem Menschen ebenfalls geschehen, nur mit dem Unterschiede, daß dort nur die körperlichen

Organe, bei ihm auch die Seele zur Thätigkeit geweckt werden soll. Und desto besser nur, wenn Anfangs dies Gefühl ihm doppelt unerträglich fällt, denn so fühlt er auch doppelt, daß seine Kraft nicht alles auszurichten vermöge, fühlt doppelt seine Schwachheit und Abhängigkeit, und die Nothwendigkeit, das Band der Geselligkeit immer fester zu ziehen, und nicht sich allein, sondern auch andern zu leben, deren er bedarf, wie sie seiner. So entblüht aus dieser harten Nothwendigkeit die liebliche Blume der Liebe.

Welch ein erbarmenswürdiges Ding ist aber nicht der Anfang jedes Menschenlebens! Wie spät lernt das Kind seine Organe und Kräfte erst gebrauchen, wie langsam entwickeln sich alle seine Fähigkeiten!

Sage mir, rechnest du Mutter- und Kindesliebe, und überhaupt die süße Gewohnheit zu lieben und geliebt zu werden, die unserm Herzen ein so dringendes Bedürfniß wird, für nichts? Und weißt du noch nicht, daß es in der Natur des Menschen liegt, gerade das am meisten zu lieben, was ihm die meiste Mühe gekostet? Hast du nie noch die Erfahrung gemacht, daß Aeltern meist ihre kränklichen Kinder mehr als ihre gesunden lieben,

und daß die Kinder mehr von den Müttern, als von den Vätern geliebt werden? Und warum? Bloß weil jene mehr Mühe mit ihnen gehabt! — O wie war es möglich, daß man da die Natur anklagen konnte, wo sie so deutlich, so vernehmlich von ihrer Absicht spricht! — Nichts mehr hievon!

Aber hätte das Kind nicht einen Instinkt —?

Siehst du nicht, daß es wirklich einen hat? Saugt es nicht instinktmäßig an der Mutterbrust? — Aber du meinst diesen nicht, sondern einen solchen, der es gängelte, wie das Thier? — Mit deiner Erlaubniß, Freund, unser Kind soll kein Thier werden, auch kein wilder Knabe in den polnischen Wäldern, und deshalb muß es nur spät zum Gebrauch seiner Organe kommen, weil es sonst vielleicht zu frühe den Aeltern entliefe, und darf Instinkt des Thieres gar nicht haben, weil der Keim der Vernunft in ihm sich entwickeln soll. Instinkt aber würde die ädlere Vernunft nie zur Herrschaft kommen lassen, und so würde das Kind bloß aufwachsen, nicht erzogen, d. h. seine Vernunft nicht durch Geselligkeit und Sprache allmählig entwickelt und gebildet werden *), daß sie dann selbstständig wirke.

*) Unstreitig ist dies Erziehung im möglichst weitesten

Sehen Sie, mein geliebter Freund, wie alle diese Klagen gegen die Natur des Menschen selbst sich heben. Wie manche deren ein milzsüchtiger übellauniger Sophist vielleicht glücklich oder unglücklich genug wäre, noch herauszugrübeln, immer würde er zur Antwort erhalten, „du hast Unrecht, Freund, denn du fassest die Natur des Menschen nur einseitig auf. Denke aber, daß er ein vernünftiges, geselliges und Sprache erzeugendes Wesen ist, und daß seine ganze Organisation darauf arbeitet, in diesem göttlichen Dreiklang rein harmonisch zusammen zu stimmen, dann wird dein Urtheil bald sich ändern. Vernunft, Geselligkeit und Sprache sind die drei Grazien, die holden Töchter der himmlischen Liebesgöttin, die sie aus der Umarmung des jungen Bachus gebar, und die erzogen auf stiller Schäferflur, die rauhen Sitten sanfter machten, und himmlische Reize ins irr-

Sinne, allein so mußte sie auch hier genommen werden, wenn sie auch auf die Caffern, Pescherais und ähnliche Völkerschaften passen sollte, bei denen, wenn sie auch nur bis zur heiligen Zahl des Pythagoras sich erhoben haben, eine solche Erziehung schon statt finden muß, denn sie stehen doch schon unendlich höher als der weise Elephant.

dische Leben verflochten. Nur immer dies ins Auge gefaßt, wirst du nicht leicht in Versuchung kommen, des Menschen Loos zu bejammern."

Nur wer — wie Schiller bei einer andern Gelegenheit sagt, — im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumschleppt, der nur könnte fähig sein, hier über dieses Loos noch in Klage auszubrechen, nur eine träge Austerseele sich über sein von der Natur erhaltenes Geschenk beschweren. Denn alles zusammengenommen kündigt sich uns als Bestimmung des Menschen folgendes an:

„daß er sich selbst zu dem mache, was er sein soll, daß er durch eigne Kraft immer vorwärts schreite, überall denke, und nie ohne gedacht zu haben handle, und so seines Glücks oder Unglücks eigner Schöpfer, seines Schicksals eigner Bestimmer und Vollender sei, denn da der Mensch zum Denken organisirt war, rissen auch sogleich alle Bande, wodurch das Thier gegängelt wird, und er kündigt sich zugleich als ein nach Willkühr handelndes, von jeder Nothwendigkeit unabhängiges, frei wirkendes Geschöpf an."

Wie in dieser Rücksicht der Mensch im Range das erste aller Wesen der Erdenschöpfung ist, so ist er auch das zur größten Glückseligkeit am vortheilhaftesten organisirte, denn nur ihm muß alles zu seinem Wohlsein zollen. Wie viele Quellen des Genusses sind nicht für ihn geöffnet! Jede Staude und jeder Baum liefern ihm ihre Früchte; mit ihm theilt das Schaaf seine Wolle, die Biene ihren Honig, die Kuh ihre Milch! Ihm kleidet sich die Aue mit Blumenteppichen, und Metalle, tief im Schooße der Erde verborgen, zieht er zu seinem Nutzen hervor. Das Kraut auf einer Alpe, und die Pflanze auf dem Meeresgrunde, die süße Frucht der Ananas und die giftige Belladonna, alles muß Beiträge zu seinem Wohlsein liefern, so daß er gleichsam, wo nicht Herr der Erde, doch Verwalter über alle ihre Güter scheint, mit dem großen Vorrecht, sie, so gut er kann und vermag, zu benutzen.

Und welche herzerhebende Genusse findet er nicht, außer diesen sinnlichen, in der Thätigkeit seines Geistes selbst, in der Erkenntniß der Wahrheit, dem Eindringen in den Geist der Schöpfung, den Dichtungen seiner Phantasie, den Gebilden seiner Künste, der Kultur seiner Wissenschaften, lauter Quellen von Vergnügungen, die nur für ihn sich ergießen. Jeder gelungene Versuch, jede überwun-

dene Schwierigkeit, jede neue Erfindung, ja selbst die bloße Übung seines Erkenntniß- und Denkvermögens erfüllen seine Brust mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit, einem entzückenden Gefühle namenloser, nur für ihn bestimmter, Wonne.

Seid nicht ungerecht, meine Brüder, gegen die Natur, und klagt sie nimmer an! Sie hat auch euch bestimmt, an den Freuden dieser Erde, den Seligkeiten, die sie spendet, Theil zu nehmen, und gerade ihr seid es, denen sie ihre reinsten Freuden, ihre höchsten Seligkeiten aufgespart hat. Nur müßt ihr euch sie selbst verschaffen, und dazu habt ihr die Vernunft. Ja, mein Freund, ich sage es und schwöre, daß noch nie ein Mensch elend geworden ist, der in allen Angelegenheiten seines Lebens dieses göttliche Orakel in ihm selbst um Rath gefragt, und ihrem Ausspruch folgsam sich gefügt hat; ich sage es und schwöre, daß die Natur an den Leiden des Menschen keinen Theil hat. Sie hat Empfindung und Vernunft so innig in ihm verschmolzen, daß aus ihrer Vereinigung nothwendig seine Glückseligkeit aufblühen muß, und jede peinliche Empfindung, die er spürt, ist nur ein neuer Antrieb für seine Vernunft, zu neuer Thätigkeit sich aufzuraffen, und die welkende Pflanze seines Glücks sorgsamer zu warten und zu pflegen.

Noch will ich Ihnen jetzt, am Ende dieser Untersuchung, zu zeigen mich bemühen, wie jede besondere in der Organisation des Menschen gegründete Einrichtung beitrage, diesen schönen Zweck des Menschenlebens zu befördern.

Von seiner aufrechten Stellung, seinen Händen, der eignen Ordnung und Beschaffenheit seiner Zähne sag' ich aber nichts, denn hievon hab' ich schon gesprochen, und es ist augenscheinlich, daß der Mensch ohne sie nicht Mensch wäre.

Davon aber, daß der Mensch ein alles verzehrendes Thier, und in Ansehung seines Aufenthalts an keinen bestimmten Kreis gewiesen ist, muß ich etwas sagen. Beides konnte kein Geschöpf, das die Natur nicht mit Denkkraft ausgestattet hatte, denn nur ein solches war fähig, alles Verzehrbare um sich her zu Nahrungsmitteln zu verwandeln, und an jedem Orte solche Einrichtungen zu treffen, die sein Gedeihen nicht verhinderten, seine Ausdauer daselbst möglich machten. Diese Meinung äußerte, so viel ich weiß, Buffon zuerst, und mit Unrecht hat man sie ihm getadelt, denn es ist offenbar, daß ein Thier mit seinem Instinkte, auch bei solcher Organisation, doch nicht in allen Gegenden ausgedauert hätte *). Der Mensch hätte freilich ohne diese Organisation

*) S. S. 173.

auch nicht ausgedauert, allein diese selbst war doch nicht hinreichend.

Wie hierin, so erkenn' ich auch in folgenden beiden Eigenheiten seiner Natur, die weiseste Absicht. Kein Thier wird so spät mannbar als der Mensch, und nur er ist in Ansehung der Geschlechtsverrichtungen an keine bestimmte Zeit gebunden. — Dieses letztere ist ein neuer Beweis von der durchgängigen Freiheit des Menschen, der in allen Fällen seines Lebens nur von Vernunft geleitet werden, nur sich selbst unterthan sein, und auch über den mächtigsten seiner Triebe nur selbst herrschen sollte. Muß man aber, wenn man mit dieser Eigenheit des Menschen die vorhergenannte seiner späten Mannbarkeit zusammenstellt, nicht nothwendig auf den Gedanken kommen, daß dieser Trieb nicht eher erwachen sollte, als bis auch die Vernunft im Menschen sich in demjenigen Grade entwickelt hätte, der sie fähig macht, die Gewalt des Triebes zu zügeln? — Und, Verduc, können wir im Ganzen auch hier den Charakter der ädleren Menschheit verkennen? — Brunst treibt das Thier, den Menschen sollte an ihrem sanften Bande die heilige Liebe leiten.

O Verduc, weit entfernt, daß der Mensch das beklagenswertheste Kind der Erde sein sollte, seh' ich vielmehr in ihm das beneidenswertheste. Ein

Gott wandelt er auf dieser Erde umher, und alles huldigt ihm, dem Könige der irrdischen Schöpfung. Alles, was die Natur Schöneres geben konnte, ward ihm zu Theil, und eine Fülle hoher reiner Seligkeit soll und kann er sich erringen. Freude schlingt ihre Blumenketten um alle Wesen, die der Empfindung sanfter Reiz durchzittert, und du, o Mensch, wärlich auch du gehörst zu diesen Wesen, auch deines Daseins Zweck ist Freude!

Erhabner Genius der Welt, voll Dank und Ehrfurcht beug' ich vor dir mein Knie! — Laß du mich nimmer es verkennen, daß mein Loos so herrlich fiel, und laß der Würde meines Wesens immer eingedenk mich handeln. Hier unter deinem reinen Frühlingshimmel schwör' ich dir — ich wills, und keine Klage über mein Schicksal soll je deinen Tempel, kein Undank je mein Herz entweihen. — Alles schufst du zum Glück, auch meine Brüder, auch mich, — ich erkenne es, danke dir, und — weine Freudenthränen in den Kelch deiner schönen Natur!

Leben Sie glücklich, mein Freund und Lehrer, so glücklich, als ein Mensch hienieden soll und kann!

Verbesserungen.

S. 111. Z. 2. l. Erzeugnissen st. Ereignissen.

S. 149. Z. 13. l. und gab ihnen Flügel st. setzte Flügel an ihre Stelle.

S. 210. Z. 19. l. Mittel st. Mitkel.

S. 255. Z. 5. l. zwei andere st. einen zwoten. (zweiten.)

S. 255. Z. 7. l. sie st. beide.

S. 285. Z. 1. der Note l. verstecken st. verstehen.

Staatl. Bibliothek Passau

Yd lb

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried,

Uiber die Bestimmung des Menschen für das gebildete Publikum

Bd.: Erster Theil

Zürich und Leipzig 1800

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Yd (b) 110-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347664-6
VD18 90602323